Einiges aus meinem Leben

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Berlin
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Einiges aus meinem Leben,

oder

Pius IX., Napoleon III., die Jesuiten, Italien und Oesterreich.

Von

H. G. Arckwort.

Berlin.
In Commission bei Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

1861.

Vorrede.

Die Verhältnisse rissen mich, kaum sechs Tage alt, von der Mutterbrust hinweg und warfen mich unter fremde Menschen. Eine arme Jüdin reichte mir aus reiner Nächstenliebe täglich ein Mal die Brust, indem sie ihrem eigenen Kinde diese Nahrung entzog, weil sie fürchtete, ich möchte sonst nicht aufkommen; es war daher natürlich, daß mein Herz schon von frühester Jugend an warm für die Religionsgenossen jenes Weibes schlug. Als ich größer wurde, dehnte sich diese meine Liebe auch auf andere Confessionen und Nationen aus. Ich sah in allen Menschen Kinder Gottes und folglich mir gleichberechtigte Brüder und Schwestern.

Mein Lehrer war stets bemüht, den Wunsch, unserm Nächsten zu nützen, in uns wach zu rufen; er that das mit so viel Wärme, daß ich ihn auch da noch stets gegenwärtig hatte, als es den Jesuiten gelungen war, meine Seele in einen krankhaften Zustand zu versetzen, der vierzehn Jahre andauerte. Liebe zu meinem Nächsten und der Wunsch, ihm zu nützen, sind denn auch

die einzigen Hebel, die mich vermocht haben, meine Erlebnisse für die Oeffentlichkeit zu bearbeiten und nur darum hoffe ich, daß Gott meine Arbeit segnen und sie dazu beitragen möge, den Geist der Zwietracht zu schwächen, wo möglich zu vernichten und der Versöhnung immer mehr Bahn zu brechen.

Wenn ich hie und da auf die Blößen von einzelnen Personen, Körperschaften oder Nationalitäten hingewiesen, so geschah dieses nur in der Absicht, auf die Krebsschäden, an denen die Gesellschaft leidet aufmerksam zu machen, damit man sie heile und gesunde. Ich wünsche jedoch, daß man bei der vorzunehmenden Kur, vorzüglich bei der auf geistigem Gebiete, mit der größten Vorsicht zu Werke gehe.

Immer sei man bedacht, alle einzelnen Mitglieder religiöser Körperschaften zu schonen, und suche sie wo möglich für die Gesellschaft zu gewinnen. Der Krankheitszustand der Meisten ist heilbar.

Man gestatte ihnen jedoch unter keinem Vorwande, von der Gesellschaft abgesondert zu leben, denn dadurch wächst der Geist der Sekte und dieser bringt Verderben.

Bei Beurtheilung der politischen Fragen habe ich mich auf den rein menschlichen Standpunkt gestellt; ich glaube dabei so unparteiisch zu Werke gegangen zu sein, wie das nur immer möglich ist.

Die Germanen mögen stets bedenken, daß das Gebäude, welches sie jetzt aufführen, geeignet sein muß, Jahrtausende zu halten, daß die Völker aller Zungen und Confessionen darin Platz finden müssen, weshalb sie vorzüglich darauf zu sehen haben, daß alle Räume so eingerichtet sind, daß Alle befrie-

digt werden. Die Bauart soll so beschaffen sein, daß auch jene Völker, die außer demselben wohnen, wünschen, mit uns unter einem Dache zu wohnen oder doch wenigstens unsere Architektur nachahmen zu können.

Gerne seien wir dann bereit, denselben bei ihrem Bau behülflich zu sein, aber geben wir wohl Acht, daß sie uns dabei nicht schaden oder gar solche Baumaterialien verwenden, die leicht in Brand gerathen und so auch unser Haus gefährden.

Bestreben wir uns, unserm Nächsten ohne Unterschied der Religion und Nation mit Liebe entgegen zu kommen; vergessen wir aber auch nicht, was wir berechtigt sind, von ihm zu fordern. Unsere Rechte und unsere Pflichten sollen uns stets gleich heilig sein. Beanspruchen wir die Ersteren immer und versäumen wir die Letzteren nie; — denn nur so werden wir unsere Mission, die eben so schön als groß und schwierig ist, glücklich zu Ende führen. — Der Gedanke, daß wenn wir unsere Aufgabe lösen, uns die Guten aller Nationen preisen und segnen werden, soll uns bei allen Schwierigkeiten stärken und begeistern.

Ich erinnere mich, in den ersten Jahren meiner Kindheit einen jungen Herrn und eine junge Frau von Zeit zu Zeit bei mir gesehen zu haben, die mich an's Herz drückten, auf ihren Armen schaukelten, und sich nur schwer entschließen konnten, mich zu verlassen.

Als ich größer wurde und sich mein Verstand etwas entwickelte, kam nur mehr die Frau, welche bei jeder Trennung heftig weinte, was mir so sehr zu Herzen ging, daß ich mich schnell von ihr losriß, und mich irgendwo versteckte, um meinen Thränen ungesehen freien Lauf zu lassen. — Eines Tages nun, nachdem sich jene Frau wieder entfernt, und mir der Thränenquell nicht versiegen wollte, zog mich die alte Frau, bei der ich lebte und die alles Gute, was in mir ist, geweckt und gepflegt hat, aus meinem Schlupfwinkel hervor, setzte sich mit mir in eine von ihr selbst gepflanzte Laube, die aus Linden und Rosenbüschen zusammengesetzt war, erklärte mir da, was ich längst gemuthmaßt, aber nicht auszusprechen gewagt hatte: daß jene Person meine Mutter sei, die mich unter sehr mißlichen Verhältnissen geboren habe und schon sechs Tage nach der Geburt gezwungen worden sei, mich fremden Händen zu überlassen, um für ihr Kind und sich sorgen zu können.

Mit lebendigen Farben wußte mir die gute alte Frau, die ich Großmutter nannte, den Schmerz, welchen meine Mutter

bei der Trennung von mir empfunden, zu schildern, und so Liebe und Dankbarkeit gegen dieselbe in meinem Herzen zu entflammen.

Leider starb die gute Alte, als ich eben mein eilftes Jahr zurückgelegt hatte.

Meine gute Mutter, die damals in einer kleinen Stadt als Köchin diente, zog es nun vor, mich in ihrer Nähe zu haben; ich mußte daher den Ort meiner ersten Kindheit, an den mich so viele liebe Erinnerungen knüpften, verlassen. — Noch jetzt steht mir jener Sonntag Morgen lebhaft vor Augen, an den mich meine zweite Pflegemutter, die eine Tochter der Verstorbenen war, bei der Hand nahm, um mich meiner neuen Bestimmung zuzuführen. Ihre Kinder, ihr Mann und Andere, die zugegen waren und mich kannten, weinten. Die Kinder, welche ich, weil sie kleiner als ich waren, hatte warten und herumtragen müssen, liebten mich wie ihren Bruder, und es thut mir wohl, es hier sagen zu können, daß ich die schönsten Tage meines Lebens in jenem Hause verlebt habe, wenn ich gleich, weil die Leute arm waren und meine gute Mutter nur wenig für mich bezahlen konnte, gewöhnlich hungrig zu Bette gehen mußte.

Am schwersten wurde mir die Trennung von der Frau, die, als wir bei meiner lieben Mutter angekommen waren, sich gar nicht entschließen konnte, mich zu verlassen.

Für meine religiöse Erziehung war diese Veränderung nicht vortheilhaft, und würde sich diese wohl mehr gefestigt haben, wenn ich an dem Orte meiner Kindheit geblieben wäre, denn dort war ich in der reformirten Kirche erzogen worden, während ich von nun an dem lutherischen Religions-Unterrichte beiwohnen mußte.

Meine gute Mutter hielt mich durch drei Tage auf ihrem Zimmer versteckt, und erst, als sie fürchten mußte, sich deshalb von ihrer Herrschaft Unannehmlichkeiten zuzuziehen, denn es handelte sich ja auch um unsere beiderseitige Existenz, — ver-

mochte sie es, mich meinen neuen Pflegeeltern zu übergeben. Hier mußte ich mich ebenfalls in meiner freien Zeit mit den Kindern beschäftigen oder Holz sammeln, auch Futter für die Ziege holen u. dgl. m.

Mein Lehrer war den Fächern, die er vortrug, vollkommen gewachsen, dabei ein tüchtiger Erzieher, weshalb ich ihm Vieles zu danken habe, ihn aber auch wie einen Vater liebte.

Ein Mal in böse Gesellschaft gerathen, wußte er der Art auf mich einzuwirken, daß ich mich schämend meine Genossen verließ. Eine körperliche Züchtigung mußte ich von meiner Mutter selbst ertragen.

Ungefähr dreizehn ein halb Jahr alt, hatte ich die Bekanntschaft einer wohlhabenden Bürgerstochter gemacht und einen förmlichen Bund mit ihr geschlossen. Bei einer nicht im besten Rufe stehenden Familie sahen wir uns öfter und auf Kosten meiner kleinen Braut wurde bald Kaffee, bald Chokolade oder Thee gemacht; Butter, Brod, Würste und dergleichen hatte sie gewöhnlich mitgebracht.

An den Tagen, an welchen wir als angehende Confirmanden mit unseren Lehrern ausgehen durften, gab sie mir Geld und Handschuhe, damit ich meinen reicheren Schulkameraden nicht nachzustehen habe. Meiner lieben Mutter war dies von einer braven Frau, welche im Hause unserer Zusammenkunft wohnte, hinterbracht worden; sie hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als mich dort aufzusuchen und der Art zu züchtigen, daß ich sechs Tage das Bett hüten mußte.

Es war die erste und letzte Strafe von ihr, aber nie werde ich aufhören, dankbar dafür zu sein. Es schien, als ob der Himmel selbst über mich gewacht habe, denn einige Tage später bemerkten die Eltern meiner sogenannten Braut beim Geldzählen einen Abgang von achtundvierzig Thalern.

Die Tochter, durch jene Familie, bei der wir zusammen gekommen, ermuntert, hatte ihnen diese Summe entwendet. Diese

Entdeckung machte einen furchtbaren Eindruck auf mich, und ich war dermaßen von Scham erfüllt, daß ich nicht wagte, frei aufzuschauen; in den Blicken Aller, selbst Fremder las ich Vorwürfe; denn wenn ich mich gleich frei von der Mitschuld am Diebstahl wußte, so mußte ich mir doch die bittersten Vorwürfe über meine Blindheit machen, weil, wenn auch jene schlechte Familie den größten Theil des Geldes an sich gezogen hatte, wovon ich nichts wußte, doch auch das, was mir bekannt oder ich selbst bekommen hatte, zu viel war, um als Geschenk ihrer Eltern zur freien Verfügung betrachtet zu werden.

Was mich am meisten befremdete und peinigte, war, daß mir mein Lehrer keinen Vorwurf über diesen Vorfall machte, und auch meine Mitschüler nichts davon zu wissen schienen. Der Todesfall des Herrn meiner lieben Mutter, der sich gerade in jener Zeit ereignete, erschien mir als eine Strafe des Himmels, jedenfalls hat derselbe so sehr auf alle meine Lebensverhältnisse eingewirkt, daß ich glaube, das Warum hier einschalten zu müssen.

Meine gute Mutter hatte es nie gewagt, mich ihrer Herrschaft vorzustellen, oder in deren Beisein auch nur von mir zu sprechen. Der alte Herr, ein äußerst biederer Mann und hoch in die Neunzig, der große Stücke auf sie hielt, hatte, wahrscheinlich aus Zartgefühl nie nach mir gefragt, seine Frau aber mochte es unterlassen haben, weil sie sich dadurch verletzt fühlte, daß meine Mutter ein Geheimniß vor ihr habe, da sie diese doch nicht als Untergebene, sondern als Freundin behandelt, und so war es denn gekommen, daß ich beinahe zwei Jahre in der Stadt gelebt hatte, ohne nach dem ersten Male wieder zu meiner lieben Mutter in's Haus gekommen zu sein.

Ein Unglücksfall führte mich hinein.

Als ich eines Tages, ich glaube es war im Jahre 1833 Ende Mai, vom Walde zurückkehrte, wo ich Futter für die Ziege gesammelt hatte, hörte ich, auf der Höhe des Osterberges an-

gekommen und ungefähr noch eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt, die Feuerglocke läuten. Fast zu gleicher Zeit sah ich den Mittelpunkt der Stadt in hellen Flammen.

Dort wußte ich meine Mutter, deren Herrschaft gerade damals nach Hildesheim gereist war, wo sich eine Tochter in der Taubstummenanstalt befand. Wie ein Reh setzte ich über Büsche, Hecken, Felder und Gräben, um in grader Richtung den Schauplatz des Feuers zu erreichen. Das Haus, in dem ich das Theuerste, was ich auf Erden hatte, wußte, brannte schon an allen Ecken! Ueberall sah ich Menschen beschäftigt, um zu retten, was noch zu retten war, doch nirgend sah ich meine Mutter. In wenig Minuten durchflog ich alle Zimmer. Endlich fand ich sie in den Wohnzimmern der Herrschaft, wo sich die Kreuzstöcke der Fenster auch schon entzündet hatten, beschäftigt, dem furchtbaren Elemente das Beste, was jene Räume bargen, zu entreißen; eine alte Magd leistete ihr treue Hilfe.

Als sie mich erblickte, rief sie aus: rette was Du kannst, vorzüglich aber sorge dafür, daß die Knechte diesen Koffer hinunterbringen, und verschwand. Ich machte ebenfalls einen Gang, kehrte zurück und da ich den mir bezeichneten Koffer immer noch dastehen sah, während das Feuer schon einen nächst dem Fenster stehenden Kasten ergriffen hatte, so erfaßte ich den bewußten Koffer, zog ihn mit einer Kraft, die mir die Gefahr verliehen hatte, über den Gang und die Stiege hinunter, daß es allgemeines Aufsehen erregte. Während die Knechte beschäftigt waren, den Koffer auf den bereitstehenden Wagen zu laden, kehrte ich, ohne auf die dringenden Abmahnungen derjenigen, welche mir abriethen, zu hören, noch ein Mal in's Haus zurück.

Neu bepackt wollte ich eben wieder hinunter, da bemerkte ich, daß der untere Theil der Stiege in vollen Flammen stehe. Ich besann mich kurz, sprang durch ein Fenster in den Hof, wo ich noch ein Pferd im Stalle sah, das die Postillons ver-

gessen hatten. Es sehen, ablösen und ihm mit meinem Halstuche die Augen zubinden, war das Werk einiger Sekunden. Das arme Thier folgte mir willig, und obgleich der Stall schon überall brannte, gelang es mir dennoch, es zu retten. Um einige Minuten später stürzte der Dachstuhl zusammen, und ich sammt dem Thiere wären unter dem brennenden Schutte umgekommen.

Jetzt erst bemerkte ich, daß mir meine Mutter fehle. Nach langem Suchen erfuhr ich, daß man sie ohnmächtig hinweggetragen habe. Schrecken, Angst und Anstrengung hatten so sehr auf ihre Nerven eingewirkt, daß sie volle zwei Tage fast immer bewußtlos war, und den Abgang ihres eigenen Koffers, der ihre ganze Habe enthielt, erst nach Verlauf dieser Zeit bemerkte.

Das Feuer hatte furchtbar gewüthet, denn neunundsechszig Häuser, die Scheunen und Nebengebäude nicht mitgerechnet, waren ein Raub der Flammen geworden. Am meisten beklagte man den Verlust des alten schönen Rathhauses, das, obgleich es allein stand und trotz aller Anstrengung, es zu erhalten, dennoch verloren ging. Durch die furchtbare Hitze hatte es oben beim Knopfe zuerst Feuer gefangen, von wo sich das furchtbar zerstörende Element mit Blitzesschnelle und schlangenartig nach unten verbreitete. Nach kaum dreiviertel Stunden, es war neun Uhr Abends, stürzte der Thurm bis zu den Glocken zusammen. Brennende Balken stürzten mit solcher Wucht auf das Dach, daß dieses an mehreren Stellen zusammenbrach, sich entzündete und nun an kein Retten oder Löschen mehr zu denken war. Mehr durch Hülfe der Feuerhaken als der Spritzen gelang es endlich, das Umsichgreifen des Feuers zu hemmen und um zehn Uhr Abends konnte man sagen: Wir haben gesiegt!

Nun aber bot sich ein fast noch grausameres Schauspiel dar. Man wollte den Menschen, welchen man in Verdacht hatte, daß er das Feuer angelegt habe, in die Kohlengluth werfen.

Schon waren ihm Hände und Füße gebunden, während, um das Schreien zu hindern, man seinen Mund geknebelt hatte. Viele schrien: hinein! hinein mit ihm! Andere schwiegen, und nur Wenige wagten, um Aufschub zu bitten. Schon schien das Loos des Unglücklichen entschieden, schon hatten ihn zwei handfeste Kerle gepackt, um ihn auf das Commandowort der Massen dem Feuertode zu weihen, als die beiden Stadtgeistlichen, wie durch Zauberwort gerufen, hervortraten, und diesen mit Hülfe des Bürgermeisters und einigen der Stadtältesten gelang es, die tobende Masse zu beschwichtigen. Der Erbarmungswürdige wurde nun der Polizei übergeben, und starb nach sechs Monaten im Gefängnisse, ohne sich von dem Verdachte, der Brandstifter gewesen zu sein, gereinigt zu haben.

Was dieser Mensch während der sechs Monate Kerkerhaft gelitten haben muß, wenn er wirklich der Urheber des Feuers gewesen und er nur irgend wie Gefühl für fremde Leiden hatte, das kann nur der begreifen, welcher während jener Schreckenszeit gegenwärtig gewesen ist, und die Schmerzensrufe der Menschen, die in wenig Augenblicken ihre ganze Habe verloren, der Thiere, die obdachlos herumirrten; das Knistern des Feuers, das Krachen zusammenstürzender Balken und ganzer Häuser, gehört hat. Ach! es muß fürchterlich sein, sich sagen zu müssen: All' dies Unheil habe ich verursacht! — Es muß dies meines Erachtens die gräßlichste Qual sein, die der Mensch zu ertragen hat.

Zwei Tage nach dem Brande kam die Herrschaft meiner lieben Mutter zurück. Schon in Hildesheim hatte sie die Trauerbotschaft ereilt, aber so schauerlich, wie es in der That war, hatten sie es sich wohl kaum vorgestellt, doch erheiterte sich das Gesicht des alten Herrn, als er hörte, daß kein Menschenleben zu beklagen, und auch sein Reitpferd, obwohl es bereits vergessen, weil es allein gestanden, dennoch gerettet worden sei.

Als man die geretteten Sachen musterte, fehlte der oben

bezeichnete Koffer, welcher alle Kostbarkeiten und die Kasse enthielt. Meine liebe Mutter, der ich gesagt, daß ich ihn gerettet, hielt sich nun verpflichtet, es der Herrschaft mitzutheilen, damit diese weitere Nachsuchungen anstellen lasse; man fand ihn endlich unter den Sachen des Postmeisters. Unterdessen hatte sich auch herausgestellt, daß ich ebenso der Retter des Pferdes sei, weshalb der alte Herr mich zu sehen wünschte, mich belobte und fragte, was ich wohl am liebsten werden möchte, wenn ich die Mittel hätte, und als ich ihm antwortete, daß ich alsdann Lehrer werden würde, ermahnte er mich zum Fleiße und versprach mir, für mich sorgen zu wollen. Ein Schlaganfall endete seine Tage schon sechs Monate nachher und testamentarische Verfügungen hatte er nicht hinterlassen.

Meine gute Mutter konnte meinen Neigungen nicht nachkommen, und da ich auch wünschte, ihr so wenig Kosten als möglich zu verursachen, entschloß ich mich, Papiermacher zu werden, weil man da kein Lehrgeld zu zahlen hatte, und überdies noch gekleidet wurde. Ein Bruder meiner Mutter, den ich aber nie gesehen hatte, war Werkführer in einer Papierfabrik und versprach, mich aufzunehmen.

Schon zwei Tage nach meiner Confirmation, nachdem ich von allen Freunden und Bekannten Abschied genommen, stieg ich, von den Segenswünschen meiner theuren Mutter begleitet, in den Postwagen, setzte mich neben den alten Schaffner, der nun wohl schon lange den Lohn für sein liebevolles Benehmen gegen mich empfangen, dessen Nachkommen aber der Himmel segnen möge, — und fuhr so meiner neuen Bestimmung zu.

In Einbeck, wo wir in der Nacht anlangten, ließ mir der alte gute Mann einen Kaffee machen, der mir bei der rauhen Witterung, es war stürmisches Aprilwetter, wohl zu Statten kam. In Ammensee mußte ich aussteigen und da sorgte der liebe alte Mann, bei dem ich gerne bis an's Ende

des Lebens geblieben wäre, für ein gutes Mittagsessen und für einen sichern Boten, der mich nach Winzenburg, wohin über das Gebirge ein Fußsteig führte, bringen sollte.

Die Trennung von dem alten Rothrocke, den ich trotz seiner großen dicken Hände und der rauhen Gesichtsfarbe, die ich erst so gefürchtet, recht lieb gewonnen hatte, kostete mir viele Thränen, die noch reichlicher flossen, als er mich dem Schutze Gottes empfahl, dessen Segen er auf mich herabrief. Ich hatte ihn früher nicht gesehen, und sah ihn auch später nie wieder, aber seine Züge sind mir noch immer gegenwärtig.

In der Papiermühle warteten meiner böse Zeiten, denn da die Ehe meines Oheims keine glückliche zu nennen war, und ich zum schwächeren Theile, den mein Oheim vertrat, gehörte, obgleich er der Stärkere hätte sein sollen, so hatte ich von den Launen der lieben Tante nicht wenig zu leiden. Oft war der gute Oheim, der eher zum Gehorsam als zum Befehle bestimmt schien, gezwungen, mich zu mißhandeln, um seiner Frau zu zeigen, daß er ihr zu Willen sei. Sonst aber war er immer, wenn es niemand sah, bedacht, mir an die Hand zu gehen, damit die Gesellen keinen Anlaß haben möchten, mir ihre Rohheit fühlen zu lassen.

Die Arbeit bestand anfänglich darin, das ekelhafte Geschäft des Lumpensondirens zu erlernen und zu betreiben, bei niederem Wasserstande auf das Zeichen der Gesellen das Wasser auf die Räder zu lassen, wenn sie wieder eine neue fabricirte Parthie Papier pressen wollten; zwei Mal täglich den Zeug aus dem Geschirre zu nehmen und wieder neue Lumpen hinein zu thun. Allwöchentlich wurden Lumpen geschnitten, was die schmutzigste und zugleich auch die gefährlichste Arbeit dieser Profession ist. Obwohl mir nun die Leute eine Masse von Beispielen erzählten, welche bewiesen, wie Viele schon ihre Hände, ja sogar ihr Leben verloren hatten, so bat ich doch immer, die gefährlichere Stelle beim Lumpenschneiden wählen zu dürfen,

weil sie die weniger schmutzige war. In den Mittags- und Abendstunden durfte ich mich in der Papierfabrikation üben, machte aber, weil ich nur wenig Anlagen zu mechanischen Arbeiten besitze, sehr wenig Fortschritte darin; dessenungeachtet wünschte ich nichts so sehnlich, als recht bald bei der Fabrikation den ganzen Tag hindurch beschäftigt zu werden, um dem schmutzigen und ekelhaften Geschäfte auf der Lumpenstube enthoben zu sein.

Mein Wunsch jedoch sollte nicht sobald in Erfüllung gehen. Mein Oheim ließ es nicht dazu kommen, theils, weil er für meine Gesundheit fürchtete und theils auch, weil er mich sonst besser brauchen konnte. Da ich lesen und schreiben konnte, des Rechnens kundig war, mich auch sonst zu benehmen wußte, so mußte ich den Verkauf der fehlerhaften Waare in den umliegenden Ortschaften besorgen, was ich um so lieber that, als ich dadurch Gelegenheit hatte, für einige Zeit von der für mich so unausstehlichen Arbeit des Lumpensondirens erlöst zu werden. Endlich aber war es mir nicht länger möglich, die Launen meiner Tante zu ertragen, und bat daher um die Versetzung in eine andere Mühle, was, da der Herr jener Mühle deren drei hatte, leicht zu bewerkstelligen war. Allein ich war durch diese Versetzung aus dem Regen in die Traufe gerathen. Bei meinem Oheim hatte ich um halb neun Uhr zu Bette gehen, und bis halb vier Uhr schlafen können; von nun an durfte ich wohl um acht Uhr schlafen gehen, mußte aber auch schon um ein Uhr wieder aufstehen. Dazu den ganzen Tag schwere Arbeit verrichten, und nur selten war es mir vergönnt, aufrecht stehen zu können. Da ich nicht sehr stark war und auch nur wenig Geschick hatte, so machte ich mich beim Zeugtragen nicht selten naß, ward in Folge dessen den ganzen Tag hindurch nicht trocken, die Füße schwollen mir stark an, und in die Hände hatten Alaun und Nässe förmliche Löcher hinein gefressen, weshalb ich sie nur schwer bewegen konnte.

Die Gesellen, denen ich beigegeben war, arbeiteten auf Stück und waren, weil ich mit der Arbeit nicht schnell genug fortkonnte, in ihrem Verdienste beeinträchtigt, was sie mir fürchterlich entgelten ließen. Ich glaube,. daß in jener Zeit die Filze mehr an meinem Kopfe, als durch die Arbeit abgenützt wurden.

Eines Morgens um zwei Uhr, als ich wegen Erkältung und Schnupfen mit der Arbeit noch weniger als gewöhnlich fortkonnte, schlug einer der Gesellen so unmenschlich mit dem Preßseile auf mich ein, daß ich ohnmächtig niederstürzte.

Aus Nase und Ohren blutend, schickte man mich, nachdem ich wieder zu mir selbst gekommen, zu Bett; ich aber entschloß mich, diese brutale Behandlung nicht länger zu ertragen, suchte meine Kleider zusammen und verließ, die Dunkelheit der Nacht benutzend, die Mühle.

Eine im nahen Orte wohnende Frau, deren Sohn mein Freund war, die folglich meine Leidensgeschichte kannte, nahm mich auf, und behielt mich bei sich, bis meine Wunden geheilt waren.

In dieser Zeit hatte ich Muße genug, um über die Folgen meines Schrittes nachzudenken. So schlimm mir dieselben auch schienen, so konnte ich mich dennoch nicht entschließen, meine Flucht zu bereuen; noch viel weniger mochte ich an eine Rückkehr denken. Meine Lage war indessen sehr bedenklich, denn meiner guten Mutter mochte ich nicht mehr zur Last fallen, und die paar Groschen, die ich hatte, konnten bei der größten Sparsamkeit nur für einige Tage genügen. Meiner Wirthin mochte ich nicht länger zur Last sein, und ging daher im Vertrauen auf Gott, und von dem Wunsche, der Gesellschaft zu nützen, einen Wunsch, den mir mein Lehrer in Nordheim so oft an's Herz gelegt hatte, beseelt, der Stadt Hildesheim zu, um dort einen Dienst zu suchen, wozu mir ein Schreiben meiner Wohlthäterin, das ich wie einen Talisman bewahrte, helfen sollte.

In jener Stadt angekommen, fragte ich nach der mir bezeichneten Straße, und fand bald ebenso die Leute, an die mein Schreiben gerichtet war. Ich ward freundlich aufgenommen und wurde mir auch Hoffnung gemacht, daß man sich für mich verwenden wolle, wofür ich jedoch sechs Gutegroschen erlegen mußte, die für mich eine große Summe waren, und ein tüchtiges Loch in meinem Beutel machte. Doch ich durfte noch von Glück reden, denn schon am anderen Tage bekam ich einen Dienst. Ich ward als Billard- und Kegeljunge aufgenommen. So lange es kalt war und ich in den freien Stunden im Garten beschäftigt wurde, gefiel mir das Geschäft nicht übel, als aber schöne Tage kamen, der Frühling herankam und ich von meinem Herrn aufgefordert wurde, junge Leute zum Kegelschieben einzuladen, wozu ich von zwei Handlungsdienern unterstützt werden würde und ich Alle jeden Morgen zu wecken habe, da fragte ich mich, ob ich auf solche Weise der Gesellschaft auch nütze, und erhielt ein um so entschiedeneres Nein zur Antwort, als ich Zeuge war, wie unzufrieden sich einige geberdeten, wenn sie verloren hatten, und Einer mir selbst den Antrag machte, für ihn die Gassen wo möglich enge zu stellen.

Obgleich der Feldarbeit ungewohnt, wünschte ich dennoch, bei einem Bauern ein Unterkommen zu finden, aber Niemand nahm mich auf. Ich mußte es als ein großes Glück erachten, in einem Einkehrwirthshause einer Landstadt und zwar in der Nähe der Papiermühle, aus welcher ich geflohen war, eine Stelle zu finden.

Dort war ich sieben Monate, als meinem Herrn hinterbracht wurde, daß ich aus der Lehre gelaufen und kein eheliches Kind sei, was für diesen Menschen Beweggrund war, mir gram zu werden. In diesem Hause sollte ich das, was für einen Menschen, der wahres Ehrgefühl besitzt, das Herbste ist, ertragen. Meiner Obhut war unter anderen Sachen auch das Sil-

bergeschirr anvertraut. Unter diesem nun befand sich das Eßbesteck eines Kreishauptmannes, der im Hause wohnte.

Eines Tages fehlten Gabel und Löffel dieses Herrn, und alle Mühe, sie aufzufinden, schien fruchtlos. Der Verdacht fiel auf mich, weil ich Vormittags in der Stadt gewesen und eine Uhr gekauft hatte. Ich wurde in einen Keller gesperrt. Der Wirth, welcher um eilf Uhr Morgens gewöhnlich schon betrunken war, durchsuchte mein Zimmer, und ritt dann, als er nichts vorfand, in die eine Viertelstunde entfernte Stadt zum Silberschmiede, um zu fragen, ob ich die Uhr gegen Silber eingetauscht habe.

Unterdessen war seine Frau in den Garten gegangen, und fand die fehlenden Sachen in den Händen der Kinder, welche damit spielten. Was ich in jener Zeit gelitten, und welche Gedanken in mir aufgestiegen, will ich unterlassen zu beschreiben.

Man entließ mich nun wohl meiner schrecklichen Haft; der Wirth selbst hatte aber nur Vorwürfe für mich, weil ich nachlässig gewesen sei. Da der Unmensch selbst auf meine Geburt anspielte, so forderte ich meine Entlassung und erhielt sie.

Ein Kutscher, der noch am selben Tage nach Hannover fuhr, nahm mich für ein Billiges mit. In der Residenz angekommen, besah ich mir deren Merkwürdigkeiten, und fuhr schon am andern Tage nach Nienburg weiter. Dort verkaufte ich meine entbehrlichen Kleidungsstücke sammt Koffer, worauf ich meine Reise, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, zu Fuß fortsetzte.

So kam ich mit meinem kleinen Felleisen auf dem Rücken nach Lingen, Meppen und Bentheim. Bei Leer verließ ich den deutschen Boden, nicht ohne mich zu wiederholten Malen nach demselben umzuschauen, denn so wenig ich in meinem Vaterlande auch genossen, so hing ich doch schon damals mit der ganzen Liebe meines Herzens an demselben und dessen Bewohner. Wenn ich aber bei allen Nöthen und Gefahren, welche

mich später umgaben, dennoch rein von Verbrechen geblieben, so habe ich das gewiß zum großen Theile meiner Vaterlandsliebe zu danken.

Die immer neuen Gegenden, durch welche ich kam, die Leute und deren Gebräuche machten einen großen Eindruck auf mich, und unterhielten mich so sehr, daß ich nach Westfriesland, Gröningen, Lowarden und Lämmers gekommen war, ohne daß ich mich im Geringsten gelangweilt hatte. In letzterer Stadt schiffte ich mich nach Amsterdam ein. Vor meiner Abreise, die sich stürmischen Wetters wegen um vierundzwanzig Stunden verzögerte, schrieb ich an meine liebe Mutter, bat sie um Verzeihung und ihren Segen.

Obgleich der Sturm in Etwas nachgelassen hatte, war die See doch noch immer schrecklich aufgeregt und unser kleines Fahrzeug war förmlich und thatsächlich ein Spielball der Wellen. Fast alle Reisenden bekamen die Seekrankheit. Ich hatte mich wegen Mangel an Geld auf den letzten Platz begeben, wo sich einige dreißig Grasmäher, die alljährlich aus dem Hannöverschen nach Holland reisen, um etwas zu verdienen, befanden, und war, so wie diese, ohne Bett und allen Comfort.

Widrigen Windes wegen wurden wir drei Tage auf der See herumgetrieben, und da ich nur für einen Tag mit Lebensmitteln versehen war, wurde ich dermaßen schwach, daß, als ich am letzten Tage Morgens aufs Deck gegangen war, um frische Luft zu schöpfen, niederfiel und in meinem bewußtlosen Zustande von einer Welle hinweggespült worden wäre, wenn nicht einige von den guten Leuten herbeigeeilt wären und mich wieder in den Schiffsraum gebracht hätten. Fast ohne Geld konnte ich mich in Amsterdam, das mit seinen engen Straßen, hohen Häusern und langen Grachten (es sind das mit dem Meere in Verbindung stehende Canäle) einen eigenen Eindruck auf mich machte, nur kurze Zeit verweilen. Ich hatte daher die Einladung eines der Grasmäher, mit ihm zu gehen, um

bei irgend einem Bauern als Heumacher verwendet zu werden, gerne angenommen. Der gute Mann wußte nicht, wie schwer es sei, eine Arbeit zu verrichten, bei der man nicht aufgewachsen. Der Bauer, bei dem ich ein Unterkommen gefunden, wollte mich meiner Ungeschicklichkeit wegen nicht einmal für die Kost behalten, und das um so weniger, als er hörte, daß ich seiner Religion nicht angehöre. Meine letzten Groschen waren bald verzehrt, auch das aus meinen wenigen Kleidungsstücken gelöste Geld hielt nicht lange vor. Meine Uhr hatte ich schon in Lämmers verkaufen müssen. Endlich gelang es mir, Arbeit bei einem Schiffer zu finden, welcher Sand für den Eisenbahndamm fuhr, der damals von Amsterdam nach Harlem gebaut wurde. Es war das eine fürchterliche Existenz. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend mußte ich entweder ein- oder ausladen, oder das Fahrzeug, welches der Schiffer „Back“ nannte, ziehen, und des Nachts ruhte ich auf einem Lager, um das mich kein Hund beneidet haben würde.

Die Speisen waren sehr knapp und trotz der Bissen, die mir das Weib gab, mit dem mein neuer Herr in wilder Ehe lebte, und der ich an Sonntagen aus der Bibel vorlas, mußte ich oft hungrig zur Ruhe gehen. Im Herbste widerstanden meine Kräfte nicht länger und das sogenannte dreitägige Fieber schwächte mich so sehr, daß ich nicht mehr arbeiten konnte und mich mein Herr ungeachtet der Vorstellungen seiner Gehülfin entließ.

Bald wieder gänzlich ohne Geld, ohne Kleider und nun auch ohne Gesundheit saß ich eines Tages, den Kopf in die Hand gestützt, neben einer Quelle, aus der ich eben getrunken hatte und weinte recht bitterlich, als eine Frau, den besseren Ständen angehörend, zu mir herantrat und mich fragte, was mir fehle.

Ich vermochte nicht zu sprechen, bis sie mich bat, ihr zu

sagen, ob ich Hunger habe, was ich mit „Ja“ beantwortete. Die gute Frau lud mich nun ein, mit ihr zu gehen, ließ mir in einem Wirthshause eine Tasse Fleischbrühe geben und nahm mich dann mit nach Amsterdam, wohin wir in einem von Pferden gezogenen Schiffe fuhren. Doch ihr Werk der Barmherzigkeit, was sie gewiß nur aus reiner Nächstenliebe vollbrachte, sollte für mich höchst verhängnißvoll werden.

Mit ihr zu Hause angekommen, durfte ich abermals eine Suppe und auch ein Stückchen Rindfleisch essen, dann durfte ich mich, nachdem ich mich gewaschen und rein überzogen hatte, zur Ruhe begeben. Schon lange ohne Bett, ja ohne Ruhestätte, schlief ich durch die liebevolle Behandlung von Wonne berauscht, bald ein, obgleich es erst sechs Uhr Abends war.

Als ich am andern Morgen erwachte, waren meine Kleider, die schon sehr abgetragen, verschwunden und fand ich an deren Stelle ganz neue. Mein Herz war so sehr des Dankes voll, daß ich diesen nur durch Thränen darbringen konnte. Nachdem ich gefrühstückt und den Leuten meine Lebensgeschichte auf ihr Verlangen mitgetheilt hatte, ging die Frau des Hauses, die aus der Rheingegend in Deutschland war, mit mir zum Arzte, der mir ein Recept gab und versicherte, daß ich das Fieber bald verlieren werde.

Von dort gingen wir in die Kirche, um von Gott dem Geber alles Guten die Gesundheit zu erbitten. Ich war seit meiner Confirmation nie mehr so religiös bewegt gewesen, wie an jenem Tage, und gerne wäre ich noch geblieben, als mich meine Wohlthäterin zum Weggehen aufforderte. Zu Hause angekommen, fanden wir einen Geistlichen anwesend, dem man mich vorstellte. Er behandelte mich mit so viel Liebe und Güte, daß ich ganz für ihn eingenommen wurde. Als ich später erfuhr, daß er Jesuit sei, wuchs meine Achtung noch mehr, denn er war ja so ganz das Gegentheil von dem, was ich mir bis dahin unter einem Jesuiten gedacht hatte, und

zollte ihm ja die Frau, in der ich einen Engel sah, fast göttliche Verehrung. Ich konnte gar nicht begreifen, wie man diese Menschen, denn Frau Heßling meine Wohlthäterin sagte mir, daß alle Jesuiten sich gleich seien, so sehr fürchten könne, und faßte den festen Vorsatz, sie zu vertheidigen, wenn ich je wieder etwas Nachtheiliges von ihnen hören sollte. Am folgenden Morgen nahm mich meine Wohlthäterin auf's Neue mit in den Gottesdienst, dem sie dieses Mal in einer Kirche der Väter Jesu beiwohnte. Das Gemessene und Feierliche, welches die Mitglieder dieses Ordens bei jeder kirchlichen Handlung beobachten, machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth und ich fing an, zu wünschen, das Alles zu verstehen. Meine Gönnerin, der das nicht entgangen war, sagte mir auf dem Heimwege: der allbarmherzige Gott hat Sie alle Wege, die Sie gegangen, geführt, um Sie in seinen Schafstall einzuführen. Ach! widerstehen Sie, fügte sie feierlich hinzu, seiner Gnade nicht!

Am Nachmittage kam der fromme Mann aufs Neue, und nun wußte er das Gespräch auf meine Schuljahre zu lenken, wobei er erfuhr, daß ich erst in die reformirte und dann in die lutherische Schule gegangen sei.

Da er bemerkte, daß ich in Bezug auf die Gegenwart Christi im Abendmahle nicht recht wußte, ob ich mich der Ansicht Zwingli's oder jener Luther's beigesellen sollte, so benutzte er diesen Punkt, um mir zu beweisen, wie nöthig in kirchlichen Dingen ein unbedingter kindlicher, ja blinder Glaube sei. Er wußte mir diesen Glaubenssatz der katholischen Kirche so sehr an's Herz zu legen, daß ich geneigt war, das, was er mir sagte, als wahr anzunehmen. Was mir an dem frommen Manne ganz besonders gefiel, war, daß er Luther gegen Zwingli in Schutz nahm, und auch zugab, daß die katholische Kirche zu des Reformators Zeiten wirklich nicht rein von Mißbräuchen gewesen sei, was jedoch dem Augustiner immer noch kein Recht

gegeben habe, rebellisch gegen sie aufzutreten. So ging der kluge Pater in seinem Vorhaben langsam aber sicher zu Werke, und zog auch die Schattenseiten des großen deutschen Mannes nur nach und nach an's Licht, wodurch es ihm gelang, mich unvermerkt immer mehr von demselben abzuziehen; wenn es ihm auch nie gelungen, Abneigung gegen ihn in mir wach zu rufen, weil ich immer wieder neue Gründe zu seiner Entschuldigung aufzufinden wußte.

Die Augustiner, die ihn zum Prediger aufgestachelt, hatten meiner Meinung nach nicht wenig Schuld, daß er in der Hölle war, wenn er sich vor seinem Tode nicht bekehrt hatte, was ich so gerne hoffte, obgleich mein guter Pater mir da nicht beipflichten wollte.

Nach mehreren Monaten glaubte ich zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß der große Reformator ein Rebell gewesen, war aber dessenungeachtet noch weit entfernt, zu glauben, daß die katholische Kirche die Alleinseligmachende und unfehlbar sei. Doch das Sprichwort: „Der Mensch athmet die Luft ein, in der er lebt", sollte sich auch bei mir bewähren.

Nach sechs Monaten war es meinen Wohlthätern gelungen, mich zu vermögen, den festen Vorsatz zu fassen, die Religion meiner Ahnen zu verlassen und um die Aufnahme in den Schooß der katholischen Kirche zu bitten.

Da erhielt ich einen Brief von meiner lieben Mutter, in welchem sie mich beschwor, meinem Glauben treu zu bleiben, was nun freilich schon unmöglich war, denn ich war desselben ja bereits baar und gar keiner Religionsgemeinde anzugehören, schien mir fürchterlich. Ich entschloß mich, nach Hause zu reisen, um meinen früheren Pastoren Gelegenheit zu geben, mich von der Wahrheit der lutherischen Kirche zu überzeugen.

So verließ ich Amsterdam und meine Wohlthäter ungeachtet der Gegenvorstellungen und Drohungen aller Art.

Eine Hölle von Zweifeln im Herzen, fürchtete ich die

Seereise und wählte daher den Landweg. Von Amsterdam, wo ich so namenlos unglücklich geworden war, ging ich nach Utrecht. Jene Reise war die fürchterlichste meines Lebens. Gedanken aller Art quälten meine Seele. Man hatte mir so sehr mit dem Zorne Gottes gedroht, der über mich hereinbrechen müsse, wenn ich seiner Gnade widerstehe, und länger zögere, in den Schafstall des wahren Hirten einzugehen, daß ich alle Augenblicke meinte, die Erde öffne sich, um mich zu verschlingen. Wundermärchen aller Art verwirrten mir den Kopf und als ich dann auch noch mit Pilgern zusammenkam, welche zu einem sogenannten Gnadenbilde der Mutter Gottes wallfahrten, und unter ihnen einen Freund der Familie Heßling fand, glaubte ich, Gott habe mir in diesem Menschen einen Boten geschickt, um mich noch ein Mal zu mahnen.

Das liebliche Bild meiner guten Mutter, welches mir freundlich winkte, hatte nicht Kraft genug, sich zu behaupten und mich von jenen Leuten abzuziehen.

Ich ließ mich überreden, mit nach Kevelar zu gehen und hörte auf dem Wege dahin von so viel Wundern, welche dort geschehen sein sollten, zu deren Beweise man mir, als wir angekommen waren, die Krücken und Opfergaben zeigte, daß ich nun wähnte, nur in der katholischen Kirche sei die Seligkeit zu finden. Daß Gott ein Tyrann sein müsse, wenn er nur einem Fünftel der Menschen Gelegenheit gebe, selig zu werden, und er die übrigen vier Fünftel zur Hölle verdamme, bedachte ich gar nicht, so sehr hatte man meinen Verstand gefangen genommen.

Bei alledem vermochte ich nicht nach Amsterdam zurückzukehren, weil ich mit Vorwürfen überhäuft zu werden fürchtete.

Auch wollte ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen, wozu ich dort keine Gelegenheit hatte. Ich suchte daher und fand einen Dienst bei einem katholischen Bauer in Mellingen bei Niewegen in Geldern. Der Pfarrer, ein grader offener

Mann, stellte mich auf harte Probe, was aber nur dazu beitrug, mich eifriger um die Aufnahme in die katholische Kirche zu bewerben.

Hier wurde ich mit einem Eremiten bekannt und ward so sehr für denselben eingenommen, daß ich ihn bat, mich zu sich zu nehmen, mich im geistlichen Leben zu unterrichten und mir das Korbmachen zu lehren, was er bereitwillig zu thun versprach, sobald ich ein Glied der Kirche sein werde, was leider nur zu bald geschah. Ich sage leider, weil ich durch diesen Schritt meiner guten Mutter gänzlich entfremdet wurde und meinen Seelenfrieden, den ich schon früher verloren, nicht wieder gewann, wenigstens nicht für längere Zeit. Oft hatte ich mich in meinen Beichten der Sünden gegen den heiligen Geist, an der anerkannten Wahrheit zu zweifeln, anzuklagen, was nach den Lehren der katholischen Kirche eine der schwersten Sünden ist, die der Mensch begehen kann. Einen Mord begehen, ist nach den Lehren dieser Kirche eine kleinere Sünde, als an der Unfehlbarkeit der Kirche zu zweifeln.

Mein Beichtvater, ein Jesuit, hatte daher seine liebe Noth mit mir, da alle seine Bußen, die eben so viele Recepte waren, das Uebel eher vermehrten als verminderten, und ich ihm nicht einmal zu glauben vermochte, daß meine Zweifel keine Sünde seien. Er mochte sich mit der Hoffnung trösten, daß mir das als einstigem Laienbruder der Jesuiten wohl gelingen werde. Mein Ringen nach Wahrheit währte indessen vierzehn Jahre und erst als ich diese gefunden, konnte ich auch wieder froh werden; denn in allen Menschen ohne Unterschied der Religion sah ich nun wieder Kinder Gottes und als solche meine Brüder, die mit mir gleiches Recht an seine Güte haben, und folglich mir ebenbürtig seien. Was ich aber in jenem Zeitraum gelitten, will ich nicht versuchen, zu beschreiben; es läßt sich das leichter fühlen und denken. Doch der Jesuit aus Amsterdam, der fortwährend Erkundigungen über mich eingezogen hatte,

mochte mit seiner Arbeit zufrieden sein. Es war ihm ja gelungen, mich für die katholische Kirche und vielleicht selbst für den Orden zu gewinnen, und daher konnte es ihm gleichgültig sein, wenn ich dadurch auch namenlos unglücklich geworden war. Bei Pater Hannes, so hieß der Eremit, der, obgleich er in einem Sarge auf einem Ziegenfelle schlief, sich jede Woche zwei Mal bis auf's Blut geißelte und nie weder Fleisch noch Fische aß, doch nur ein Mensch war, hielt ich es nicht länger als zwei Monate aus. Ich war nicht im Stande, blindlings zu gehorsamen, so sehr ich mich auch anstrengen mochte, das zu Stande zu bringen, und meinen Zweifeln war es, nach Pater Hannes Ansicht, zuzuschreiben, daß die Körbe, mit denen ich die Pflanzen begießen sollte, kein Wasser hielten.

Dem alten Manne aber muß ich nachsagen, daß er vollkommen nach der Regel der Trapisten lebte, sich redlich von seiner Arbeit nährte und selbst noch andere Armen unterstützte.

Die Ursache, welche ihn auf den Einfall, sich dem geistlichen Leben zu widmen, gebracht hatte, war nach seiner eigenen Mittheilung folgende:

Von wohlhabender Familie abstammend, sah er sich durch eigene Schuld bald, nachdem seine Eltern gestorben und er das Seinige erhalten, ohne alle Mittel und wurde, da ihm Lust zur Arbeit mangelte, Schmuggler. Als er einst Weingeist nach Holland einführen wollte, wählte er mit noch zwei muthigen Gesellen den Wasserweg auf dem Rheine. Das Unternehmen war kühn und wäre dennoch sicher gelungen, denn auf der Oberfläche des Wassers war von den Fässern nur wenig sichtbar und der Kahn, in dem Pater Hannes mit seinen Genossen saß, war leer von aller Waare, die Weingeistfässer aber wurden an einem getheerten Stricke, der unter dem Kahne befestigt war, gezogen. Schon hatte das Fahrzeug die Grenze passirt und ebenso hatte es die erste Visite der Grenzjäger überstanden, als ihnen gerade da, wo sie es am wenigsten vermutheten, ein

donnerndes „Halt!“ zugerufen wurde. Als sie dem keine Folge leisteten, fiel ein Schuß, dem bald ein zweiter folgte. Durch Letzteren wurde Pater Hannes leicht gestreift, welcher dadurch aufgeregt sein Gewehr ergriff, anlegte und den Finanzwächter, der in seinem Kahne aufrecht stand, so gut traf, daß derselbe über Bord fiel. Des Schmugglers Genossenschaft war so gefürchtet und so zahlreich, daß die Kameraden des Finanzwächters, welcher so zu sagen eines zweifachen Todes gestorben war, es nicht wagten, den Thäter anzuzeigen, wobei ihnen sehr zu Statten kam, daß der Getödtete schon früher zwei Schmuggler ohne große Noth erschossen hatte. Pater Hannes hatte daher Zeit zu entkommen. In einem Trappistenkloster Frankreichs fand er ein Unterkommen, lebte dort fünfzehn Jahre, ohne als Bruder aufgenommen zu werden und kehrte dann in seine Heimath zurück, um als Eremit die Regeln der Trappisten zu seinen Lebensregeln zu machen. Da sein Vaterland unterdessen einem zweimaligen Regierungswechsel unterworfen gewesen, so war auch unser Schmuggler, obgleich sein Mord sieben oder acht Jahre nach der That entdeckt wurde, begnadigt worden. Er selbst glaubte, diese Begnadigung seinem frommen Leben zuschreiben zu müssen. Der Ortspfarrer, welcher einen gesunden Menschen aus mir zu machen wünschte, hatte indessen einen Platz bei einem Bäcker in Nienwegen für mich gefunden, bei welchem ich zwei Jahre blieb. Nach Verlauf dieser Zeit erhielt ich einen Brief von meiner lieben Mutter, welche mich bat zu kommen, um bei der Loosung gegenwärtig zu sein.

Ein Freund aus meinen Kinderjahren, den ich wie einen Bruder liebte und noch liebe, hatte mir etwas später Geld und Kleider geschickt, allein beide Sachen waren nicht mehr an ihre Adresse gelangt. Ich war bei ihrer Ankunft schon abgereist, um meine Heimath noch zu rechter Zeit zu erreichen; denn obgleich ich nie hatte sagen können, daß ich ein Vaterland habe, so würde ich doch wohl nie etwas gethan oder unterlassen

haben, was mich hätte hindern können, die Orte meiner ersten Tage zu besuchen.

Meine Liebe für dieselben wuchs, ich möchte sagen in dem Maße, in dem ich mich von ihnen entfernte.

Eine der glücklicheren Stunden aber meines Lebens wird jene sein, in der es mir vergönnt sein wird, jenem Jugendfreunde, dessen Name Fritz Mitscherlich ist, fühlen zu lassen, wie dankbar ich für jenes Liebesopfer bin. Seinen Aufenthalt habe ich nie erfahren können. Von den Segenswünschen meines Meisters und meiner Meisterin begleitet, verließ ich im Monat December 1840 die Stadt Nienwegen und bald nachher den holländischen Boden, auf dem ich so namenlos unglücklich geworden war, und dessen Bewohner, weil sie so biedere Menschen sind, ich so herzlich liebgewonnen hatte. So nahm mich einst eine wohlhabende Frau, als ich eben vom Fieber stark geschüttelt wurde und ihr das Brod brachte, zu sich in's Haus, schickte den Korb zum Bäcker und entließ mich nicht eher wieder, bis ich ganz gesund war.

Auch an die Familie Heßling kann ich mich nur mit Liebe und Dankbarkeit erinnern, denn daß sie in ihrer Herzenseinfalt den Plänen der Jesuiten diente, ist gewiß nicht ihr als Schuld anzurechnen. Ja selbst die Mehrzahl der Jesuiten ist schuldlos, und nur die Verblendung läßt sie so sehr zum Unheile der menschlichen Gesellschaft arbeiten.

Am 20. Januar 1841 Abends erreichte ich Hildesheim, wo ich mich bei meinem Freunde durch einige Tage aufzuhalten gedachte, denn zu meiner guten Mutter zu gehen, fand ich keinen Muth. Noch am selben Abend erfuhr ich indessen, daß die Loosung schon am andern Tage stattfinden werde. Ich hatte nun noch vier Stunden Weges zurückzulegen und es schneite die ganze Nacht so fürchterlich, daß kein Wagen durchzukommen hoffte, mich aber trieb es dessen ungeachtet schon am andern Morgen um fünf Uhr fort, um noch zur rechten Stunde

anzukommen. Die letzte Stunde hatte ich auf einem Feldwege und theils im Walde zurückzulegen und weil der Weg oft tiefer als das Feld war, hatte ich große Noth, um durchzukommen. Einige Mal sank ich bis an die Brust in den Schnee, und schon verzweifelte ich, noch zu rechter Zeit anzulangen. Die Ansicht aber von dem Orte, der das Ziel meiner Reise war, stählte meinen Muth und gab mir neue Kräfte. Bald darauf erreichte ich, da der Weg jetzt auch besser wurde, das Städtchen Gronau. Ganz durchnäßt, machte ich allgemeines Aufsehen. Als der Wirth, bei dem die Loosung stattfand, erfuhr, daß ich schon so weit hergekommen, um meine Pflicht zu erfüllen, gab er mir trockene Kleider.

Kaum in den Saal getreten, wurde mein Name aufgerufen. Der Vorsteher meines Dorfes war nicht wenig überrascht, als er mich zur Urne treten sah. Obgleich von Niemanden gekannt, fanden meine Worte Glauben, mein Pflichtgefühl Anerkennung, und ich sah es den Herren an, daß sie sich freuten, als sie meine Nummer sahen, die mich vom Militair befreite. Der Amtmann aber, der mich meiner Pflichttreue wegen liebgewonnen, ließ mir auf meine Bitte ein Wanderbuch als Bäckergeselle ausstellen. Ein Oheim, der unverheirathet war und bei dem meine gute Mutter zu jener Zeit lebte, nahm mich wegen meines Uebertritts zum Katholicismus ziemlich kalt auf, um so mehr, als ich mich um keinen Preis entschlossen hatte, die lutherische Kirche zu besuchen, wozu er mich zu wiederholten Malen, da es gerade den Tag darauf Sonntag war, aufforderte.

Ich verließ meine gute Mutter daher trotz ihrer Thränen noch am nämlichen Tage. Nach den Lehren des Jesuiten, die ich damals noch für unfehlbar hielt, hatte ich mir durch diese Hartherzigkeit ein großes Verdienst erworben.

Froh, nun endlich einmal eine Reiselegitimation zu haben, — ich war ohne eine solche nach Holland gegangen und

von dort zurückgekehrt, — nahm ich meine Reisehabseligkeiten zusammen und ging als ein wohlbestellter Handwerksbursche gen Süden.

Mein Beichtvater in Nienwegen hatte mir gerathen, nach Freiburg in der Schweiz zu gehen, um dort in den Orden einzutreten. Bei Bruchsal in Baden war ich gezwungen, Arbeit zu nehmen, weil mir die Mittel zur Weiterreise fehlten. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte konnte ich meine Reise fortsetzen. Endlich glaubte ich am Ziele meiner Wünsche zu sein; doch! ich hatte mich getäuscht. Statt gleich aufgenommen zu werden, mußte ich auch in Freiburg froh sein, bei einem Bäcker ein Unterkommen zu finden; man gewährte mir jedoch die Aufnahme in die Congregation Mariens, welche damals in Freiburg für katholische Gesellen bestand und von den Jesuiten geleitet wurde. Die Pflichten der Mitglieder dieser Brüderschaft waren, als Katholiken zu leben, bei Anderen diesen Sinn nach Kräften zu wecken, neue Mitglieder zu werben und den Umgang mit Nichtkatholiken zu meiden. Bei Solchen zu arbeiten war verboten. An Sonntagen versammelten wir uns in unserer Kapelle, um gemeinschaftliche Gebete zu verrichten, die Predigt anzuhören, dem Segen beizuwohnen, neue Mitglieder aufzunehmen und die räudigen Schafe auszuscheiden. Als solche galten vorzüglich Jene, welche es wagten, mit Nichtkatholiken Umgang zu pflegen, ohne Erlaubniß dazu zu haben. Durch kleine Beiträge wurden die Kosten der kirchlichen Funktionen bestritten, und reisende Mitglieder anderer Orte ähnlicher Tendenz unterstützt.

Bei der Abreise eines Mitgliedes erhielt dasselbe ein Zeugniß seines Wohlverhaltens, über welchem die unbefleckte Mutter Gottes prangte, das ihm zu gleicher Zeit bei anderen Brüderschaften ähnlicher Tendenz und frommen Katholiken als Empfehlung diente.

Zu meiner Zeit hatten wir einen sehr tüchtigen Prediger,

der Schlaberg hieß, später aus dem Orden austrat, um seiner Mutter und seinen Schwestern, die, weil der Gatte und Vater gestorben, ohne Stütze waren, zu helfen, wurde aber dafür von der frommen Gesellschaft auf alle nur mögliche Weise verfolgt und erst nach langen Mühen und Sorgen gelang es ihm, seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen. Nachdem ich meine Probezeit beim Bäcker überstanden, die bei mir ausnahmsweise nur drei Monate gedauert hatte, wurde ich in's Kloster aufgenommen, wo ich dem Bruder in der Zuckerbäckerei beigegeben wurde. Dieser alte Mann hieß Fellner, war ein Pole von Geburt, und, obgleich auch er das Kleid des heiligen Ignatius trug, doch ein ganz guter Kerl. Sein größter Fehler war vielleicht der, daß er sich wie ein Pudel hatte abrichten lassen und wo möglich noch williger als ein solcher war.

Obgleich er von der Natur einen ganz gesunden Verstand empfangen, so hatte man es dennoch dahin zu bringen gewußt, daß er etwas Weißes als schwarz angesehen haben würde, wenn seine Oberen gesagt hätten, daß es diese Farbe habe. Da ich die Arbeiten, die er mir übertrug, immer zu seiner Zufriedenheit zu Ende führte und ihm bei der Administration seines Amtes sehr zu Statten kam, so erwarb ich mir seine Gunst in hohem Grade, und ich würde mich ganz in den Besitz derselben gesetzt haben, wenn ich mich allen seinen Anordnungen ohne Widerrede gefügt hätte. Was ihm ganz besonders mißfiel, war, daß ich es häufig versuchte, mir Kenntnisse in Dingen zu erwerben, die nicht zur Zuckerbäckerei, zur Speisekammer oder zum Keller, für den ich später verwendet wurde, gehörten. Noch weniger aber mochte er es leiden, wenn ich mir beim Speisen deshalb Abbruch that, um meine Ueberbleibsel einem armen Studenten zu geben, für den ich eine besondere Neigung hatte. Wenn Sie, sagte er dann immer, Jesuit werden wollen, so müssen Sie alle Ihre persönlichen Neigungen unterdrücken und nur das wollen, was die Oberen befehlen. Der Jesuit,

fuhr er zuweilen, wenn er gut gelaunt war, fort, muß sein wie ein Sack, der stehen oder liegen bleibt, wie man ihn eben hinstellt oder hinlegt. Der Gehorsam muß seine vorzüglichste Tugend und ihm gleichsam zur zweiten Natur werden. Er würde, fügte er noch später hinzu, selbst dann ein verdienstliches Werk begehen, wenn er ohne irgendwie zu überlegen, auf den Befehl seiner Oberen eine böse That vollzöge. — Das ging für meine Urtheilskraft viel zu weit, und ich meinte sehr entschieden, wenn auch mit Umsicht, daß ich es wohl schwerlich so weit bringen werde. Ob er es verstanden und den Obern mitgetheilt habe, weiß ich nicht, aber von jenem Tage an war er viel zurückhaltender in seinen Mittheilungen.

Im Pensionate waren ungefähr vierhundert Zöglinge, beinahe sämmtlich aus sehr reichen Familien, und sehr Viele gehörten dem hohen Adel aller Länder an. Man fand da alle Welttheile vertreten, und selbst nichtrömische Katholiken hatte man in der Hoffnung aufgenommen, sie, wo nicht für den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, doch als Anhänger der Jesuiten zu gewinnen. Außer diesen besuchten noch etwa achthundert junge Leute,. welche in der Stadt wohnten, die Schule der Gesellschaft, und aus Allen zusammen rekrutirten die frommen Väter ihren Nachwuchs. Doch hatten sie ihr besonderes Augenmerk auf die Kostgänger im Pensionate gerichtet, denn diese konnten sie, da sie immer in ihrer Nähe waren, besser kennen lernen, und gehörten sie ja auch der höheren Gesellschaft an.

Die Laienbrüder werden aus der Zahl der Dienerschaft assentirt. Sie werden nie Priester, wohl aber kommt es nicht selten vor, daß Jene, die für den Priesterstand aufgenommen sind, später, wenn es die Obern für gut finden, als Laienbrüder verwendet werden. Eigenthümlich ist die Art, diejenigen, welche für die Aufnahme geeignet gefunden werden, zu ködern. Der Lehrer, Erzieher oder sonst Jemand, den ein solcher gut leiden kann, erhält alsdann den Auftrag, sich ihm gelegentlich zu nähern,

mit ihm über den hohen Beruf der Gesellschaft zu sprechen, und daß es äußerst schwer sei, geeignete Männer für dieselbe zu finden. Zeigt der junge Mann Lust einzutreten, so wird der Jesuit zurückhaltend, spricht von den großen Bürden, die ein Mitglied der Gesellschaft Jesu zu tragen habe, wie er dem Hohne der Welt ausgesetzt, nichts sein eigen nennen könne, und zugleich Alles, selbst sein Ich dem Orden zu opfern, bereit sein müsse, was natürlich den jungen Fantasten noch eifriger macht. Der Jesuit spricht nun von seinem geringen Einflusse bei den Obern und dergleichen, verspricht aber doch, sich gelegentlich nach Kräften für seinen Günstling verwenden zu wollen.

So wird denn dieser durch lange Zeit hingehalten; man läßt ihn gleichsam zwischen Himmel und Erde schweben, bis sein Wunsch, Mitglied zu werden, auf's Höchste gestiegen und er an der Aufnahme zu verzweifeln beginnt. Bei der nächsten Zusammenkunft mit seinem Beschützer kommt ihm dieser mit Triumphesmienen entgegen. Doch plötzlich verändert sich sein Gesicht. Seine Züge werden ernst, wie sie der Schützling nie gesehen!

Lieber Herr N. beginnt er:

Wenn es Ihnen wirklich Ernst ist, bedenken Sie es aber wohl! Wenn Sie sich wirklich berufen fühlen, Ihr Kreuz auf sich nehmen und Christum nachfolgen wollen, so gehen Sie, aber auch nur dann, zum Pater Rektor, stellen Sie ihm Ihre Bitte vor, und ich hoffe, er wird Ihnen eine Probezeit nicht versagen! —

Auf diese Weise werden die meisten Mitglieder gefangen.

Ist der junge Mann aufgenommen, so hängt es vom Obern ab, die Zeit zu bestimmen, in der er nach dem Kloster, wo sich das Noviziat befindet, abzureisen hat.

Die Führer in diesem Kloster werden aus den bewährtesten Mitgliedern der Gesellschaft gewählt, und sind ihrer gewöhnlich drei. Der Eine von ihnen ist eben so strenge, als der zweite

sich sanft und liebevoll zeigen muß. Diese Beiden sind es, die mit den Novizen in nähere Berührung kommen, denn der dritte, Pater Rektor, darf wie der Comodore eines Kriegsschiffes nur in außerordentlichen Fällen und unter Beobachtung eines besonderen Ceremoniels angesprochen werden.

Er ist weder strenge noch sanft, sondern hält die Mitte zwischen den beiden Ersteren. Will Jemand austreten, oder ist er nicht geeignet für den Orden (gewöhnlich ist das Erstere der Fall) weil, wenn er auch nicht geeignet ist, man es ihm dennoch nie sagt, sondern der strenge Pater Novizenmeister ihn so lange quälen muß, bis er von selbst geht, wodurch natürlich seine Eigenliebe geschont wird, so begiebt er sich, nachdem er dem sanften Pater, der gewöhnlich sein geistlicher Rath ist, seinen Entschluß mitgetheilt hat, zum Obern, der ihn verabschiedet, ihm noch allerlei Lehren mit auf den Weg giebt und ihn bittet, die Gesellschaft in seinen Gebeten doch ja nicht zu vergessen.

Solche Leute bleiben denn auch gewöhnlich unter allen Verhältnissen treue Anhänger des Ordens, ja sie nützen diesem oft weit mehr als wirkliche Mitglieder, weil, wenn sie Verbrechen begehen, diese der Compagnie nicht zur Last fallen.

Nach Verlauf der zwei Jahre Probezeit erlaubt man dem Novizen, das Gelübde abzulegen, wodurch er sich an die Gesellschaft bindet, ohne daß diese ihm gegenüber irgend welche Verbindlichkeiten eingeht und ihn zu jeder Stunde entlassen kann! — Nach zehn Jahren, oder — wenn es die Obern für gut finden — auch noch später, dürfen die Mitglieder die großen Gelübde ablegen.

Die Ersten oder Einfachen bestehen in ewiger Keuschheit, in freiwilligem Gehorsam und in freiwilliger Armuth.

Bei den großen Gelübden werden die ersten drei wiederholt und noch eines für den Pabst hinzugefügt, in dem sie sich durch die heiligsten Schwüre verpflichten, dem Oberhaupte

der Kirche in was immer zu gehorsamen. Es ist keinem Mitgliede gestattet, um die Ablegung der großen Gelübde anzuhalten, die Erlaubniß dazu ist — ruhig abzuwarten. Viele Mitglieder werden nie aufgefordert, dieselben abzulegen.

Von den einfachen Gelübden kann der heilige Vater entbinden. Ich möchte es jedoch Niemanden rathen, um die Dispens einzukommen, denn überall wird alsdann der Unglückliche von der frommen Gesellschaft verfolgt, zumal wenn er Talent hat und gegen den Willen der Obern ausgetreten ist. Die Verfolgung dauert in diesem Falle so lange, bis der Arme wieder zu Kreuz kriecht und bittet, auf's Neue aufgenommen zu werden, was jedoch in der Regel verweigert wird.

Man begnügt sich eben, ihn wie einen Hund an der Kette zu halten und ihn nach Umständen zu benutzen! —

Pater Schlaberg, bei Hildesheim zu Haus, von dem schon weiter oben die Rede gewesen, war einer der hoffnungsvollsten Männer, die der Orden hatte, wurde daher wegen seines Austrittes so sehr bei allen Bischöfen verläumdet, daß er an den Bettelstab gebracht ward. Doch hat er noch das Glück gehabt, einen Bischof zu finden, der durch seine Seelenstärke bewogen, ihm eine Stelle als Seelsorger gegeben hat. Wenn ich nicht irre, so erlangte Schlaberg und erhielt sich in seiner Stellung, ohne zu Kreuz gekrochen zu sein.

Um auf das Rekrutirungssystem zurückzukommen, so werden nicht alle Mitglieder auf die oben bezeichnete Weise geworben.

Man braucht für den Orden nicht nur umsichtige Männer, sondern auch solche, die da handeln, ohne sich lange um die Folgen ihrer Thaten zu bekümmern und gehören diese adligen Häusern an, so hat man sie um so lieber, weil dann auch die Stellung ihrer Angehörigen mit dazu beiträgt, dem frommen Orden Einfluß zu verschaffen.

Selbst die Vergehen werden bei diesen viel leichter bemäntelt.

Junge Männer dieser Klassen aber lassen sich oft nicht auf die oben bezeichnete Weise angeln. Auch sind die Eltern solcher nur selten geneigt, dieselben dem Orden ganz zu opfern, wenn sie gleich aus zu großer Bequemlichkeit sich entschließen konnten, sie als zarte Pflanzen fremden Händen zur Erziehung zu übergeben.

Wenn Eltern, denen es darum zu thun ist, daß ihre Kinder an Geist und Körper gesunde Menschen werden, bedächten, was für Gefahren dieselben in Instituten überhaupt ausgesetzt sind, so bin ich überzeugt, sie würden, wenn es ihnen die Verhältnisse irgendwie erlauben möchten, die Erziehung derselben selbst leiten und sich nie entschließen, diejenigen, welche die Hoffnung des Staates und der menschlichen Gesellschaft ausmachen, in Treibhäuser zu geben, wo sie nur zu sehr der Ansteckung preisgegeben sind, und wo nicht Wenige sowohl geistig als körperlich verdorben werden.

Wenn ein solches Kind aber auch weiter nichts verliert, so büßt es doch ganz gewiß seine Jugend, seine Kinderjahre ein, und schon das ist unläugbar ein unersetzlicher Verlust; bei alledem giebt es so viele Eltern, die sich ohne alle Noth entschließen, das Kostbarste, was Gott ihnen anvertrauen konnte, schon im fünften oder sechsten Lebensjahre, oft noch früher, anderen Händen zu übergeben.

Ich stand damals noch auf der untersten Stufe der Bildung, und dennoch blutete mir das Herz, als ich einst nach Stävis kam, wo die kleinen Zöglinge sich befanden, und ich sah, wie die lieben Kleinen beim Aus- und Ankleiden von den Knechten behandelt wurden.

Doch sehen wir die Anwerbungen noch näher an!

Da sich gerade in jener Zeit ein Fang aus einer hochadligen Familie ereignete, so wird es genügen, einfach zu erzählen, wie derselbe bewerkstelligt wurde. Ein junger Graf von Zeil aus Würtemberg, der sich zu jener Zeit mit noch

zwei Brüdern im Pensionate zu Freiburg befand, war sehr lebhaften Temperamentes und wurde deshalb nicht selten gestraft.

Einst nun hatte dieser, als er zur Strafe zu Hause bleiben mußte, während die Uebrigen spazieren gegangen waren, von Langeweile geplagt, die Pfosten von mehreren Betten zusammen gebunden. Es schliefen nämlich etwa fünfzig Kinder in einem Saale. Als nun Alles im ersten Schlafe ist, zieht Zeil den Strick fest an, und da er das Manöver wiederholt, so erschreckt er seine Schlafkameraden dergestalt, daß keiner mehr im Bette bleiben wollte. Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß Zeil der Urheber dieses Schreckens ist, und da man auf keine Weise ihn bewegen kann, zu bekennen, wer ihm zu den Stricken verholfen, so bekommt er auf's Neue Zimmerarrest und zwar diesmal von vierzehn Tagen. An einem dieser Tage nun gingen seine Mitschüler nach einem Landhause, worauf sich Alle schon lange gefreut haben, und Zeil langweilt sich natürlich um so mehr, als er bedenkt, daß sich seine Kameraden heute gut unterhalten.

Nach langem Hin- und Hersinnen kommt ihm ein herrlicher Gedanke, den er nicht anders wieder loswerden kann, als daß er ihn zur That werden läßt. Er schneidet mit fast teuflischer Freude allen seinen Mitschülern die Stiefel ab und macht ihnen Pantoffel daraus!

Daß ihm die Ueberraschung seiner Kameraden fast noch größere Freude machte, als die Verwüstung ihm gemacht hatte, konnte jeder leicht errathen, der Gelegenheit hatte, in seinen Gesichtszügen zu lesen, als die Sache entdeckt wurde.

Man verurtheilte ihn nun zur Finsterhaft, die zu gleicher Zeit Einzelnhaft war, weshalb er nicht die entfernteste Gelegenheit hatte, seinen Gedankenstrom irgend Jemanden mitzutheilen. Man hatte ihm auch angezeigt, daß er seinen Aufenthalt nur verlassen werde, um sofort seinen Eltern zugeschickt zu werden, was ihn wohl noch mehr als die Haft selbst peinigen mochte.

Am vierten Tage bittet dieser 17jährige junge Mensch den Laienbruder, der sein Kerkermeister war, er möge doch den Rektor ersuchen, damit dieser sich würdige, ein Mal zu ihm zu kommen, weil er ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe; muß aber noch zwei volle Tage warten, denn erst am sechsten Tage findet sich der Obere bewogen, in den Kerker hinabzusteigen, und vernimmt nun, daß Zeil entschlossen ist, Jesuit zu werden, weil ihm der heilige Paulus drei Mal erschienen sei —!!!

Der Arme war gefangen!

Im ganzen Hause aber war große Freude und selbst in der Stadt feierten alle Betbrüder und Betschwestern die Umwandlung als — ein Wunder. Auch ein Wunder anderer Art machte in jener Zeit viel von sich reden, und glaube ich desselben hier erwähnen zu müssen. Die frommen Väter waren so glücklich, ein Stück Tuch von jenem Kleide zu besitzen, welches in Trier als der Rock Christi verehrt wird, und war dieses zur Verehrung in einer Kapelle aufbewahrt.

Ein junger Engländer, der sich ebenfalls als Kostgänger im Hause befand, hatte eine Wunde am Fuße, die gar nicht zuheilen wollte. Man leitete am Ende dessen Andacht auf jenes Stück Tuch und brachte ihn so weit, daß er glaubte, durch eine neuntägige Andacht vor demselben seine Heilung zu finden. Der junge Mann bittet demzufolge seinen Beichtvater, dieselbe verrichten zu dürfen, was ihm, nachdem man sich zu wiederholten Malen mit dem Arzte berathen hatte, erlaubt wurde. Die Sache wurde so wichtig gemacht, daß man selbst die Eltern des Kindes benachrichtigt und dieselben gebeten hatte, ihren Sohn abholen zu lassen. Der Fuß wurde nun auf den Rath des Arztes verbunden und die neuntägige Andacht begann! —

Am Ende derselben wurde die wunde Stelle mit dem Stück Tuch vom vermeinten Rocke berührt, und der junge Mann war geheilt, — ob in Folge der Berührung oder in Folge der Arznei will ich dem Leser überlassen zu entscheiden,

wohl aber bemerken, daß ich den jungen Britten auch nachher noch hinken sah. Im Kloster aber hätte ich Niemanden rathen mögen, auch nur den geringsten Zweifel laut werden zu lassen, und ich muß bekennen, daß ich mir selbst einzubilden suchte, das Hinken von später bestehe nur in meiner Einbildung.

Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte in jenem Hause erkannte ich, daß ich daselbst mein Ziel, Erzieher zu werden, nie erreichen könne, und bat daher um meine Entlassung, die ich erhielt.

Ich hatte während dieser Zeit Manches gesehen und gehört. Es war mir unter Andern gelungen, zu erfahren, wo Bruder Fellner sein Buch der Ordensregeln aufbewahre, und hatte auch die Gelegenheit gefunden, es heimlich zu lesen.

Ich hatte aber auch die Zimmer des Pater Minister zu bedienen, der ein ganz eigener Mensch war. Als ehemaliger Officier der Cavallerie hatte er ebenso seinen unbeugsamen Sinn, wie seine langen Reitstiefel beibehalten. Letztere nahmen sich bei dem langen Kleide des Ignatius ganz komisch aus. Er aber glaubte sie seiner Gesundheit wegen tragen zu müssen; dennoch stand er bei der Gesellschaft in großem Ansehen und war einer der Sechzehn, die den Orden eigentlich regierten. Damals mochte er zweiundsiebzig Jahre zählen.

In seinem Bette fand ich einst unter dem Strohsacke (in Manuscript) die geheimen Vorschriften dieser Männer, die selbst dem General des Ordens imponiren.

Dieses Büchlein enthielt weit mehr in wenigen Worten, als ich in dem gedruckten Buche des Bruder Fellner gelesen hatte. Ich vermochte aber damals den Sinn dieser Schrift noch nicht zu fassen und glaube auch jetzt besser zu thun, wenn ich bei gelegener Zeit auf dieselbe zurückkomme.

Mein einziges Streben ging nun dahin, mich meinem Ziele, in dem Weinberge des Herrn zu arbeiten, möglichst bald zu nähern, und war daher freudig überrascht, zu hören, daß

im Canton Graubündten ein Priester, der zu gleicher Zeit Ordensstifter sei, lebe, welcher die Gabe besitze, selbst Solchen, die weder lesen noch schreiben konnten, in drei Jahren die nöthigen Kenntnisse für das Priesterthum beizubringen.

Durch die Beichte von meinen Sünden gereinigt und durch die Communion gestärkt, machte ich mich dorthin auf den Weg.

Nach drei Tagereisen langte ich, die letzten anderthalb Stunden von einem Boten begleitet, in der Sicht des Klosters an.

Ich verabschiedete nun meinen Wegweiser und ging betend der Behausung des Heiligen zu. Unten fand ich fromme Frauen mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Es waren alte Jungfrauen oder Wittwen, die sich als Schwestern dem Dienste der Mission gewidmet hatten. Im untern Gange war ein ganz mit Blut überronnenes Christusbild angebracht, unter welchem Maria und Magdalena standen.

Der Anblick dieser Gruppe, die man nicht leicht schlechter hätte machen können, erfüllte meinen Geist mit Bangigkeit und beugte mich nieder.

Meine Schritte wurden immer unsicherer. Ich wußte nicht, ob ich vor- oder zurückgehen sollte. Auf der Treppe begegnete ich einem jungen Manne, dessen Aussehen mich noch mehr verstimmte. Seine Haltung war, obgleich er einen starken Körperbau hatte, nachlässig und gebückt, den Kopf trug er auf der rechten Schulter hängend; die Gesichtszüge waren unregelmäßig und verriethen eher Geistesschwäche als Stärke desselben. Der lange schwarze Rock, schmutzig und aus mehreren Fetzen schlecht zusammengeflickt, war nur geeignet, den widrigen Eindruck zu vermehren, den das ganze Wesen des vielleicht siebenundzwanzigjährigen Menschen auf mich gemacht hatte.

Nachdem er meinen Gruß erwidert, ging er, mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen an mir vorüber.

Wenn das Alles auch geeignet gewesen war, mich in meinem Vorgehen immer bedächtiger zu machen, so konnte ich

mich doch nicht entschließen, gleich von vorne herein auf weitere Versuche zu verzichten. Ich ging demnach vorwärts, um bei dem heiligen Manne, wie ihn die Leute nannten, um die Aufnahme anzuhalten.

Im ersten Stocke bat ich einen, der dort saß, um Schuhe zu flicken, mir das Zimmer des Pater Salesius zu zeigen, erhielt aber zur Antwort, daß der Wundermann jetzt im Gebete begriffen sei und man ihn nicht stören dürfe.

Nachdem man mein Anliegen erfahren, wurde ich in einen geräumigen Saal geführt, der einst Rittern zu Versammlungen gedient hatte, wie ich später erfuhr; denn die Behausung war ein verfallenes Schloß, das unserm Heiligen als Erbtheil zugefallen.

Jetzt fand ich dort etwa achtzehn junge Männer in Lumpen gehüllt, die theils mit Lesen oder Schreiben, theils mit anderen Arbeiten beschäftigt waren.

Derjenige, welcher mich eingeführt und nach dem Obern der Erste war, gab mir einen schwarzen Strumpf, an dem die Löcher eben nicht fehlten und befahl mir, denselben auszubessern.

Nach Verlauf einer halben Stunde, die mir eine Ewigkeit schien, kam der Obere selbst und führte mich, als ich ihm den Zweck meiner Reise mitgetheilt, in eine Hauskapelle.

Diese hatte nur zwei kleine Erkerfenster, die aber so sehr mit rothen und blauen Tüchern behangen waren, daß sich ja kein Licht- oder Sonnenstrahl hindurch stehlen konnte, obgleich die Sonne hoch am Himmel stand.

Hinter einem aus gefärbten Glasstreifen zusammengesetzten Schirme brannte das ewige Licht, eine schwache Oellampe. Das Farbenspiel, welches dadurch hervorgebracht wurde, war mehr — als grell. Die Kapelle war nur sehr schwach beleuchtet, und die wenigen Personen, die auf den Knieen liegend mit ausgestreckten Armen beteten, — durch den röthlich-blauen Schein, der sie umgab, weit größer scheinend, als sie wirklich

waren, — nahmen sich recht romantisch aus. Doch das Ganze machte keinen günstigen Eindruck auf mich.

Der Obere, welcher mich bald wieder verließ, sagte: „So! hier verehren Sie das kostbare Blut, bitten Sie die hochgebenedeite um ihre mächtige Fürsprache beim heiligen Geiste, und bitten Sie auch das göttliche Herz Jesu um seinen Segen.“

Mechanisch ließ ich mich nieder und bat Gott um Erleuchtung, damit ich erkenne, ob ich hier den Weg gefunden, recht viel für das Wohl der menschlichen Gesellschaft thun zu können.

Ein neben mir knieendes Mitglied bemerkte mir, daß der heilige Mann es gerne sehe, wenn ich mit ausgestreckten Armen bete, was ich denn auch versuchte.

Diese Bemerkung war aber nur geeignet gewesen, mein Herz von Gott abzuziehen und tausend Gedanken in mir wach zu rufen, die nicht geeignet waren, meinem Vertrauen in die fromme Versammlung als Stützpunkt zu dienen.

Auf einmal wurde ich durch etwas von meiner Gedankenfolge abgezogen, wodurch mein Vertrauen noch mehr geschwächt wurde! —

Es waren die Stimmen der Frauen, die durch eine Bretterwand von uns getrennt beteten. Ich konnte gar nicht begreifen, warum die Wesen, mit denen wir doch im Hause zu jeder Stunde zusammen kommen konnten, hier von uns getrennt beten mußten.

Mein Inneres war ungemein aufgeregt, ja es kam mir eine so unbeschreibliche Angst und ein so heftiges Zittern, daß ich über und über schwitzend, die Kapelle verlassen mußte.

Pater Salesius, der mir im Saale entgegenkam und den ich sogleich um meine Entlassung bat, bewog mich mit so viel Ueberredungskunst, meinen Vorsatz um drei Tage aufzuschieben, daß ich nicht widerstehen konnte. Es wurden hierauf durch diese Zeit jeden Morgen nach den gewöhnlichen Gebeten noch

andere verrichtet, um die Gaben des heiligen Geistes für mich zu erflehen; allein — je mehr Gelegenheit ich hatte, mit der frommen Versammlung bekannt zu werden, desto mehr überzeugte ich mich, daß die Mitglieder derselben nicht geeignet seien, wohlthätig für ihren Nächsten zu wirken, denn keiner von Allen hatte es auch nur bis zu einer mittelmäßigen Bildung gebracht. Den Meisten glaubte ich mich schon damals weit überlegen, obgleich ich seit meinem vierzehnten Jahre keine Schule mehr besucht hatte.

Am letzten Morgen sollte ich noch eine Feuerprobe bestehen. Der heilige Mann hielt eine Rede, daß alle schluchzten und durch die ich beinahe zum Bleiben bewogen worden wäre. Der Gedanke aber, daß ich mich, wenn ich bleibe, um kein Aergerniß zu geben, zum Heuchler bilden müsse, verscheuchte auch diese Versuchung.

Mir war es nicht gegeben, des Morgens mehr als drei Stunden im Gebete zu verharren, noch weniger aber konnte ich mich während des Gebetes an ein gewisses körperliches Manövriren gewöhnen. Hatte doch das lange Knieen in den ersten drei Tagen meine Kniee schon wund gemacht; dieselben aber, wie mir gerathen, mit Lumpen zu umwickeln, hielt ich für Betrug. Am allerwenigsten mochte ich mich entschließen, mich selbst bis auf's Blut zu geißeln!

Diese Funktion fand, wie man mir erzählte, jeden Freitag statt.

Da mehrere Mitglieder aus besonderer Gnade des heiligen Mannes die Erlaubniß hatten, sich dieser Bußübung mehr und öfter als vorgeschrieben, zu unterziehen, so hatte ich Gelegenheit, diesem Akte am Abende vor meiner Abreise beizuwohnen, und ich will versuchen, ihn hier etwas näher zu beleuchten.

Die betreffenden Personen entblößen sich so, daß sie bis an die Hüfte ganz nackt sind., und schlagen sich dann mit der Geißel, es ist dies ein dünner hanfener Strick, in dem fünf

dünne Schnüre, an welchen mehrere Knoten angebracht, eingeflochten sind, so stark sie nur immer können, während welcher Zeit der 150. Psalm sehr langsam gebetet wird. Viele gehen in ihrem Eifer so weit, daß sie sich blutig schlagen, wodurch, wenn, was oft der Fall sein soll, die Wunden beim nächsten Male noch nicht zugeheilt sind, oft bösartige Eiterungen entstehen. Ich hielt ein solches Vergehen für langsamen Selbstmord und athmete wieder frei auf, als ich mich auf's Neue im Walde befand, wenn es mir auch gar nicht lieb war, daß man mich da drinnen als ein verlorenes Schaf betrachtete. Ein Solches aber war ich ihrer Ansicht zu Folge im vollen Sinne des Wortes. Wie gerne hätte ich die Armen von ihren Verirrungen geheilt! —

Ich machte mir selbst Vorwürfe, nicht versucht zu haben, ihnen andere Ansichten über das höchste Wesen beigebracht zu haben, und das lustige Zwitschern der Vögel schien mir sagen zu wollen, daß es mir vielleicht gelungen wäre!

Mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, hatte ich schon ein gut Stück Weges gemacht, als mich ein Wirthshaus daran mahnte, daß ich der Speise bedürfe und schon seit drei Tagen fast immer gefastet habe; denn die Speisen, die mir während dieser Zeit gereicht worden, schienen mir außer zwei Kartoffeln, die ich von einem Mitgliede der Küche, einem Holländer von Geburt heimlich zugesteckt bekam, fast ungenießbar.

Frohen Herzens ging ich daher hinein, und erinnerte mich mit Wohlgefallen an das schmackhafte Stück Fleisch, welches ich hier bei meinem Hingange verzehrt hatte.

Der Wirth, welcher von meinem Wegweiser erfahren, welche Absichten ich bei meiner Hinreise gehegt, nahm mich wie einen alten Bekannten freundlich auf und meinte, er hätte mir schon bei meiner Hinreise sagen können, daß ich nicht bleiben werde.

Der gute Mann leitete nun, während ich mein Mittag=

mahl verzehrte, ein Gespräch ein, an dem später noch ein anderer Gast Theil nahm, mit welchem ich bald näher bekannt werden sollte.

Dieser war ein Lieutenant und Werber des ersten Schweizer Regimentes in päpstlichen Diensten und wußte mich so sehr für den Dienst des heiligen Vaters einzunehmen, daß ich mich entschloß, die Waffen dieser Welt für denselben zu ergreifen, und that dies um so lieber, als ich nach des Lieutenants Aussage Gelegenheit genug haben werde, mich wissenschaftlich auszubilden, um später als geistlicher Soldat auftreten zu können. Nachdem ich mich durch einige Tage in den Bündtner Bergen herum getummelt hatte, kam Befehl zum Abmarsch. Die Werbung ging zu jener Zeit schlecht. Es war den beiden Herren, welche sich diesem Geschäfte mit allem Eifer hingaben, nicht gelungen, mehr als zwei Rekruten für den Transport zusammen zu bringen, und doch konnte man ihnen Rednertalent nicht absprechen.

Unter der Führung eines alten Sapeurs traten wir unsere Reise an, um uns in Como einem größeren Transporte anzuschließen.

Es war im Juni 1842, als wir in Splügge übernachteten. Dies war die letzte Nacht auf Schweizerboden, denn schon am andern Morgen überschritten wir die Grenzen, und statt Schneegefilden lachten uns nun überall Kastanienwälder entgegen, die später nur aufhörten, um Feldern mit allerlei Südfrüchten Platz zu machen.

Unserem Führer, der seine Heimath noch einmal besucht hatte, um Abschied von ihr zu nehmen, rollten, als wir die Grenze seines Vaterlandes überschritten, die Thränen so stark über die Wangen, daß ich selbst ganz weich gestimmt wurde und den treuherzigen Alten noch lieber gewann, als ich ihn schon früher gehabt hatte.

Er hatte schon in Holland und Frankreich gedient, und

obwohl Protestant, hätte er doch, wie so viele Andere seines Glaubens, dem gegebenen Worte gemäß sein letztes Herzblut für seinen katholischen Kriegsherren hingegeben; es war daher gewiß nicht staatsklug gehandelt, noch viel weniger aber reichte es der römischen Moral zur Ehre, daß bald darauf die nicht-römisch-katholischen Soldaten der päpstlichen Schweizer-Regimenter gezwungen wurden, entweder ihre Religion abzuschwören, oder ihre Entlassung zu nehmen; denn wenn auch fast Alle sich bereit erklärten, in die katholische Kirche einzutreten, so konnte man gewiß von Keinem sagen, daß er es aus Ueberzeugung gethan.

Die große Mehrzahl zum Arbeiten zu alt, hatte sich, da ihr nur die Wahl zwischen Hunger und Abfall blieb, für das Letztere entschlossen!

Der alte Zorl, so nannte man unsern Führer, der aber, wenn ich nicht irre, Floris hieß und mir ein lieber guter Freund geworden war, hatte sich ebenfalls für den Abfall erklärt, vergoß aber später, trotzdem er sein sechzigstes Jahr schon überschritten, oft bittere Thränen, wenn er zu mir gekommen, um den Trost, den ich selbst nicht finden konnte, bei mir zu suchen, denn auch ich wurde ja noch immer von tausend Zweifeln geplagt und ich litt in solchen Stunden, wenn ich den alten bärtigen Mann weinen sah, wohl mehr denn je.

Der gute Alte aber dauerte mich ungemein und stimmte mich zu unaussprechlicher Wehmuth, wenn er so dasaß und unter Schluchzen sagte: „Jetzt kann ich ohne schamroth zu werden, meinen vaterländischen Boden nicht mehr betreten und meine lieben Angehörigen nicht mehr besuchen.“

Wenn die Proselitenmacher wüßten, wie viel Unheil sie anstiften, wie viel Thränen und Elend sie verursachen, ja wie sehr sie zur Unsittlichkeit beitragen, und nur ein wenig Mitgefühl für fremde Leiden hätten, so würden sie sich ganz gewiß in ihrem Eifer mäßigen.

Zu Ostern war Jeder gezwungen, zum Tische des Herrn zu gehen. Auf die Nichtbefolgung dieses Gebotes war Prügelstrafe gesetzt. Einzelne Hauptleute, unter denen sich Hauptmann Schmidt (nachmaliger General) ganz besonders hervorthat, waren im Ausmaße dieser Strafe nur zu freigebig und so kam es denn, daß Viele nur gezwungen zu dem Mahle der Liebe oft mit schuldbeladenem Gewissen hinzutraten. Nicht selten suchten diese Unglücklichen in der Schnapsflasche den Muth, den sie sonst nicht fanden, und empfingen so im berauschten Zustande das Brod des Lebens.

Der General Schmidt hat sich 1860 in Perugia noch ganz besonders verewigt.

Vom Jahre 1843 durften keine Nichtkatholiken mehr aufgenommen werden, allein auch dieses Gebot wurde umgangen. Gerieth ein Solcher in die Hände der Werber, so verleiteten ihn diese beim Weinglase, sich katholisch eintragen zu lassen und kam er beim Regimente an, so mußte auch er nach katholischer Weise beichten, und die übrigen Sakramente empfangen. Um die Gewissensbisse dieser Armen kümmerte man sich nur wenig.

So gerne ich auch geglaubt hätte, daß die katholische Kirche, respective der Papst unfehlbar sei, so wuchsen meine Zweifel doch immer mehr, und die Last, welche meine Beichtväter mit mir hatten, wurde mit jedem Tage größer.

Doch kehren wir zu meiner Reise zurück! Der Lago maggiore, über den wir fuhren, machte einen lieblichen Eindruck auf mich und als ich mehrere Jahre nachher den Roman (Promessi Sposi) von Manzoni las, konnte ich mich noch recht gut der schönen Gegend erinnern, die von dem großen Meister mit so viel Geschick gezeichnet worden.

Es ist das gewiß eine der schönsten Gegenden der Erde und doch war ich nicht froh! Ja je mehr die Gegend sich vor meinen Blicken ausbreitete, desto enger wurde es mir um's

Herz. Ich stand ja so allein in der Welt, weil mich Niemand verstand, und — weil auch ich noch nichts verstand.

In Como angekommen, wurden wir vom Arzte besichtigt, und da Alle tauglich befunden, setzten wir schon am andern Morgen mit den übrigen Rekruten, welche die Schweiz auf anderen Wegen verlassen hatten, vereint unsere Reise nach Bologna weiter fort.

Was mich sehr befremdete und kein günstiges Licht auf den Truppenkörper warf, dem ich nun angehörte, war, daß wir Mailand nicht berühren durften, weil dort, wie mir der alte Sapeur erzählte, mehrere Diebstähle von den Papalini (so nannte man die Söldlinge des Papstes) verübt worden waren.

Es konnte mir nur wenig Trost gewähren, daß, wie mir der alte Mann versicherte, die Diebe sämmtlich dem zweiten Regimente angehören, während wir für das Erste bestimmt seien, dem auch er die Ehre habe, anzugehören, wie er stolz hinzusetzte.

Das Vertrauen, welches der Eine der beiden Führer in den Transport setzte, der aus neun Mann bestand, die wohl eben so viel Ländern angehörten, war ebenfalls nicht geeignet, meine Brust mit Stolz zu füllen, denn er ließ uns seine Furcht, daß irgend Jemand flüchtig werden könne, bei jeder Gelegenheit fühlen, und den Wegen durch Wälder, nach denen wir uns des Schattens wegen so sehr sehnten, wich er mit großer Aengstlichkeit aus.

In Bologna angekommen, wo unser Regiment lag, wurde ich der dritten Compagnie einverleibt. Sie lag in San Domenico, und ich hatte daher bald Gelegenheit, mit den ehrwürdigen Patres dieses Klosters bekannt zu werden.

Ein junger Pater Namens Comastri, mit dem ich bald einen Freundschaftsbund schloß, unterstützte mich nach Kräften in meinem Bestreben, mich dem geistlichen Stande zu widmen. Als ich ausexercirt dem Regimente einverleibt worden und daher

mehr freie Zeit hatte, verbrachte ich diese zum großen Theile im Kloster, wo mir der Pater Prior auf die Fürbitte meines Freundes ein Zimmer eingeräumt hatte.

Einige Soldaten, mit denen ich näher bekannt war, kamen öfter zu mir, und bald gründete sich ein Verein, der die Veredlung der Sitten anstrebte. Pater Comastri, der bei mir deutsch, während ich von ihm italienisch gelernt hatte, leitete den Verein und wirkte, wenn er auch kein großer Redner war, doch recht wohlthätig auf uns ein. Er war ein wahrhaft guter Mensch, starb leider aber schon, als er kaum siebenundzwanzig Jahre alt war. Sein Ende ging uns Allen sehr nahe.

Ich machte in jener Zeit die Bekanntschaft eines Soldaten, zu dem ich mich trotz seiner Ausschweifungen ganz besonders hingezogen fühlte und brachte alle mir möglichen Opfer, ihn von seinen bösen Wegen abzuziehen.

Um ihn von den Wirthshäusern fern zu halten, oder wenigstens zu verhindern, daß er sich durch gefälschte Weine noch mehr vergifte, als er dies schon war, versäumte ich manche Stunde, in der ich mir durch deutschen Unterricht etwas hätte verdienen können und verwendete diese Zeit, indem ich Spaziergänge ins Freie mit meinem Freunde machte.

Bei solchen Ausflügen erheiterten sich seine Züge dann so recht, wenn er mir durch seine Lehren nützen konnte und unterwarf sich gerne meinen Verfügungen, wenn wir auf unserer Rückkehr in ein Wirthshaus gingen, wo er nie mehr trank, als ich ihm erlaubte. Er war mir Lehrer und Schüler zu gleicher Zeit geworden.

Doch lange sollte dieses herzliche Verhältniß nicht währen.

Es war seinen früheren Genossen gelungen, ihn von mir abzuziehen und zu vermögen, mir unter einem falschen Vorwande eine für mich nicht unwichtige Summe Geldes zu entlocken. Ja er war wieder so sehr in ihre Netze gerathen, daß er mich, als ich von der Richtigkeit des Vorwandes, unter dem

er das Geld von mir geborgt, überzeugt, ihn zur Rede stellte, mich auslachte und meiner Leichtgläubigkeit wegen spottete.

Ich hatte, als ich seine Freundschaft gesucht, nur sein Wohl im Auge gehabt, war auf alle Fälle und auch auf seinen Rückfall gefaßt gewesen, weshalb mich derselbe wohl schmerzte, aber nicht überraschte.

Den Verlust des Geldes vergaß ich bald, um so leichter, als ich Geld und Gut immer nur als Mittel und nie als Zweck geschätzt habe.

Mein Benehmen, vorzüglich meine Ruhe hatte jedoch einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann gemacht, und wenn er sich auch ebenso wie früher der Völlerei und anderen Lastern hingab, hatte er nach dem ersten Male doch nie mehr den Muth, meiner zu spotten, ja er hielt sich in meiner Gegenwart fast immer in den Schranken des Anstandes, und hörte es nur ungern, wenn mich seine Genossen an den ersten Auftritt erinnerten.

Sein Körper, der eben angefangen hatte, sich zu erholen, ertrug die erneuerte wüste Lebensart nur kurze Zeit, und nur zu bald zeigten sich deutliche Spuren von Auflösung.

Eines Tages, als ich eben im Zimmer war, kam er ganz entstellt, mit großen Schweißtropfen bedeckt, herein und brach noch, ehe ich Zeit hatte, hinzueilen, neben seinem Bette zusammen. Nur mit großer Mühe gelang es mir, mit Hülfe eines anderen Soldaten ihn in's Bett zu bringen und auszuziehen. Schon am Abende wurde er in's Spital abgeführt. Ich durfte ihm auf mein Ansuchen als Krankenwärter dienen. Ungeachtet aber aller Anstrengungen der Aerzte machte die Krankheit reißende Fortschritte. Er hatte Brustkrankheit, Gehirn-, Lungen- und Darmentzündung zu gleicher Zeit.

Am achten Tage Abends, als ich glaubte, daß es besser um ihn stehe, weil er mich erkannte, sagte er mir mit sanfter aber fester Stimme:

„Lieber A., ich werde sterben und es dient mir zu großer

Beruhigung, daß Du da bist, denn das ist mir ein Zeichen Deiner Verzeihung.“ —

Auf meinen Wunsch, daß er leben und mir wieder Freund werden möge, erfaßte er meine Hand, und sagte:

„Du warst der Meinige immer, ich habe das wohl erkannt und doch“ — hier stockte er, aber seine Züge verriethen einen heftigen innern Kampf! —

Ich bat ihn, nicht zurück, sondern vorwärts zu schauen und zu bedenken, wie Vieles er bei seinen herrlichen Anlagen und reichen Erfahrungen der menschlichen Gesellschaft noch nützen könne. Da drückte er mir die Hand noch fester als zuvor und versetzte mit so klangvoller Stimme als je: „Nein! mein lieber A., mir werden meine Erfahrungen nicht mehr nützen, aber Dir. Ich will Dir meine Lebensgeschichte mittheilen.“

Meine Bitten, sich doch nicht unnöthig zu schwächen, beantwortete er mit Kopfschütteln und meinte: ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, verbittere sie mir nicht mit Widersprüchen, sondern höre mich ruhig an! Der Arzt, welcher unterdessen hinzugetreten und ihn beobachtet hatte, zog mich auf die Seite, indem er sagte, daß ich nur Alles thun möge, was der Kranke verlange.

Pfeil (so wurde mein kranker Freund genannt) hub dann folgender Weise an: „Wenn Du einmal nach B. in Deutschland kommst, so besuche meinen Vater, wenn er noch lebt, erzähle ihm, wie viel ich gelitten, daß ich ihn noch in der Sterbestunde um Verzeihung gebeten, und bitte ihn, daß er mir nicht fluchen möge“. Hier hielt er inne, ließ sich auf seinen Polster nieder, um auszuruhen, meine Hand immer fest in der seinigen haltend. Aus seiner Erzählung, die er wegen Schwäche zu wiederholten Malen unterbrechen mußte, ergab sich ungefähr Folgendes:

Bis zu seinem 17. Jahre in einem Benedictinerkloster

erzogen, hatte er sich schon in jenem Alter entschlossen, Priester zu werden. Die Ordensmitglieder mochten ihn in seinem Vorsatze nicht wenig unterstützt und ihm wohl gar mit der Hoffnung geschmeichelt haben, daß er einmal wohlbestallter Abt des Klosters werden könne. Sein Vater aber, Graf und ehemaliger Oberst, der ihn bis dahin jährlich nur ein Mal flüchtig gesehen, hatte anderes mit ihm im Sinne. Eines Tages kommt dieser plötzlich im Kloster an und verkündet seinem Sohne, daß er sich reisefertig machen möge, weil er ihn zum Soldaten bestimmt, und einen Platz für ihn gefunden habe, wo er bald Officier werden könne.

Des Sohnes Bitten, im Kloster bleiben zu dürfen, wo er so viel Freunde hat, sind fruchtlos. Seine Thränen dienen nur dazu, daß ihm sein Vater nicht einmal gestattet, in's Innere des Klosters zurückkehren zu dürfen, um von seinen Spielkameraden und Erziehern Abschied nehmen zu können. An Letzteren hing er fortwährend mit aller Liebe und es ist wohl bemerkenswerth, daß dieser Mensch, selbst als Wüstling nicht hören konnte, daß man von den Benedictinern übel rede, während er sonst Alles, was Geistlich hieß, in den Koth trat.

Ich begriff dieses, als ich später Gelegenheit hatte, diesen Orden kennen zu lernen und erkannte, daß die Väter desselben von allen Klostergeistlichen die besten Erzieher seien, bei denen die jungen Menschen wohl zur übermäßigen Frömmigkeit, nicht aber zur Heuchelei herangebildet werden. Damit will ich sie jedoch keineswegs als Erzieher empfehlen, denn ein solcher muß alle Wechselfälle des Lebens, muß die Welt und ihre Gefahren genau kennen, wozu die Klosterzellen nur wenig Gelegenheit bieten.

In ein Cavallerie-Regiment eingereiht, gelang es seinen Kameraden nur zu sehr, seine Sinnenlust zu wecken und ihm Gelegenheit zu bieten, dieselbe befriedigen zu können. Im Kloster hatte er keine Veranlassung gehabt, die Menschen kennen

zu lernen, weshalb er nun das Gift der Wollust mit vollen Zügen schlürfte.

Seine Buhlerin hatte sich ein schriftliches Zeugniß von ihm geben lassen, daß er sie ehelichen werde. Als der junge Graf v. T. nach Jahresfrist bei seinem Vater auf Urlaub ist, erfährt dieser das Versprechen, und als Alfred gesteht, es gegeben zu haben und halten zu wollen, wird der alte Graf so wüthend, daß er ein Pistol auf den Jüngling abfeuert. Dieser jedoch hatte sich in demselben Augenblick gebückt, schlüpft seinem Vater unterm Arm durch und entflieht, während ihm der alte Mann die fürchterlichsten Flüche nachsendet. In der ersten Aufregung läßt der Jüngling sein Pferd satteln, verläßt den deutschen Boden und desertirt — nach Frankreich.

Ohne jemals gefühlt zu haben, was Elternliebe vermöge, er hatte ja in dem Urheber seiner Tage immer nur den Despoten, nie aber den Vater kennen gelernt, glaubt er nach den von diesem ausgestoßenen Flüchen und Verwünschungen nicht, daß er jemals wieder Hoffnung habe, als Sohn aufgenommen zu werden.

Das Geld für das verkaufte Pferd war bald verzehrt. Ohne der französischen Sprache mächtig zu sein, wußte er nicht, wie er sich die Mittel zu seiner Existenz verschaffen sollte.

So gerieth er unter die Werber und wurde theils durch seine verzweiflungsvolle Lage, theils durch die glänzenden Hoffnungen, die ihm vorgespiegelt wurden, dahin gebracht, sich für Algier anwerben zu lassen und unter französischer Fahne für gallische Interessen zu kämpfen.

Durch seine ausgezeichneten Talente und seine persönliche Tapferkeit hätte er sich eine glänzende Bahn eröffnen können; allein seines Vaters Flüche und Verwünschungen, die Vorwürfe, seinen Eid gebrochen zu haben und seinem Kinde gegenüber nicht als Vater handeln zu können, folgten ihm überall und vergifteten sein Dasein.

Um sein Gewissen zu betäuben, ergab er sich dem Trunke und allen jenen Lastern, die mit demselben unzertrennlich verbunden sind.

Drei Mal hatte er es in eben so viel Jahren bis zum Wachtmeister gebracht und eben so oft war er zum Gemeinen degradirt worden.

Als er eines Tages fürchtete, für ein Subordinations-Vergehen eine empfindliche Strafe zu erleiden, verließ er sammt seiner Mannschaft seinen Posten und entkam auf einem piemontesischen Schiffe nach Italien, wo er im Römischen an's Land gesetzt und in das erste Schweizer Regiment aufgenommen wurde.

Auch hier wäre er, wenn er seiner selbst Herr gewesen und seine Leidenschaften hätte zügeln können, zum Officier befördert worden. Das war und konnte er nicht und daher starb er bei allen seinen glänzenden Anlagen als Gemeiner und zu gleicher Zeit als Opfer einer verfehlten Erziehung.

Nachdem er seine Erzählung geendet, gab er mir noch einige Winke, wie ich mein Ziel erreichen könne, faltete seine Hände, empfahl sich Gott und schlief bald darauf fast ohne Kampf ein. Nur kurze Zeit war es mir vergönnt gewesen, an seiner Seite zuzubringen, aber sie hatte auf mich gewirkt, wie nicht leicht Etwas in meinem Leben.

Ich erkannte, wie sehr dem Menschen seine Erziehung anklebe, wie wichtig es sei, dieselbe gut zu leiten. Der Wunsch, Erzieher zu werden, bemächtigte sich meiner wieder mit aller Wucht.

Der Verstorbene hatte aber auch den Gedanken in mir rege gemacht, Geschichte zu studiren, damit, wie er meinte, ich von meinen Zweifeln erlöst werden möge. Deutsche Geschichtswerke durfte ich mir nicht kommen lassen, denn das hätte Aufsehen erregt und auch wohl zu viel gekostet, weshalb ich mich mit allem Ernste auf die Erlernung der italienischen Sprache verlegte, um derselben vollkommen mächtig zu werden.

Die Legenden der Heiligen, die mir Pater Comastri zum Lesen gab, dienten mir zu diesem Zwecke vortrefflich, denn sie waren klassisch und doch recht faßlich geschrieben, weshalb es mir nicht viel Mühe kostete, sie zu verstehen, wenn auch die in denselben mitgetheilten Wunder manchen Zweifel an ihre Wahrhaftigkeit in mir erweckten und ich immer mehr begriff, daß es mir nicht gegeben sei, ein Heiliger zu werden.

Ich dachte mir den lieben Gott viel zu erhaben, als daß ich hätte glauben können, Er werde sich den Menschen auf so sonderbare Weise mittheilen, oder daß er an so unnatürlichen Dingen Wohlgefallen haben könne.

Ich nahm selbst Anstand, Viele der sogenannten Heiligen als solche zu erkennen, weil ihre Thaten eher einen verwahrlosten als guten Menschen verriethen, und nie hätte ich zum Beispiel die Thaten eines Dominikus billigen können, der den Krieg gegen die Albigenser predigte, welcher mit Recht ein Vernichtungskrieg genannt zu werden verdient, weil nicht einmal die Kinder in der Wiege geschont wurden, da, wie der vermeinte heilige Mann lehrte, sie ketzerische Milch gesogen hatten und nach seiner Ansicht deshalb vertilgt werden mußten.

Ich sah in ihm einen Geisteskranken, der mein Mitleid erweckte, von dem einzelne Thaten bei mir Abscheu erregten und dessen ganzes Leben mir sagte, was ich zu unterlassen habe. Zu gleicher Zeit fragte ich mich, was dieser Wütherich wohl mit mir gemacht haben würde, falls ich zu seiner Zeit gelebt und er erfahren hätte, daß ich nicht nur ketzerische, sondern sogar jüdische Milch gesogen habe.

Das Leben des ersten Inquisitors, welcher von der katholischen Kirche als Peter der Märtyrer verehrt wird, erfüllte mich mit Abscheu und Schrecken zu gleicher Zeit, als ich da las, wie er die Menschen ihrer Irrthümer wegen hatte foltern und auf heißem Eisen langsam sterben lassen. Das überstieg fast die Qualen der ersten Christen und verdient jedenfalls weit mehr

Rüge, denn dort wurden jene Strafen nur dann angewendet, wenn die Opfer nicht widerriefen oder sich hartnäckig weigerten, der damals vom Staate anerkannten Religion anzugehören, die ja eine Religion der Härte war, während die Liebe unser erstes und heiligstes Religionsgesetz ist.

Von der Inquisition der katholischen Kirche wurden die Opfer auf eine bloße Anklage gefoltert — bis sie bekannten, und selbst wenn sie widerriefen, endigten sie ihr Leben oft noch unter den grausamsten Qualen! O! Kirche der Liebe!! —

Wenn ich an dem Leben des seligen Carolus, dessen Gebeine in Forli verehrt werden, wo man noch heute das Messer zeigt, mit welchem er dem sogenannten Peter dem Märtyrer den Kopf spaltete, Vieles auszusetzen hatte, so mußte ich mir dennoch gestehen, daß ich den scheußlichen Heiligen, falls er mir, wie dem Carolus, Vater, Mutter und zwei Geschwister hätte foltern und dann verbrennen lassen, gewiß nicht besser behandelt haben würde wie jener es that; würde mich aber nicht wie er bewogen gefühlt haben, Dominikaner zu werden.

Das Lesen vieler anderer Legenden hatte für mich keinen besseren Erfolg. Ich sah in den meisten Heiligen Geisteskranke und Geistesverwirrte.

Es sei mir noch vergönnt, der Sonderlichkeiten zu erwähnen, durch die sich der heilige Philipp Neri auszeichnete, welcher bekanntlich der Stifter der Philippiner ist.

Dieser fromme Mann, der übrigens einer der gutmüthigen Heiligen ist, die von der katholischen Kirche canonisirt worden, suchte ein ganz besonderes Verdienst darin, von der Welt verspottet und beschimpft zu werden und ärgerte die Menschen absichtlich, um seinen Zweck zu erreichen.

So ging er einst mit einer unbändig großen Flasche zu einem Wirthe, um Wein zu kaufen, und auf die Frage, was für einen Wein er wünsche, bat er, ihn einige Gattungen kosten zu lassen, was der Wirth in der Hoffnung auf die große

Flasche bereitwillig that. Nachdem der Heilige etwa zehn Gattungen gekostet, sagte er: „So! nun geben Sie mir aus diesem Fasse, das meiner Ansicht nach die beste Gattung enthält, um einen Bajocco.“ ($2\frac{1}{2}$ Neukreuzer). Daß der Wirth deshalb ungeduldig wurde und ihn recht tüchtig abkanzelte, ist natürlich, und das war der Zweck des wunderlichen Heiligen.

Pius der V. (auch ein Heiliger) ließ ihm einst sagen, daß ihn der König von Frankreich besuchen werde und bitten, er möge sein Zimmer und seinen Anzug zum Empfange einrichten. Philipp der Heilige bringt das Zimmer in die größte Unordnung, wirft die Bücher in alle Ecken derselben, betheert seine Kleider, setzt sich eine ebenfalls betheerte Zipfelmütze auf, wälzt sich hierauf in Hühnerfedern umher und erwartet in solcher Gestalt den König, der in Begleitung des Papstes selbst eintritt, und macht nun die possierlichsten Bewegungen mit Kopf und Händen. Oft, wenn er in Erfahrung gebracht, daß Herrschaften die sieben Hauptkirchen besuchten und sich dabei, weil diese sehr weit auseinander liegen, eines Wagens bedienten, sah man ihn neben den Pferden herlaufen, indem er denselben den Schweiß abwischte, während er meinte, daß der Ablaß für die Thiere doch unnütz sei. Dergleichen Dinge erwarben ihm den Namen eines Heiligen.

Er stiftete einen Orden, in dem sich die Mitglieder ganz besonders dem beschaulichen Leben zu widmen haben, und ich konnte mich nicht genug wundern, den berühmten Dr. Theiner, der einst die Seele des Deutsch-Katholicismus gewesen, später als wohlbestallten Philippiner einherschreiten zu sehen, da ich doch in jedem seiner Züge, in jeder seiner Bewegungen den Durst nach Wahrheit und Gefühl für Freiheit, ja, wahre Selbstachtung zu entdecken vermeinte.

Auch ist das ja in seinen Schriften unverkennbar. Ich hoffe daher, daß es ihm gelingen möge, die Fesseln, welche ihn gefangen halten, zu zerbrechen.

Das Leben der frommen Patres im Dominikanerkloster wollte mir eben so wenig gefallen, denn wenn auch Einige arbeiteten, mußte ich doch das Wirken der Mehrzahl derselben für die menschliche Gesellschaft eher schädlich als nützlich erkennen.

Die Kanzel und der Beichtstuhl wurden mehr dazu benützt, materielle Beiträge für das Kloster oder auch für die Prediger und Beichtväter zu erzielen, als um die Moral zu heben. Der Prediger war um so berühmter als er es besser verstand, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Ich habe Viele gekannt, welche die Hälfte der Predigtzeit dazu verwendeten, das Almosengeben zu empfehlen, und obgleich der Italiener nicht freigebig ist, so verstanden sich doch mehrere der Prediger so gut auf ihr Handwerk, daß solche Personen, die aus Grundsatz kein Geld eingesteckt hatten, oft vom augenblicklichen Gefühle getrieben, sich ihrer Ringe oder sonstiger Kostbarkeiten entledigten, wenn sie ein solches Opfer auch später bereuten.

Was diesen Leuten für verschrobene Ansichten von Gott und seinen Eigenschaften beigebracht werden, ist fast unglaublich, und es ist wirklich ein Wunder, daß diese Menschen in ihrer Härte gegen Nichtkatholiken nicht noch viel weiter gehen, als sie dies wirklich thun.

Ich war nach und nach mit allen Patres bekannt geworden und stand auch bei Allen in großer Gunst. Man sagte mir sogar, daß meiner Aufnahme in den Orden nichts im Wege stehe und man werde mich nicht nur unentgeltlich aufnehmen, sondern auch vom Militair befreien, falls ich Absicht habe, Dominikaner zu werden. Ich wünschte mich jedoch als Weltpriester auszubilden, weil ich da hoffen durfte, selbstständiger auf die Erziehung des Volkes wirken zu können, und so suchte ich diesen Fragen so viel als möglich auszuweichen oder gab vor, das Ende meiner Dienstzeit abwarten zu wollen,

damit meine Berufswahl durch äußere Verhältnisse nicht zu sehr beeinflußt werde. Mit dem damaligen Laienbruder der Inquisition bekannt geworden, bat ich diesen, der ein seelenguter Mensch war und deshalb seiner Stelle bald enthoben wurde, mir die Kerker der Inquisition zu zeigen, was er denn auch gelegentlich that. Seiner Aussage zufolge wurden damals die untersten Behälter nicht mehr gebraucht. Sie waren so feucht, dunkel und mit derartigen Folterwerkzeugen versehen, daß mir die Haare zu Berge stiegen.

Von dem Pater Feletti, der nachher durch die Mortara-Geschichte bekannt geworden und schon damals Inquisitor war, sagte mir der Laienbruder, daß er die Leute lieber mit Liebe als mit Härte bekehre. Die meisten Strafen bestanden seiner Aussage zufolge in Fasten und Einzelnhaft. Nur in äußersten Fällen wurde die Wachskerze angewendet. Es ist dies eine sehr empfindliche Strafe. Der zu derselben Verurtheilte muß sich bis zu den Hüften entkleiden und wird mit in lauwarmem Wasser gelegenen Wachskerzen gegeißelt, wodurch die Knochen nicht verletzt werden, was aber furchtbare Schmerzen verursachen soll.

Im Jahre 1843 mußte ich meine Besuche des Klosters und folglich auch meine Studien durch längere Zeit unterbrechen.

Es hatte sich bei Bologna im Gebirge eine politische Bande gebildet, die mit jedem Tage wuchs und uns durch acht Monate hindurch beschäftigte.

Es war das dieselbe Bande, welche schon damals die Vereinigung Italiens anstrebte, sich aber leider der schlechtesten Mittel bediente, wodurch natürlich ihr Zweck nur um so sicherer vereitelt wurde.

Einst erfahren diese Elenden, daß neun Gensdarmen in einem einzelstehenden Wirthshause essen, gehen hin, ergreifen die Wehrlosen, die ihre Waffen abgelegt hatten, ermorden sie, schneiden oder hacken dann die leblosen Körper in kleine Stücke,

heften diese mit starken Bindfaden wieder zusammen und hängen sie dann an den nächststehenden Bäumen auf. Daß uns solche und ähnliche Gräuel gegen die Thäter nur aufregen konnten, ist leicht begreiflich, und nur unseren Officieren war es zuzuschreiben, wenn wir nicht Gleiches mit Gleichem vergalten.

Oft mußten wir durch sieben bis acht Nächte unter freiem Himmel campiren, während wir am Tage fast vor Hunger und Durst umkamen, weil man uns nicht selten, wenn wir Anstalten zum Abkochen gemacht hatten, meldete, daß die Rabaccaiten, wie man die Banditen nannte, in der Nähe seien. Machten wir dann zuweilen Gefangene, so hatten die Officiere ihre liebe Noth, dieselben vor der Wuth der Gemeinen zu schützen.

Ein Glück war es, daß die Bauern, die von der Bande ebenfalls viel zu leiden hatten, uns nicht selten unterstützten, indem sie uns Wasser und Wein oft Stunden weit nachschleppten.

Der Regierung war es endlich gelungen, zu erfahren, durch wen die Bande geleitet werde. Als unsere Compagnie eines Abends spät nach Bologna zurückgekehrt war, und wir uns eben dem Morpheus in die Arme geworfen hatten, erhielten wir Befehl, wieder aufzubrechen, um den Pallast, in welchem der Advokat Galetti (nachmaliger Minister des Innern) wohnte, zu umzingeln.

Wir waren kaum angelangt und aufgestellt, als der Advokat, Sekretair der Bande, von acht Gensdarmen umgeben, herauskam und den für ihn bereitstehenden Wagen bestieg, in dem dann noch drei Gensdarmen Platz nahmen. Meine Feder ist zu unvermögend, das Herzzerreißende des Auftrittes zu beschreiben, der sich in diesem Augenblicke uns darbot. Die Frau und Kinder des Gefangenen, die der erste Schreck ganz starr gemacht haben mochte, kamen, als man den Wagen eben schließen wollte, angeflogen, warfen sich auf die Kniee und baten die

Gensdarmen mit aufgehobenen Händen, ihnen den Gatten und Vater wieder frei zu lassen.

Der Anblick des Weibes, das eine Schönheit genannt werden konnte und mit aufgelösten Haaren dalag, der Kinder, die nichts als ihre Nachtkleider am Leibe hatten, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich ihn fortwährend vor Augen habe.

Gerne hätte ich und Viele meiner Kameraden mit mir die Macht besessen, ihren Wünschen zu willfahren, obgleich wir ihren Gatten als die Ursache von all' unseren Mühen, Qualen und Entbehrungen ansahen! —

Selbst die Gensdarmen, die doch schon bejahrte Männer waren, schienen gerührt, denn erst der barsche und feste Ton des Gefangenen, mit welchem er den Seinen befahl, in's Haus zurückzukehren und sich nicht um ihn zu bekümmern, ermahnte die Officiere an ihre Pflicht, den Wagen völlig schließen und fortfahren zu lassen.

Ich wüßte wirklich nicht zu sagen, ob das kalte Benehmen des Familienhauptes oder das rührende Bild am Wagenschlage einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Durch die grenzenlose Dummheit eines Hauptmannes der Gensdarmerie entkam zu jener Zeit ein Mann, der heute die Geschicke der Mächtigen dieser Erde leitet — ich meine den Mann in Paris! —

Die päpstliche Regierung hatte in Erfahrung gebracht, daß der nachmalige Bevölkerer von Cayenne und Lambessa, welcher ebenfalls zur Bande gehörte, sich zu Forli in einem Gasthofe befinde, und ertheilte oben bezeichnetem Hauptmanne den Haftbefehl. Dieser glaubt, daß er bei der Gefangennehmung besondere Formen zu beobachten habe, und geht deshalb zu einem Rechtsgelehrten, um sich mit demselben deshalb zu berathen.

Der Advokat (ebenfalls Mitglied der Sekte) sagt ihm solche Verhaltungsmaßregeln, wodurch so viel Zeit als möglich

verloren geht, benachrichtigt unterdessen den Blutmann vom zweiten December und verhilft ihm zur Flucht.

Dieser Jurist wurde im Jahre 1852, als er nach Paris gereist war, um den Mann an der Seine zu vermögen, dem Papste zu Concessionen zu rathen, vergiftet. Man gab aber vor, daß er giftige Schwämme gegessen habe.

Im Hause Galetti's waren die Papiere der Verschwörung und selbst das Verzeichniß der Namen der Mitglieder gefunden worden. Nur Wenigen war es gelungen, sich zu flüchten; — die Meisten wurden gefangen genommen.

Die Bewaffneten, ungefähr 800 an der Zahl, mit denen wir noch ein größeres Treffen hatten, in welchem wir sie übrigens nicht besiegten, obgleich wir ihnen an Zahl überlegen waren, mußten sich, weil aller Mittel bar, zerstreuen, wurden aber fast Alle, weil man sie kannte, arretirt. Diejenigen, welche nicht eingekerkert wurden, gaben sich dem Räuberleben hin und endigten ihre Tage, mit Ausnahme von Wenigen, welche mit ihrem Hauptmanne an der Spitze im Kampfe gegen die Milizen blieben, unter Henkershand. Von den Gefangenen wurden sechs, die an der Ermordung der Gensdarmen Theil genommen hatten, zum Tode verurtheilt. Die Uebrigen erhielten theils längere, theils kürzere Kerkerstrafen.

Galetti selbst wurde, obgleich er keines gemeinen Verbrechens überführt werden konnte, zum Tode verurtheilt, weil er die Seele der Verschwörung war.

Den Thränen seiner Frau jedoch war es gelungen, den sonst unerbittlichen Gregor den XVI. zu vermögen, die Todesin eine zeitliche Kerkerstrafe zu verwandeln. Es war ihm vorbehalten, noch eine große Rolle in der Welt zu spielen und zu zeigen, weß schwarzen Undankes er fähig sei. Wir werden später auf ihn zurückkommen.

Durch meine Kenntnisse in der italienischen Sprache war es mir gelungen, mir auch Freunde im Bürgerthume zu ver-

schaffen, durch welche es mir möglich wurde, zu erkennen, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche weniger Anhänger im Kirchenstaate als in Holland und Deutschland habe, und daß auch die Regierung des heiligen Vaters keine Musterregierung sei.

Was mir besonders in die Augen fiel, war die Intoleranz gegen alle nicht römisch-katholischen Christen, die dort noch weniger Duldung finden als die Juden, denn diesen ist es doch wenigstens gestattet, Bethäuser und Friedhöfe zu haben, was Jenen versagt ist. Ich konnte daher gar nicht begreifen, mit welchem Rechte sich die katholische Kirche über die Intoleranz beklage, unter der ihre Kinder in nicht-katholischen Ländern leiden? Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt werden, daß ich die Intoleranz jener Länder rechtfertigen will, denn ich gehe immer von dem Grundsatze aus, daß unsere Religion, nämlich die Religion Jesu Christi, eine Religion der Liebe ist und eine solche kennt Härte nicht! — Auch in Betreff der Moral könnten die Länder des Nordens dem Staate des heiligen Vaters als Muster dienen, obgleich dieser nach den Lehren der katholischen Kirche durch die Unfehlbarkeit selbst regiert wird.

In Betreff der Juden muß ich bemerken, daß die Stellung derselben keineswegs eine angenehme ist. Unter Anderen ist es ihnen nur gestattet, in einigen Städten zu wohnen, und auch dort sind ihnen nur bestimmte Stadtviertel angewiesen. Sie müssen, wenn sie auf Reisen gehen, die Erlaubniß beim Inquisitor einholen, und sich, wenn sie in einer anderen Stadt angekommen sind, bei einem solchen melden. Es ist ihnen nicht erlaubt, christliche Dienstboten zu halten, und laufen sie fast fortwährend Gefahr, daß ihnen irgend ein theures Familienglied entrissen werde. Es kommt nicht selten vor, daß der Sohn eines Juden sich nur deshalb taufen läßt, um von seinen Eltern das Erbtheil zu erhalten; denn in dem Augenblicke, in welchem er sich bereit erklärt, Katholik zu werden, siegelt man seinen Angehörigen alle Papiere und Gemächer. Eine Com-

mission prüft die Vermögensverhältnisse der Familie und dem Getauften muß sein Erbtheil werden, wenn dabei die Familie auch zu Grunde geht, weil sie gehindert wird, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen.

Ich könnte hier Beispiele der seltsamsten Art anführen, glaube aber, daß meine Leser sich mit der Bekanntmachung des dort bestehenden Gesetzes begnügen.

Ist der Erblasser ohne Kinder, so kann er selbst durch andere Erben zur Sicherstellung seines Nachlasses gezwungen werden, wenn diese sich taufen lassen. In Ancona schien die Tochter einer Judenfamilie geneigt, katholisch zu werden und wurde daher sogleich in einem Kloster untergebracht. Ein Oheim ließ ihr außer ihrem Vermögen noch 25,000 Gulden extra versprechen, wenn sie Jüdin bleiben werde; allein ein Wunder endigte ihre Bekehrung und der Oheim wurde gezwungen, ihr die 25,000 Gulden um so mehr auszufolgen, als sie seinen Lockungen widerstanden hatte. Das ist Gerechtigkeitssinn im römischen Staate.

Nachdem unsere Streifzüge beendigt, hatte ich wieder mehr Zeit, meinen Studien obzuliegen und erneuerte daher auch meine Besuche im Kloster, doch wurden diese seltener, als ich einen Freund in der Stadt gefunden, bei dem ich Guiggiardini's Geschichte studieren konnte, die mir über Manches Aufschluß gab.

Ich hatte nun immer mehr Gelegenheit einzusehen, daß die Erziehung, welche die jungen Geistlichen im Dominikaner-Kloster erhielten, nicht geeignet sei, gute Menschen aus ihnen zu machen, weshalb ich unmöglich glauben konnte, daß sie nützliche Diener der Gesellschaft werden könnten. Hochmuth, Ehrsucht und Abneigung gegen die Menschen werden ihnen fast systematisch beigebracht. Eine kalt berechnete Gleichgültigkeit gegen die Leiden der Menschheit wird ihnen zur zweiten Natur, während man ihnen einredet, daß die Welt, was sie leidet, — verdient. Ihre Absonderung von derselben wird der besonderen

Fürsprache des Ordensheiligen zugeschrieben und als das größte Glück dargestellt, was ihnen hätte widerfahren können. Nur bei Wenigen gelingt es nicht, die edlen Gefühle, mit denen der Schöpfer uns so reichlich ausgestattet, ganz zu ersticken! —

Oft hörte ich, daß die frommen Patres, wenn sie von Armen um irgend einen kirchlichen Dienst gebeten wurden, barsch antworteten: „Man komme zu gelegenerer Stunde. Wir sind Minister Gottes und nicht Diener der Menschen.“

Pater Boccaccio, der mich einst zum Frühstück eingeladen, zeigte mir die verschiedenen Gemälde, mit denen seine Zimmer geziert waren und sagte, auf ein Marienbild, welches die Empfängniß derselben darstellte, zeigend: „Dieses ist nicht die Mutter Gottes der Dominikaner, sondern die der Jesuiten.“ —

Die Verehrung der Heiligen unter so verschiedenen Formen war mir schon lange anstößig gewesen, weshalb ich unwillkürlich fragte, ob denn Jesus Christus mehr — als eine Mutter gehabt habe? worauf mir der fromme Mann mit einer Unzahl von Schimpfwörtern gegen die Jesuiten antwortete. Ich fand nun immer mehr, daß, wenn es in der protestantischen Kirche Parteien giebt (von der katholischen „Secten“ genannt), diese im Schooße der Letzteren auch nicht fehlen; ja! daß unter den zahllosen Orden dieser Kirche eine Abneigung und ein Haß herrscht, wie man ihn zwischen Parteien der protestantischen Kirche vergebens suchen würde.

Der fromme Dominikaner hatte sich endlich von der Anstrengung wieder erholt, die ihm der Strom von Schmähungen verursacht hatte, und fuhr dann fort: „Um auf die Mutter „Gottes zurückzukommen, so müssen Sie wissen, daß die Jesuiten „und ihre Anhänger nach den Lehren des heiligen Augustinus „glauben, daß Maria ohne Sünde empfangen sei! —

„Die Dominikaner hingegen behaupten mit vielen Anderen „nach den Lehren des heiligen Thomas von Aquin, welcher der „größte Gelehrte der Kirche ist, und dem die Engel noch in

„seinem Leben fast göttliche Verehrung zollten, daß die Mutter „des Herrn wie alle anderen Menschen von Adams Samen „abstamme und folglich mit der Erbsünde behaftet gewesen sei.“

Um die Ansicht seines Heiligen als die Richtige zu bezeichnen, führte mich dann der fromme Mann zum Zeugungsakte selbst hin und zergliederte mir da (seine Worte darf ich nicht wiederholen, sie waren zu schmutzig), daß man unmöglich annehmen könne, Gott habe auf denselben einwirken wollen oder können. Dann fuhr er weiter fort: „Dieser Streit dauert „nun schon Jahrhunderte, er ist älter als der Jesuitenorden „selbst, denn vor diesem führten ihn die Parteien der Franziskaner, und wird auch wohl so lange dauern, als es Dominikaner und Jesuiten giebt; denn wenn die Jesuiten als Ordensgeistliche auch aufhören, so wird ihre Partei doch so lange „fortdauern, als es Lug und Trug unter den Menschen giebt.

„In Verona, erzählte mein Pater weiter, ist vor 400 Jahren „dieses Streites wegen ein Kapuziner verbrannt. Die beiden „Parteien behaupteten damals ihre Ansichten mit einer solchen „Heftigkeit und Ueberzeugung, daß man darin übereinkam, ihn „durch ein Gottes-Gericht entscheiden zu lassen. Einem Laienbruder der Kapuziner wurde die Ehre, die Feuerprobe für die „unbefleckte Empfängniß bestehen zu dürfen.

„Für die Ansicht der Dominikaner durfte ein Laienbruder „dieses Ordens aus dem Kloster Cremona eintreten, um so das „Gegentheil von dem zu beweisen, was die andere Partei behauptete, und dadurch die Ordensehre zu retten. Der Tag war „endlich da. Die Scheiterhaufen errichtet und angezündet, Tausende von Neugierigen waren zugegen, um den Ausgang zu „erfahren.

„Beide Opfer lagen auf den Knieen, um von Gott den „Sieg zu erflehen! Vielleicht dachten auch Beide mehr an „die Ordensehre als an sich selbst.

„Auf das erste Zeichen des Herold's standen sie zugleich

„auf, um sich von Commissaren untersuchen zu lassen, ob sie „keine Schutzmittel angewendet hätten. Wieder warfen sie sich „auf die Kniee, standen auf das zweite Zeichen abermals auf „und näherten sich mit schnellen Schritten auf mit Blumen „und Heiligenbildern verzierten Wegen dem furchtbaren Elemente.

„Der Kapuziner, welcher zuerst angekommen, segnete sich „auf das dritte Zeichen und ging hinein. Der Sohn des „heiligen Dominikus aber blieb vor den Flammen stehen, er „mochte denken: Ich will vorerst den Ausgang meines Gegners „abwarten, denn es steht geschrieben: „Du sollst Gott deinen „Herrn nicht versuchen!“ Der Gegner aber kann nicht mehr „heraus, er war jämmerlich verbrannt und der Dominikaner „erhielt sein Leben, wodurch bewiesen wurde, daß sein Orden „und dessen Partei recht habe, und jedenfalls klüger handele, „als die Mitglieder der übrigen Orden“. Jetzt hat Pius zu Gunsten der Jesuiten entschieden. Als der fromme Ordensmann bei einem anderen Bilde stehen blieb, auf seinem Gesichte sich ein teuflisches Lächeln zeigte und er mir sagte, daß dieses Bild die heilige Theresia von Jesus sei, welcher Gott gezeigt habe, wie Seelen der Nichtkatholiken in Massen wie die Schneeflocken der Hölle zufahren, und ich daher dem Himmel nicht genug danken könne, diesem Schicksale entronnen zu sein; da konnte ich mich, das schadenfrohe Lächeln in seinen Zügen noch immer bemerkend, nicht enthalten, den erbärmlichen Wicht zu fragen, ob er sich Gott, der doch die Güte selbst sei, so barbarisch und grausam vorstellen könne, daß er vier Fünftel der Menschen nur erschaffe, um sich an ihren Leiden und Höllenqualen zu ergötzen, während er nur einem Fünftel die Gelegenheit gebe, sich den Himmel zu gewinnen? — Nein! setzte ich hinzu: „Das ist nicht der Gott, den mir das Evangelium und das Weltall lehrt“. Aber, sagte ich dann weiter: „Wenn Euer Hochwürden das glauben, können Sie dann denken, Ihre Lebensaufgabe zu erfüllen, indem Sie hier sitzen, Ihre

Zeit mit Essen, Trinken und Müssiggang ausfüllen? Ist das Gebot: „Gehet in alle Welt u. s. w. nicht auch an Sie ergangen?“

Pater Astrubeli, ein ganz guter Mensch, der einer der besten Prediger des Ordens war, glaubte fest an Erscheinungen und Prophezeihungen. Auf seinen apostolischen Wanderungen war er unter Anderen auch nach Perugia gekommen, wo sich damals ein Mädchen fand, welches die fünf Wundmahle, die Dornenkrone hatte und Blut schwitzte, während sie vom lieben Gott, der heiligsten Jungfrau und anderen Heiligen durch Visionen aller Art beglückt wurde. Eine so unmittelbare Berührung mit den Mächten des Himmels setzte sie natürlich in den Stand, zukünftige, dem gewöhnlichen Sterblichen unbekannte Dinge zu wissen, die sie dann jenen, die sich ihr nahten, mittheilte.

Dem obengenannten Pater nun hatte sie prophezeit, daß er Erzbischof und Kardinal werden würde, was er um so bestimmter glaubte, als ihn die damalige Königin von Piemont mit ihrer Gnade gleichsam überschüttete, und ihm nach jeder Predigt, die er während der Fastenzeit in Turin hielt, ein Hemd und Schweißtuch, von eigener Hand gemacht, überschickte. Er sprach daher, wenn er nur irgend konnte, von nichts als von seiner Heiligen, die er beinahe mehr als die Königin selbst verehrte.

Die reichen Bologneserinnen, welche seinen sanft schwärmerischen Worten gerne lauschten, sahen ihn schon als wohlbestallten Kardinal-Erzbischof, ja Viele glaubten, die Heilige von Perugia habe viel zu wenig gesehen und schmückten ihn in ihrer Phantasie sogar mit der dreifachen Krone, indem sie sich zu gleicher Zeit die Süßigkeit träumten, aus seinen Händen den Ablaß für alle ihre Sünden empfangen zu können. Sie gingen daher, wenn er in Bologna anwesend war, selbst in die Küche, was bei einer Italienerin viel sagen will, um

mit höchsteigener Hand recht leichte Speisen für den frommen Pater zu bereiten. Oft wurden ihm die köstlichsten Gerichte von mehreren Seiten zu gleicher Zeit zugeschickt, denn nur Wenigen wurde die Gnade, ihn an ihrem Tische zu haben!

Viele gingen wohl nur deshalb so oft zur heiligen Beichte, um — ihm näher zu sein, seine sanft klingende Stimme für sich allein zu vernehmen, ihm bei der Communion in seine schmachtenden Augen zu schauen, und die Wonne zu haben, daß ihre Lippen von seinen Fingerspitzen berührt wurden; denn nur ungerne sahen sie es, wenn er zuweilen das Liebesmahl durch einen Andern reichen ließ.

Wie bitter mochten sich aber Alle in ihren Erwartungen getäuscht sehen, als die Heilige von Perugia später als Gauklerin verurtheilt wurde, und auch Astrubeli noch immer nur einfacher Pater blieb, selbst von seiner Anmuth nicht wenig einbüßte, und ihm sogar etwas sehr Menschliches begegnete. —

Am allermeisten aber hat unstreitig er selbst gelitten, und wenn ich seinetwegen diesen Ausgang auch gewünscht, so war es mir doch seiner Collegen wegen nicht sehr lieb; denn nur ungerne sah ich ihn ihrem Spotte ausgesetzt, weil er immer einer der besten Klostergeistlichen war, die ich gekannt habe und wirklich reges Mitgefühl für fremde Leiden hatte.

Ueberhaupt habe ich gefunden, daß jene Geistlichen der katholischen Kirche, die in der Nähe des schönen Geschlechtes gerne weilen, auch für fremde Leiden nicht taub sind. —

Ich könnte noch viele Beispiele anführen, um zu beweisen, daß ich im Dominikanerkloster nicht fand, was ich suchte; allein es genüge zu wissen, daß meine bisherigen Erfahrungen mich bewogen, meine Besuche in dasselbe einzustellen, und das um so mehr, als in jener Zeit der junge Pater Comastri, der mein einziger Freund gewesen, und an dem ich nichts auszusetzen gefunden hatte, starb.

Ich wendete mich, vom Zufalle begünstigt, an ein Kloster,

welches einem den Jesuiten verwandten Orden angehörte, weil ich vermeinte, bei diesen weniger Verirrungen als bei den Dominikanern gefunden zu haben.

Auch in Bezug der Andersgläubigen hatten mir die Jesuiten toleranter geschienen. Mit diesen selbst konnte ich in Bologna nicht in Berührung kommen, weil der Kardinal Oppizoni ihnen nicht gestattete, daselbst ein Kloster zu eröffnen; dafür wurde dieser Greis von der Bevölkerung aber auch auf den Händen getragen.

Ich wußte es ihm damals noch keinen Dank, wenn ich mir auch sagen mußte, daß er in jeder Beziehung ein wahrer Priester Gottes sei und er gewiß nicht ohne Grund so handeln werde. Hier fühle ich mich denn auch gedrungen, zu sagen, daß ich die Weltpriester im Römischen sonst nirgend so gebildet gefunden habe, als in jener Stadt, und daß dies Oppizoni's Werk ist. Auf die Klostergeistlichen konnte er nicht einwirken, weil die seiner Macht nicht unterstanden! —

Eines Tages, als ich mit einem meiner Kameraden einen Ausflug auf das Land gemacht hatte, begegneten wir zwei Geistlichen, von denen der Eine unsern italienischen Gruß in deutscher Sprache erwiderte und in eben dieser Sprache fragte, wie uns Bologna gefalle? So leitete sich ein Gespräch ein, welches die Ursache war, daß wir den Rückweg in ihrer Gesellschaft machten. In der Stadt angekommen, luden sie uns ein, einmal in's Kloster zu kommen, was uns höchst willkommen war. Sie gehörten der Congregation des heiligen Vincens de Pauli an, und der Deutsche, welcher, wie ich später erfuhr, Laienbruder war, hieß (wenn ich nicht irre) Alban, war seines Zeichens ein Schneider und bei Freiburg in Breisgau zu Hause. In Rom als Handwerksbursche angekommen, war er dort dem Orden der Missionäre beigetreten.

Obgleich aber nur Laienbruder, hatte er sich doch einen so großen Einfluß zu verschaffen gewußt, daß man ihn in

allen Angelegenheiten zu Rathe zog und seine Stimme gewöhnlich maßgebend war, was ihm natürlich nur angenehm sein konnte, denn Demuth war seine schwache Seite nicht; übrigens aber war er ein recht edler Mensch und that besonders den Armen gerne Gutes.

Die Lazzaristen, wie sich die Söhne des heiligen Vincens de Pauli nennen, stehen den Jesuiten in Bezug auf Bildung sehr nach, und nur in Geheimhaltung der Regeln und in der Aehnlichkeit des Kleides vermochte ich eine Verwandtschaft zu entdecken.

In ihren Predigten, die ich häufig anhörte, konnte man höchstens lernen, was man, um moralisch zu wirken, auf der Kanzel meiden und auslassen müsse.

Einige Beispiele werden dieses am besten erklären und bestätigen. Einer der Patres, der auch die hartnäckigen und großen Sünder zum Empfange der Sakramente bewegen wollte, sagte, um seinen Zweck zu erreichen, Folgendes:

Die liebsten Sünder sind mir Jene, welche recht was Ordentliches im Sündigen geleistet haben; es geht mir da wie dem Fischer, der da fischt. Um die kleinen Fische bekümmert er sich nur wenig, er wirft sie oft gleichgültig wieder in's Wasser; wenn aber ein recht Großer in's Netz kommt, da freut er sich und empfängt ihn mit aller Sorgfalt. Wenn sich Einer recht bei mir empfehlen will, der darf nur sagen: Vater! ich bin einer von den großen Fischen, und wenn er es in der That ist, so darf er meiner größten Aufmerksamkeit gewiß sein.

Einer der Patres, ein junger Mann, Römer von Geburt, der nie einen solchen Unsinn hervorbrachte und mit dem ich sehr vertraut wurde, erzählte mir, daß es nicht selten geschehe, daß sich Leute aus der Predigt des P. Cornaglia entfernten, um sich für einen angenehmen Empfang bei demselben vorzubereiten. Die letzte Predigt der Missionäre endigte gewöhnlich mit einem Schauspiele der grellsten Art, und nur mit großer

Mühe wird es mir gelingen, die Farben eben so grell wiederzugeben.

Die Kirche ist zu dieser Zeit mit Gläubigen förmlich angestopft. Viele sind mit Bußkleidern angethan. Der Prediger selbst besteigt mit einem Stricke die Kanzel und prügelt sich im Angesichte des Volkes, steht dann auf, sieht das Volk nach allen Seiten an, durchbohrt fast jeden Einzelnen mit seinem Blicke, wirft, obgleich aller Augen in Thränen schwimmen, die ganze Versammlung in den Pfuhl der Hölle, martert sie dann wohl durch eine Viertelstunde auf alle nur mögliche Weise, und als er einsieht, daß das Heulen, Schluchzen und Wehklagen den höchsten Grad erreicht hat, jammert ihm das Volk in seiner Qual, das er in seiner Rede wirklich in der Hölle wähnt, und sucht Hülfe. Doch vergebens wendet er sich an Gott, den man beleidigt, an Christus, den man zu oft gekreuzigt, an den heiligen Geist, dessen Gaben man vielfältig mißbraucht, an die himmlischen Heerschaaren, in deren Gegenwart man gesündigt. Alles! — Alles ist vergebens! Da kommt ihm ein Gedanke, den er auffaßt und schnell zur Ausführung bringt. Er bittet um Verzeihung, daß er Sie so lange vergessen, daß er Sie überhaupt vergessen konnte, er bittet nun die Mutter Jesu nicht seinet-, sondern des Volkes wegen um Hülfe. Sein Gebet, vereint mit den Stoßseufzern der Verdammten da unten, ist so vermögend, daß Sie selbst erscheint. Während dieser Zeit sind nämlich die Priester am Altare nicht müßig gewesen, Weihrauch zu streuen; und die dichten Rauchwolken erlauben dem Volke nicht zu bemerken, daß das Madonnenbild mittelst Darmsaiten aus der Sakristei gezogen wird. Ganz besonders aber kommt den Gauklern zu Statten, daß das Volk ganz Ohr, beinahe nicht sieht, was um selbes herum vorgeht, und das um so weniger, als seine Augen ganz in Thränen schwimmen und erst als die Armen vom Prediger aufgerufen werden, ihre Bitten an ihre Mutter, die

Zuflucht der Sünder, zu richten, die da eben erschienen, bemerken die Meisten deren Anwesenheit, was natürlich einen um so größeren Eindruck auf sie macht. Der Kanzelredner frohlockt über seinen Einfall, für den er der Mutter Jesu die schwungvollsten Danksagungen und Gebete darbringt. Er verläßt unter den Segnungen des Volkes, das in ihm einen Heiligen verehrt, die Kanzel. —

Ich sah immer mehr ein, daß die Erziehung des Volkes im Kirchenstaate eine schlechte sei, und daß vorzüglich die Geistlichen nicht geeignet wären, die Moral zu heben, tröstete mich aber mit der Hoffnung, daß es in Rom unter den Augen des heiligen Vaters besser stehen werde, sollte jedoch später eines Anderen belehrt werden.

Bei den Lazzaristen also fand ich eben so wenig, was ich suchte, als ich es bei den Dominikanern gefunden hatte, denn sie wichen von dem Urbilde, welches ich mir von einem Priester in meiner Phantasie gemacht hatte, noch mehr ab, als diese, und so blieb mir nur noch die Hoffnung auf Rom, wo ich in die Propaganda einzutreten hoffte, denn Weltpriester hatte ich, da es mir an Mitteln fehlte, keine Hoffnung zu werden. Aber auch in letzter Beziehung gerieth ich durch einen Zwischenfall nur zu sehr in's Schwanken. Ein Priester der Lazzaristen, mit dem ich auf besonders vertrautem Fuße stand und den ich häufig besuchte, bat mich recht oft, doch wohl zu bedenken, welchen folgenschweren Schritt ich thue, wenn ich katholischer Priester werde.

Einst als er so recht feierlich gestimmt war, fuhr er fort: Sie gehen mit den Weihen, die Sie zum Priesterthume führen, Gelübde ein, die Sie schwer, ich möchte sagen, die Sie unmöglich halten können. Ein Bruch derselben aber zieht tausend Andere nach sich und das wird Sie auf immer unglücklich machen.

Sie trennen sich gleichsam von der menschlichen Gesellschaft, und die Verehrung, welche man Ihnen zollt, wird Sie

anekeln, weil Sie fühlen, daß Sie derselben nicht würdig sind. Es giebt, fuhr er dann in höchst feierlichem Tone fort, kein unglücklicheres Wesen auf der Welt als einen katholischen Priester, bei dem Herz und Gefühl nicht abgestumpft sind. Ich kenne einen solchen, dessen Lebensbild ich Ihnen mittheilen will, und wünsche nur, daß es Ihnen von Nutzen sein möge. Schon vor seiner Geburt, wie das in Italien so häufig geschieht, zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er kaum fünf Jahre alt, einem Kloster zur Erziehung übergeben, und als Cleriker eingekleidet. So verlebte er seine Kindheit, ohne seine Jugendjahre zu genießen. Seine Eltern besuchten ihn wohl zuweilen, sprachen aber dann nie von etwas Anderm, als von seiner künftigen Würde, und freuten sich ihm gegenüber auf nichts mehr, als auf seine Weihen und sein erstes Meßopfer, während welchem sie aus seinen Händen die heilige Communion empfangen wollten, um so des vollkommenen Ablasses für alle Sünden theilhaftig zu werden, welchen der Papst bei solchen Gelegenheiten verleiht. Daß der Knabe dann immer zu Thränen gerührt wurde, ist leicht begreiflich. Bei Kindern unverdorbenen Herzens erregt es ein wonniges Gefühl, den Eltern Gutes zu thun.

Seine übrigen Verwandten titulirten ihn nie anders als: „Signore Abate". Er dachte daher auch an nichts als an seine Priesterwürde. Allein die Gesetze der Natur machten, trotzdem er abgesperrt von der Welt lebte, ihre Rechte auch bei ihm geltend, und 19 Jahre alt, als er die ersten Weihen empfangen sollte, fühlte er einen Drang nach dem andern Geschlechte, den er kaum zu bemeistern vermochte. Seine Absperrung schien denselben noch zu vermehren. Er sah ein, daß er in dem ihm von seinen Eltern bestimmten Stande nicht glücklich werden würde, weil er seinen Pflichten nicht nachkommen könne, und doch wollte er ihnen zu Gefallen leben, und fiel es ihm so schwer, ihnen Verdruß zu machen.

So brach der Morgen der ersten Weihe an. Er hatte diesen Tag in seinen Kinderjahren so oft und sehnlich erwartet, hatte oft aus freudiger Rührung geweint, wenn er der Weihe seiner Mitkollegen beigewohnt und bedacht hatte, daß auch ihm dieses Glück einmal zu Theil werden würde. Auch dieser Tag fand ihn in Thränen, aber es waren Thränen der Rathlosigkeit. Er wußte nicht was er beginnen sollte.

Endlich beschloß er nach dem Rathe des Predigers, den er am vorhergehenden Abende gehört hatte, sich mit seinem Beichtvater zu berathen, ihm sein ganzes Herz auszuschütten.

Dieser rieth ihm, zurückzutreten, oder wenigstens bis zur nächsten Weihe zu warten, wozu der junge Mann, als er den Beichtstuhl verließ, fest entschlossen war. Der Anblick seiner lieben Eltern, seiner Geschwister, seiner Verwandten, welche gekommen waren, seinem Feste beizuwohnen, machte ihn in seinem so eben gefaßten Entschlusse wankend.

Tausend Gedanken wurden in ihm wach, wie sollte er den Spott seiner Geschwister und Jugendfreunde, wie die Blicke seines Vaters, wie die Thränen seiner Mutter ertragen? Er fühlte sich zu schwach dazu, und folglich auch zu schwach, dem Rathe seines Beichtvaters Folge zu leisten. Er trat nicht zurück und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er sich durch diese Weihe noch nicht binde, indem er sich zu gleicher Zeit mit der Hoffnung schmeichelte, seine Eltern nach und nach auf seinen Austritt vorbereiten zu können.

Allein nie hatte er den Muth, sein Vorhaben auszuführen, und so empfing er alle niederen Weihen, ohne sich seinen Eltern gegenüber zu erklären.

Nur zu bald kam für ihn auch der Tag, an dem er Subdiacon werden sollte. Diese Weihe schließt die Gelübde der ewigen Keuschheit, der freiwilligen Armuth und des heiligen Gehorsams in sich, von denen nach den Lehren der katholischen Kirche das Oberhaupt derselben nur dann entbinden kann, wenn

der, welcher sie dargebracht, ein Prinz königlichen Geblütes und ohne Heirath von seiner Seite, kein katholischer Thronfolger zu hoffen ist.

Ein Prinz nun, fuhr mein Freund fort, war jener junge Mann nicht, und folglich hatte er auch nicht die entfernteste Hoffnung, den Schritt wieder gut zu machen, welchen er jetzt zu thun sich beinahe gezwungen fühlte; denn noch schwerer als je vermochte er sich, nachdem er 22 Jahre alt geworden zu entschließen, seinen Eltern einen Blick in die Hölle der Verzweiflung thun zu lassen, welche in seinem Innern tobte! Und dann, was sollte er auch jetzt noch anfangen, wenn er nicht Priester würde?

Er hatte sich ja nur Kenntnisse gesammelt, die für diesen Stand geeignet waren, folglich hatte er, wenn er sich demselben nicht widmete, keine Zukunft. Es kam ihm der Gedanke, zu entfliehen, um sich den Vorwürfen seiner Familie zu entziehen, aber wovon sollte er dann leben? Zur körperlichen Arbeit fühlte er sich zu schwach. Die Zimmerluft, das ewige Sitzen und — hatten ihn entnervt. Er befand sich in einer fürchterlichen Lage. Ohne irgend einen Ausweg zu finden, bat er den lieben Gott um die Kraft, seinem Stande gemäß leben zu können, und schmeichelte sich endlich, Erhörung gefunden zu haben; so näherte er sich dem Beichtstuhle.

Sein Beichtvater, der ihn bisher nur ermahnt und gerathen, zurückzutreten, verweigerte ihm diesmal die Absolution, ohne welche er weder die Communion noch die Weihe empfangen durfte. Ueberdies gingen ihm die Worte des Priesters so sehr zu Herzen, daß er in Thränen schwamm und sich fest entschloß, zurückzutreten.

Schon wollte er sich seinem Vater, seiner Mutter, seinen Geschwistern und Verwandten zu Füßen werfen, sie um Verzeihung bitten, daß er sich so lange verstellt und sie so lange betrogen habe. Falsche Scham hielt ihn zurück. Er schauderte

bei dem Gedanken, jetzt, da die Kirche mit Menschen überfüllt war, diesen Schritt zu thun. Im furchbaren Kampfe mit sich selbst ging er, ohne die Lossprechung seiner Sünden empfangen zu haben, zum Tische des Herrn und empfing ebenso die Weihe, wodurch er Subdiakon wurde. Er hatte somit nach den Lehren der römischen Kirche und nach seinem eigenen Gewissen die schwersten Sünden begangen, die der Sterbliche begehen kann.

Was ihn am meisten drückte, war, daß man seine Thränen der Verzweiflung der Freude zuschrieb und ihn beinahe vergötterte. Ach! er war und ist noch grenzenlos unglücklich!

Auf gleiche Weise empfing er später die anderen beiden Weihen, und ward so für seine ganze Lebenszeit ein elender Mensch; weshalb er aber auch keine Gelegenheit versäumt, Andere vor gleichem Elend zu bewahren.

Glauben Sie, fuhr der Pater dann fort, daß die meisten Priester der katholischen Kirche vorzüglich in Italien, wo Viele junge Leute in Klöstern erzogen, oft Mitglieder des Ordens werden und in Folge dessen schon mit 16 oder 17 Jahren Gelübde, die sie ewig binden, ablegen, Ihnen ähnliches erzählen könnten, denn Viele erkennen das Gesetz der Natur erst in späteren Jahren, wenn es leider zu spät ist! —

Sie hat Gott bis jetzt bewahrt, einen solchen Schritt zu thun, danken Sie ihm dafür und bitten Sie ihn um Erleuchtung. Diese Mittheilung, die so recht vom Herzen kam, hatte mich tief ergriffen und ich nahm mir daher fest vor, mich nicht zu übereilen, meine Gelübde abzulegen. Da ich in dieser Zeit mit einer deutschen Familie zusammenkam, die mir antrug, mich als Dollmetscher mit auf Reisen zu nehmen, und von meinem Obristen einen sechsmonatlichen Urlaub für mich erlangte, so bereiste ich mit derselben ganz Italien. Mit Empfehlungen vom Kardinal Oppizoni und anderen hohen Würdenträgern der Kirche wohl versehen, war es mir leicht, überall Zutritt zu erlangen. Meine Herrschaft gewann mich recht lieb,

und hätte mich gerne mit nach Deutschland genommen; ich zog es jedoch vor, mich einem jungen Manne anzuschließen, mit dem ich Palestina und später Frankreich bereiste, worauf ich dann wieder nach Italien zurückkehrte, um meine letzten Monate (ich hatte eine Verlängerung meines Urlaubes erhalten) noch auszudienen, und dann meinen Abschied zu nehmen.

Der Herr Obrist Sartori erließ mir auch die noch übrige Zeit, und so durfte ich vollkommen in's Civil übertreten.

Während meiner Reise war Gregor der XVI. gestorben und sein Nachfolger hatte unter dem Namen Pius der IX. den päpstlichen Thron bestiegen.

Die Begeisterung für den neuen Papst war unbeschreiblich. Als man erfahren, daß derselbe nicht zufrieden für politische Vergehen allgemeine Amnestie bewilligt zu haben, sondern selbst in die Kerker hinabgestiegen sei, um Einigen der hervorragenden Gefangenen die Ketten selbst zu lösen, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Um Mitternacht am 2. September 1846 öffneten sich, wie durch Zauberwort befohlen, alle Hausthore in Bologna. Damen und Herren traten mit brennenden Wachskerzen heraus, um die Thaten des neuen Pontifex zu beleuchten und zu besingen. Es war das ein Frohsinn, der an Fanatismus grenzte und in einigen Orten wirklich in solchen ausartete. Galetti, den wir weiter oben kennen gelernt haben, welcher unter den Glücklichen war, denen die Ketten von Pius selbst gelöst worden, wurde bei jeder Gelegenheit im Triumph herumgetragen. Er wurde gleich zum Sekretär der Bürgerwehr ernannt und bezog als solcher einen ganz anständigen Gehalt.

Marmorne Gedenktafeln, welche die Thaten Pius des IX. verewigten, entstanden wie Pilze bei warmem Regenwetter. Allen Festen wurde jetzt ein religiöser Anstrich gegeben. Alle Kirchen waren besuchter als je. An allen Ecken waren Bilder angebracht, die den neuen Papst als Engel darstellten, welcher

in den Kerker stieg, um die Ketten der Gefangenen zu lösen, während Teufel sich eben derselben bedienten, um sich des verstorbenen Papstes zu versichern. Daß die Regierung so etwas duldete, konnte mir nicht gefallen, daß aber selbst Pius erlaubte, daß das Andenken seines Vorgängers so in Koth getreten wurde, fand ich nicht staatsklug, und noch weniger christlich.

Gregor der XVI. hat gewiß vielfach gefehlt und seine Regierung konnte man der Härte beschuldigen, aber ungerecht war sie gewiß weniger, als die Pius des IX., wie wir später sehen werden. Oppizoni, damals ein 78jähriger Greis und Kardinal-Erzbischof von Bologna, der schon im Jahre 1802 auf die Fürsprache Napoleons Kardinal geworden war, aber bald darauf, weil er seinem Protektor nicht zu Willen sein konnte, in Kerker hatte wandern müssen, sagte, als ich ihn einst in Gesellschaft eines Freundes besuchte: „Ich habe meine Tage, Bischof zu sein, in bösen Zeiten angefangen, wollte Gott, daß ich sie nicht in noch schlimmern endigen müsse.

Der liebe Gott hat die Bitte des wahrhaften Priesters wenigstens theilweise erhört, denn wenn er die Zeit der Revolution auch durchmachen mußte, so war für ihn, der sich nur der Kirche widmete, doch nie die mindeste Gefahr, ja das Volk ehrte ihn trotz aller Aufwiegelei von einigen fanatischen Priestern, die gegen ihn predigten. Unter Letzteren that sich besonders Hugo Bassi hervor. Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß der alte Mann beim Einzuge der Oesterreicher seinen ganzen Einfluß aufbot, um für die Stadt so viel als möglich zu wirken. Er, der sich nie um Politik bekümmert hatte, macht jetzt, da er hoffen konnte, für das Wohl der Stadt Etwas thun zu können, das Ansehen seiner ganzen Person, selbst sein Greisenalter geltend, um den Führer der österreichischen Armee zur Milde zu stimmen, indem er ihm im Ornate und zu Fuß entgegen ging. Als er erfahren, daß sein größter Feind der Priester Hugo Bassi mit den Waffen in der Hand gefangen und auch

gleich darauf zum Tode verurtheilt worden sei, eilte er abermals zum österreichischen Commandanten, um auch für diesen zu bitten, allein seine Fürbitte kam zu spät, denn, während er hinauf gegangen, endigte der mehrgenannte Priester, den wir später noch näher kennen lernen werden, sein Leben, was den hohen Priester fürchterlich angriff.

Obgleich in den letzten Tagen seines Lebens mit Blindheit geschlagen, war er doch so heiter, als es die damaligen Zeiten nur immer gestatteten. Sein Tod versetzte die ganze Stadt in eine allgemeine und tief gefühlte Trauer, und wohl schwerlich wird sein Andenken je erlöschen. Es ist gewiß sehr tröstlich, daß die Menschen ein viel besseres Gedächtniß für Werke der Liebe, als für solche des Hasses haben. — Was ich noch besonders zu bemerken mich verpflichtet fühle, ist, daß ihm die Zeloten seine liebevolle Toleranz gegen Andersgläubige zum Vorwurfe machten, und daß er bei Heranbildung der Priester viel zu viel auf Wissenschaften sehe.

Sein Nachfolger Cardinal Viale-Prelá, ehemaliger Nuntius in Wien und Schöpfer des Concordates, weltbekannt, von den Zeloten bis zu den Sternen erhoben, hat durch seine Maßregeln der Härte das liebevolle Walten Oppizoni's nur noch mehr hervortreten lassen.

Der politische Fanatismus, der jetzt eine nationale Farbe angenommen, wuchs von Tag zu Tag, und jeder, der sich öffentlich zeigte, war gezwungen, das dreifarbige Kreuz zu tragen.

Die Nichtbeachtung dieser Maßregel wurde mit Mißhandlungen aller Art, selbst mit dem Tode geahndet.

Der Haß gegen die Deutschen wurde auf alle nur mögliche Weise hervorgerufen und gesteigert.

Da ich mich nicht entschließen wollte, den jungen Leuten als Instruktor zu dienen und überdies meine deutschen Gesinnungen nicht verbergen konnte, sah ich mich bald veranlaßt, Bologna zu verlassen.

Jetzt bereute ich, aber zu spät, das Anerbieten meiner ehemaligen Herrschaft nicht angenommen zu haben, denn, ohne namhafte Geldmittel zur Verfügung zu haben, wußte ich nicht, wohin ich mich wenden sollte. Mich jetzt in meiner Noth an jene Herrschaft zu wenden, ließ mein Ehrgefühl nicht zu; so entschloß ich mich endlich, mein Heil in Rom zu suchen.

Dort angekommen, fand ich einen Priester der Serviten, welcher später General des Ordens geworden, und damals Prediger und Beichtvater der päpstlichen Familie war, bereit, mir mit Rath und That an die Hand zu gehen, damit ich mich ausbilden könne, um in Amerika als Lehrer und Katechet Verwendung zu finden.

Ein französischer Priester nahm deutschen Unterricht bei mir, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, meine unentbehrlichen Bedürfnisse befriedigen zu können.

Im Laufe der Zeit machte ich auch die Bekanntschaft eines Weltpriesters aus Tyrol, der Vorsteher im deutschen Hospizium bei St. Peter war. Mit ihm schloß ich bald einen innigen Freundschaftsbund, und er lud mich darauf ein, bei ihm zu wohnen.

Ich habe nie einen liebevolleren Menschen als diesen kennen gelernt. Bei ihm gab es in den Werken der Liebe weder einen Unterschied der Religion, noch der Nation, und konnte er in den letzten Zeiten den Nichtgermanen oder Nichtkatholiken auch nicht erlauben, im Hospizium wohnen zu dürfen, da die Wächter der Statute dies nicht zuließen, so versah er sie mit Geld und sparte sich diese Groschen vom Munde ab. Sanguinisch-melancholischen Temperamentes wußte er sich doch so sehr zu beherrschen, daß nie ein unbilliges Wort seinen Lippen entfloh. Es waren sanft selige Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verlebt habe! —

Sein Durst nach Wahrheit und Licht aber war größer als seine Seele stark, er konnte ihn nicht stillen, und das um

so weniger, als er sich scheute, die Quellen ungetrübten Wassers zu suchen. Er lebt noch jetzt, soll aber nicht selten geistesabwesend sein. Hoffen wir, daß die Luft der heimathlichen Berge, an die er sich immer mit der ganzen Sehnsucht eines liebenden Herzens erinnerte, ihn stärke und tröste.

Ich wollte von ihm beruhigt werden, und habe vielleicht gerade dadurch beigetragen, seine Unruhe zu mehren, und heute ist es mir leider der Entfernung wegen nicht gestattet, mich ihm zu nähern. Es gelang mir trotz der damals ungünstigen Zeiten noch einige Schüler für die deutsche Sprache zu gewinnen, und so war es mir möglich, einige Nothpfennige für böse Zeiten zu ersparen, die leider nur zu bald eintraten. Die Revolution vom Vatican aus in Bewegung gesetzt, war mit Sturmesschritten vorwärts gegangen. Der mehrgenannte Galetti wurde nach Rom gerufen und zum Minister des Innern ernannt.

Pius der IX. wurde der Spielball dieses Ministeriums, blieb aber noch immer der Abgott des Volkes und es wäre ihm auch jetzt noch möglich gewesen, die Leidenschaften zu zügeln und für sich zu benutzen, allein Pius war kein Staatsmann!

Der unfehlbare Pontifex ließ sich vom Gesange der revolutionären Propagande bezaubern, und freute sich über die göttliche Verehrung, welche man ihm darbrachte. Es ging ihm wie einer Mutter, die ihre Freude an ihren Kindern hat, welche einen Ball machen wollen, wozu sie ihnen aber nicht so viel Garn bewilligen will, als diese brauchen, damit er ihrem Zweck entspreche, und die dann auf den klugen Einfall kommen, das eine Ende des Fadens in die Hände zu bekommen und fortwährend aufwickeln, während sie das Knäuel lose in beiden Händen hält, sich über die Klugheit der Kinder freuend, bis sie einsieht, daß sie nichts mehr in der Hand hat, als das letzte werthlose Stück Papier. Ebenso ließ Pius sich seine Autorität entwinden, sich fortwährend freuend, daß seine Kinder, wie man die Revolutionäre mit Recht nennen konnte, das so gut verstanden.

Es ist üblich, daß das Oberhaupt der Kirche am letzten Tage des Jahres dem Segen in der Hauptkirche der Jesuiten beiwohne, und dies fand auch am Schlusse 1847 statt.

Pius mochte an diesem Abende ernster als sonst zu Hause gefahren sein. Am andern Morgen, also am ersten Januar 1848 hieß es allgemein, die Jesuiten hätten den Papst vergiftet und bald darauf, daß Pius todt sei. Die Patres gewarnt, schlossen noch zu rechter Zeit die Thüren, sonst wäre die Bluttaufe der Revolution schon an diesem Tage vollzogen worden. So mußte sich der Pöbel mit Fenstereinwerfen begnügen, denn unterdessen, daß Einige sich mit Hau- und Brech-Werkzeugen versehen hatten, waren auch die Freunde der Ordnung nicht müßig gewesen.

Etwa 150 Mann Bürgerwehr kamen auf einmal unter dem Rufe: „Es lebe die Religion! Es lebe die Ordnung!“ daher geflogen und die Thürbrecher hielten inne.

Bald darauf kam ein höherer Bürgerwehrofficier und berichtete, daß Pius lebe, den Leuten für ihre Theilnahme danke, sie jedoch bitten lasse, auseinander zu gehen, da ihm gar kein Leid zugestoßen sei. Dieser Bitte aber wurde nicht Folge geleistet, man brüllte jetzt stärker als zuvor Tod den Jesuiten und aufs Neue flogen Steine nach deren Fenstern, weil die Thürbrecher der Bürgerwehr hatten Platz machen müssen, und von diesen die Eingänge bewacht wurden. Um die Ruhestörer von den Klöstern der Jesuiten wieder abzuziehen, sah sich Pius genöthigt, im offenen Wagen zu erscheinen, — das wirkte. Von nun an wuchs der Tumult mit jedem Tage nur noch mehr.

In jene Zeit fällt ein Kirchendiebstahl, den ich seiner Eigenheiten wegen glaube erwähnen zu müssen. Das angebliche Haupt des heiligen Andreas mit reichem Schmucke umgeben, war aus der Schatzkammer der Peterskirche gestohlen worden. Es war auffallend, daß man gerade dieses Stück genommen hatte, während man doch Sachen von größerem Werthe hätte auswählen können, die keine Reliquien enthielten. Der

Papst über den Heiligen-Raub untröstlich, verordnete öffentliche Gebete, um die göttliche Gerechtigkeit zu versöhnen.

Dem Volke jener Länder gelten solche Verbrechen als Vorboten großer Plagen und es war daher leicht zu bewegen, den Einladungen Pius' Folge zu leisten.

Alle Kirchen waren voll von Andächtigen. Am achten Tage der Andachten meldet Galetti, der auch Polizeiminister ist, dem heiligen Vater, daß der Dieb sich gestellt, das heilige Haupt unversehrt sei, und er (der Minister) auf die Gnade des Oberhauptes der Gläubigen bauend, dem Diebe verziehen und versprochen habe, sein Name werde nicht bekannt gemacht werden. Pius außer sich vor Freude, schließt Galetti in seine Arme, indem er Alles gutheißt, was Jener gethan, und ihm tausendfachen Dank spendet. Es wurden nun Anstalten getroffen, die Reliquie von dem Orte, wo sie vergraben, aber noch unversehrt war, auf eine höchst feierliche Weise zurückzuführen und durch neun Tage zur Verehrung auszustellen.

Galetti aber hatte sich hierdurch immer mehr in dem unbeschränkten Vertrauen des Papstes gefestigt, der trotz seiner Unfehlbarkeit nicht einfach, daß Galetti ihn geprellt und den Diebstahl selbst veranstaltet habe, um seine Beliebtheit beim Volke wo möglich noch zu steigern und zu sichern, was ihm auch vollkommen gelang. Ich hätte es in jener Zeit Niemandem gerathen, auch nur den leisesten Verdacht über die Geschichte laut werden zu lassen. Der Fasching war jenes Jahr, obwohl es an Freiheit nicht fehlte, nur wenig lebhaft; man sah es der Stadt an, daß sie ohne Fremde kein heiteres Aussehen gewinnen könne, denn trotz aller Anstrengungen von Seiten der Behörden gelang es nicht, auf dem Corso und anderen Faschingsplätzen der Stadt das Bild auch nur annähernd hervorrufen zu können, welches uns Göthe davon entwirft. Dagegen war die Kirche della Charavita in Piazza di Venezia stärker besucht denn je.

Es kommen dort die wahren Dunkelmänner und Anhänger der Jesuiten aus der hohen Gesellschaft zusammen, theils um über die Ausführung neuer Maßregeln zu berathen und theils um sich gottgefälligen Handlungen hinzugeben. Unter diesen nimmt die Selbstgeißelung, wie ich sie bei den Missionären in der Schweiz vom kostbaren Blute beschrieben habe, den ersten Rang ein.

Diese Selbstzüchtigung findet besonders in den Faschingszeiten statt, um dem höchsten Wesen einen Ersatz für die Unbilden zu geben, welche ihm in diesen Tagen ganz besonders zugefügt werden. Ich will hier nicht entscheiden, ob die Lust und Freude da draußen, oder der langsame Selbstmord in der Kirche den lieben Gott mehr erzürnt.

Bei der Aufnahme neuer Mitglieder wird mit der größten Vorsicht vorgegangen und haben solche viele Schwierigkeiten zu überwinden, dessenungeachtet soll es zuweilen vorgekommen sein, daß irgend Jemand sich trotz der verschlossenen Thüren eingeschlichen, um bei ausgelöschten Lampen seinen Nachbarn zu helfen.

Wenn man bedenkt, daß in diesen Versammlungen nur Leute aus den gebildeten Ständen zusammen kommen, so kann man sich bald von den verschrobenen Begriffen eine Vorstellung machen, welche die frommen Patres ihren Anhängern beizubringen wissen, und daß es auf diese Weise Niemand wundern darf, wenn man bei solchen Leuten keinen selbstständigen Gedanken vorfindet.

Der Fasching hatte uns, wie gesagt, trotz aller politischer Freiheit und Fackelzüge nur wenig Freude bereitet, denn an die Stelle der Beamtenwillkür (Gesetze giebt es in jenem Lande nicht) war die Willkür des Volkes getreten. Die nationale Waffe jenes Landes, der Dolch, wurde mehr als gewöhnlich angewendet. Es war das eine Zeit des Schreckens! —

Am 18. März, als ich eben zum Beichtvater der päpstlichen

Familie gehen wollte, der die Güte hatte, meine Studien zu leiten, wurde meine Aufmerksamkeit durch einen ungewöhnlichen Lärm rege gemacht, der vom Piazza di Venezia, wo die Gesandtschaft Oesterreichs residirt, herkam. Durch Neugierde getrieben, näherte ich mich demselben und sah nun, daß man bemüßigt war, das österreichische Wappen zu entfernen, was auf die brutalste Weise geschah. Die Elenden glaubten wirklich etwas Großes vollzogen zu haben. Sie hatten erfahren, daß die Revolution in Wien ausgebrochen und mochten wohl glauben, daß das Kaiserreich bereits aufgehört habe zu existiren. Hätten die, welche diesen Akt vollbrachten oder darob applaudirten, den untersten Klassen angehört, so würde ich hier kein Wort darüber verlieren. Dem war aber nicht so! Ich sah, wie hohe Würdenträger der Kirche und des Staates, ja selbst der Kardinal Altieri der Zerstörungswuth durch Händeklatschen Beifall zollten. Letzterer ging im Jahre 1850 nach Wien, um dem Danke des römischen Hofes für die Intervention Ausdruck zu geben, das ist echt römisch! Pater Battscheider, so hieß der damalige Beichtvater der päpstlichen Familie, konnte seinen Unwillen gegen den päpstlichen Hof kaum mäßigen, mußte sich aber begnügen, die Faust in seinem Zimmer gegen die päpstlichen Gemächer zu wenden, doch auch auf diese Weise war er mir lieb, er zeigte wenigstens, daß er die seinem Vaterlande angethane Schmach fühle. Im deutschen Hospizium bei St. Peter und den übrigen deutschen Instituten waren, als die Horde ankam, die Wappen schon eingezogen. Pius aber, der bei der Nachricht des Gesagten selbst zufrieden gelächelt hatte, gab seinen Gesinnungen noch deutlicheren Ausdruck, als er am Sonntage darauf im Vatican die dort versammelten 8000 Mann starke Bürgerwehr mit folgenden Worten segnete:

„Wenn Ihr fortwährend gegen die Feinde der Kirche, der „Ordnung und Italiens kämpfet, so segne ich Eure Waffen, „Euch, Eure Familien, Rom und ganz Italien."

Mit diesem Segen zogen Tausende gegen Oesterreich, denn das war ja der Feind Italiens, weil es einen Theil davon besaß, und als einige Tage darauf der bekannte Brief des Vaters der Gläubigen an den Kaiser Ferdinand veröffentlicht, in welchem dieser aufgefordert wurde, Italien zu räumen, da kannte der Fanatismus keine Grenzen mehr. Es lebe Pius der IX.! Tod den Deutschen! war von jetzt an in aller Munde. Man sah den Papst im Geiste wie einst Julius den II. schon auf einem weißen Maulthiere, mit umgurtetem Schwerte an der Seite, um die Oesterreicher zu vertreiben, und Pius' Schuld war es auch wohl nicht, wenn das nicht geschah.

Die Söhne des heiligen Ignatius, ohne thätigen Anhang, mußten sich nun auch flüchten. Obgleich die Jugend fast ausschließlich in ihren Händen gewesen war, hatten sie es dennoch nicht vermocht, sich thatkräftige Anhänger zu bilden.

So haben die frommen Väter dieses Ordens die Früchte ihrer Erziehung schon so oft gesehen, daß sie wohl sollten einsehen gelernt haben, daß ihre Erziehungsmethode eine verkehrte ist, glauben aber bei alledem noch immer, dieselbe sei unfehlbar und machen daher auch nicht im mindesten den Versuch, von ihrem Systeme abzugehen. Noch mehr zu bedauern aber ist, daß es noch immer Regierungen giebt, die sich glücklich schätzen, diesem Orden die Erziehung ihrer Söhne anvertrauen zu können.

Man will eben auch jetzt noch nicht einsehen, daß religiöses Wesen ohne Moral nichts nütze. Man möchte sich noch immer einreden, daß Sklaven bessere Unterthanen, als freie des Gedankens fähige Bürger sind.

Wer da sehen will, wie tief ein Volk bei aller Religiösität sinken könne, darf nur nach Neapel gehen.

Jenes Land kann wohl mit eben dem Rechte der Garten Italiens genannt werden, mit welchem ganz Italien der Garten Europa's heißt. Das Klima hat dort Alles gethan, um das Leben des Menschen so angenehm als möglich zu gestalten.

Es ist dem Menschen dort nicht allein in körperlicher Hinsicht alles Mögliche geboten, sondern auch sein Geist ist mit den schönsten Gaben ausgestattet und sein Herz von Natur für das Gute sehr empfänglich. Dennoch ist vermöge der Verdummungs-Methode, welche dort fortwährend geherrscht, kein Volk Europa's so sehr zurück und so roh als jenes.

Noch schlechter aber steht es in der Moral und doch giebt es wohl keinen Winkel der civilisirten Staaten, wo das Volk so bigott-religiös ist, als eben dort. Die Leute jener schönen Provinzen glauben wirklich blindlings, was der Geistliche ihnen sagt, und selten wird es Jemand wagen, Sonntags die Messe zu versäumen. Jeden Abend wird der Rosenkranz gebetet, dem dann noch viele andere Gebete folgen und doch steht es um die Moral, wie gesagt, nirgend so schlecht, als eben dort. Hat Jemand einen Prozeß, so wird er von solchen, die sich ihm als falsche Zeugen antragen, förmlich bestürmt, überhaupt werden Verbrechen, bei denen keine Lebensgefahr zu fürchten ist, in Unzahl begangen. Wenn nicht so viel Morde als im Römischen begangen werden, so kommt das eher der Feigheit, als der Moral zu Gute. Nirgend aber ist auch die Erziehung des Volkes so sehr vernachlässigt als dort. Katechismus-Unterricht und Predigten werden mit Wundersagen so sehr verunstaltet, daß die Moral fast gar nicht sichtbar wird.

Ein Prediger auf dem Lande, den ich anhörte, der seine Zuhörer für die Andacht zur Mutter Gottes begeistern wollte, sagte: Seid ja nie so thöricht, die Mutter Gottes je zu vergessen und seid versichert, daß wenn ihr sie nicht vergeßt, sie euch auf alle Fälle in den Himmel bringen wird, selbst wenn sie euch auf Schmuggelwegen führen sollte! Ja ja! gafft nur! selbst wenn sie euch auf Schmuggelwegen hineinbringen sollte, habe ich gesagt, und werde es euch durch ein Beispiel erläutern und beweisen! Gebet aber wohl Acht! verlieret kein Wort! und erzählet es zu Hause und euren Bekannten! Es war da

also einmal eine recht gute Frau, die nur einen Sohn hatte, der Franz hieß, schon als Kind ein rechter Wildfang war und keine Lust zur Arbeit hatte. So lange seine Mutter lebte, die ihn, obwohl er ihr nur Kummer und Verdruß machte, doch recht zärtlich liebte, und selbst ihr Leben für ihn gegeben hätte, ging das noch so an, denn sie sorgte für ihn, wenn ihr das auch die Gesundheit kostete und sie endlich krank wurde. Zu spät sah Franz, der bei all seiner Wildheit ein gutes Herz hatte, jetzt ein, daß seine Lebensweise die gute Mutter in diesen Zustand versetzt habe, und that alles Mögliche, um ihr die letzten Tage nicht zu verbittern, denn er erlangte nur zu bald die Gewißheit, daß die Krankheit eine tödtliche sei. Die Mutter freute sich sichtlich über das Benehmen ihres Sohnes und da sie nichts sehnlicher wünschte, als im Himmel mit ihm wieder zusammen zu kommen, so ließ sie sich, als einst Thränen seinen Augen entquollen und er recht weich gestimmt war, auf die feierlichste Weise von ihm das Versprechen geben, daß er nie einen Tag vorübergehen lassen wolle, ohne den englischen Gruß wenigstens drei Mal gebetet zu haben, indem sie ihm zu gleicher Zeit versicherte, daß, wenn er sein Versprechen halte, der Himmel sein Erbtheil sein werde. Bald darauf erfolgte der Tod der guten Frau. Franz weinte bittere Thränen und nahm sich fest vor, sein Versprechen unter allen Umständen zu halten, was er denn auch wirklich that, denn obgleich er, weil ihm Lust zur Arbeit fehlte, Schmuggler, ja selbst Räuber und Mörder wurde, so hatte er sein Versprechen, die Mutter Gottes nie zu vergessen, doch stets gehalten.

Endlich fand er in einem Gefechte gegen die Milizen seinen Tod, ohne weder gebeichtet noch communicirt zu haben, und folglich war er für die lange Reise nicht vorbereitet; seine Seele der sterblichen Hülle entflohen, befand sich in einer großen unabsehbaren Wüste. Es schauderte ihm, er erinnerte sich an seine Mutter, und wie er das ihr gegebene Versprechen, die

Mutter des Herrn jeden Tag drei Mal zu grüßen, immer erfüllt, daß er oft vom Schlafe übermannt, sich dennoch gezwungen habe, die Gebete herzusagen, und konnte daher nicht begreifen, wie ihn Maria ohne Beichte und Communion habe sterben lassen.

Er wollte eben seine Mutter zur Rechenschaft auffordern, denn der Ort, an dem er sich so ganz ohne alle Gesellschaft befand, schien ihm, der an Unterhaltungen gewöhnt war, noch fürchterlicher als die Hölle; aber in dem Augenblicke, als er den Namen seiner Mutter aussprechen will, hört er den seinen rufen und gewahrt, als er sich umsieht, einen unendlich großen Pallast. Zu gleicher Zeit hört er ganz deutlich: Pst! Pst! Pst! Franz! Bald darauf entdeckte er an einem Fenster eine Frau, welche ihm winkt, näher zu treten. Bei dem unendlich großen Schlosse angekommen, wirft ihm besagte Dame eine seidene Strickleiter herunter und winkt ihm, sich derselben zu bedienen, um hinauf zu kommen, was er, an's Klettern gewöhnt, hurtig thut und dann zum Fenster hineinsteigt.

Jetzt sagt ihm die Dame, welche nichts weniger als die allerheiligste Jungfrau selbst ist: „So, nun stelle Dich dort im Vorzimmer in eine Ecke, und wenn mein Sohn kommt, um die Pässe zu prüfen, so suche der Letzte zu sein, dem er denselben abverlangt und für das Uebrige laß nur mich sorgen." Unser Franz drückt sich demnach nicht nur aus Vorsicht, sondern fast mehr aus Scham in eine Ecke, denn er sah sich, weil er viel gesündigt und nicht gebeichtet, ganz mit Unflath bedeckt, während die Anderen, die gebeichtet und auch schon im Fegfeuer gewesen, ganz rein waren. Bald kommt der Sohn Gottes in seiner Herrlichkeit, um die neuen Ankömmlinge zu empfangen.

Es ging nun ein Jeder der dort Versammelten zu ihm hin, um sich durch seine Papiere auszuweisen und Einlaß zu finden. Bald findet sich unser Franz allein bei dem Sohne des lebendigen Gottes, getraut sich aber nicht hervorzutreten.

Christus geht zu ihm hin und sagt: Aber warum kommst Du denn nicht hervor? und Franz, der sich nur noch mehr fürchtet, wagt nicht zu antworten, sondern macht „Uh! Uh!“ er hätte sich unter die Erde wünschen mögen! Christus sagt weiter: Wo hast denn Du Deinen Paß? I — ch h — abe k — einen. Da wurde der Sohn Gottes böse und rief den heiligen Petrus. Wie hast Du Dich unterstehen können, fährt er diesen an, den Mann da herein zu lassen, der nicht gebeichtet und nicht communicirt hat, weißt Du nicht, daß man ohne Beichte und Communion keinen hereinlassen darf?

Petrus aber, der seinem Amte wohl gewachsen und ein schlauer Fuchs ist, sah bald, was es da Neues gebe und meinte, indem er zu schmunzeln anfing: das ist ein Streich, den Dir die Frau Mutter gespielt hat. In diesem Augenblicke trat auch Maria durch eine Seitenthür herein, sah ihrem Sohne so wehmuths- und liebevoll in die Augen, daß er ihr nicht widerstehen konnte. Er sah sich daher genöthigt, den Franz durch das Feuer seiner göttlichen Liebe zu reinigen und ihn unter die Zahl der Seligen aufzunehmen. Ja! ja! fuhr dann der Geistliche nach kurzer Pause fort: „Wer der Mutter Gottes ergeben ist, den wird sie in den Himmel bringen, und sollte sie ihn auch hinein schmuggeln.“

Nach der Erzählung eines Anderen hatte Maria in einem vom Körper vollkommen getrennten und entfernten Kopfe (denn den Körper fand man in einem Brunnen, während der Kopf am Rande desselben lag), durch drei Tage die Seele zurückgehalten, damit es einem nach dieser Zeit vorübergehenden Priester möglich werde, dessen letzte Beichte zu hören. Doch wer solche und ähnliche Schnurrpfeifereien, mit welchen die Kanzelredner jener Länder ihre Predigten verunzieren, lesen will, der möge sich die Glorien Marien's des heiligen Alphons von Liguori, welcher in jenem Lande Bischof und zugleich der Ordensstifter der Liguorianer oder Redentoristen ist, kaufen, und er wird

dort fast noch tolleres Zeug finden. Daß in Neapel das Blut des heiligen Januarius alljährlich kochen muß, ist allbekannt. Und eben so leicht wird Jeder, der fünf Sinne hat, begreifen, daß solche Dinge der Moral nur nachtheilig sein können; natürlich darf ein solcher nicht von Vorurtheilen eingenommen sein, denn sonst helfen alle fünf Sinne nichts. Doch kehren wir nach Rom zurück, wo ich einigen Jesuiten und Zöglingen derselben, die sich in ihren Kleidern nicht mehr öffentlich zeigen durften, Bürgerkleider verschafft hatte, weil ich in ihnen eben nur Menschen sah, die der Hülfe bedürftig waren, was mir aber trotz alledem recht übel genommen wurde.

Am 25. März Morgens, als ich eben im Kloster gewesen und durch die Kirche del Jesu zurückgekehrt war, sah ich mich von fünf National-Gardisten umzingelt, während Einer von ihnen mich folgendermaßen anredete: „Was thun Sie fortwährend in der Kirche?“ — Als ich darauf antwortete, daß ich nicht glaube, ihnen Rechenschaft von meinem Thun und Lassen abzulegen, da meinte er: „Sie sind ein verfluchter Deutscher!“ worauf ich erwiderte, daß ich die Ehre habe, der deutschen Nation anzugehören, aber nicht glauben könne, daß ich als solcher verflucht sei. Ich hatte ziemlich laut gesprochen, was die Aufmerksamkeit von zwei vorübergehenden Malern, die ich kannte, erregt hatte, und die mich deshalb anredeten, worauf sich die fünf Helden entfernten. Ihre fünf gegen mich allein hatten sie Muth gehabt, um so mehr als sie bewaffnet waren, während ich wehrlos dastand; gegen drei aber fühlten sie sich schon zu schwach! Als ich jedoch meinen Bekannten den Vorfall mitgetheilt und mich von ihnen getrennt hatte, wurde ich abermals angehalten und diesmal arretirt, den Fünfen hatten sich nun noch zwei Andere beigesellt. Ein Glück für mich, daß ich in der Nähe der Polizei-Direction überfallen worden war, sonst wäre ich vielleicht noch in Lebensgefahr gekommen, wenn der Pöbel Zeit gehabt hätte, sich zusammenzurotten.

Ich hatte die Ehre, für recht etwas Großes gehalten zu werden, denn ich wurde mit aller Sorgfalt bewacht und von dem Herrn Minister selbst verhört. Dieser kannte meinen Namen von Bologna aus, wo ich ihm empfohlen worden war, weshalb er mich sehr gnädig anhörte und meinte: Sie sind frei und können gehen, wohin Sie wollen, doch würde ich Ihnen rathen, sich von hier zu entfernen, wenn Sie Ihr Leben nicht auf's Spiel setzen wollen.

Nur ungern trennte ich mich von der ewigen Stadt, die mit ihren Denkmälern und Kunstgegenständen, aber auch vermöge ihrer Lage fortwährend einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte, und erst am 10. April, von Freunden gedrängt, konnte ich mich entschließen, abzureisen. Zwei Tage vor meiner Abreise war ich von einigen jungen Leuten zu einem Souper eingeladen und mehrere von ihnen wünschten mich in Rom zurückzuhalten, indem sie mir versicherten, daß mir kein Leid geschehen solle, wodurch mein Entschluß, abzureisen, nur noch schwankender gemacht wurde. Ich verließ jedoch diese Versammlung mit dem festen Vorsatze, meine Abreise zu beschleunigen, was durch folgenden Zwischenfall veranlaßt wurde.

Es waren während der Tafel Toaste aller Art ausgebracht worden, an denen ich, weil sie mich nicht verletzten, Theil genommen hatte, als man aber auf den Tod der Deutschen trinken wollte und mich zum Anstoßen aufforderte, da schmetterte ich mein Glas mit einer Wucht auf den marmornen Fußboden, daß die Stücke nach allen Seiten flogen, indem ich mit kräftiger Stimme sagte, daß ich noch nie auf den Tod meiner Feinde getrunken habe, um so weniger auf den meiner Landsleute anstoßen werde, und obgleich man mir schwor, daß man durch Wein erhitzt, sich meiner Nationalität nicht erinnert habe, verließ ich den Saal und beschleunigte, wie gesagt, meine Abreise.

Von den Jesuiten hatten mir mehrere der frommen Patres versprochen, wenn ich je in die Lage kommen sollte, ihrer Hülfe

zu bedürfen, sie nicht unterlassen würden, mir ihre Dankbarkeit zu beweisen. In Gesellschaft zweier Studenten, die nicht viel italienisch konnten und sich mir deshalb gerne angeschlossen hatten, verließ ich Rom.

Ueberall, wohin wir kamen, wimmelte es von Soldaten, denn selbst den gemeinsten Verbrechern hatte der liebenswürdige Pius die Ketten gelöst, wenn sie sich verpflichteten, gegen Oesterreich zu ziehen.

Von ihnen hat jedoch ganz gewiß die bei weitem kleinere Zahl den Po überschritten, denn Viele, die Jahre lang in Eisen geschmiedet gewesen, blieben trotz der kurzen Tagmärsche liegen. Noch mehr desertirten, indem sie sich in's Gebirge warfen, um ihr ehemaliges Gewerbe wieder von Neuem anzufangen.

Die Unreinlichkeit, welche dieses Gesindel überall verursachte, veranlaßte uns, eine Seitenstraße einzuschlagen. Wir gingen daher von Terni nach Todi, und fanden bald, daß uns unser guter Engel geleitet habe, denn wohin wir nur immer kamen, wurden wir, obgleich — oder gerade weil wir Deutsche waren, recht gut aufgenommen. Nur in Todi hatten wir einen kleinen Unfall, der leicht böse Folgen hätte haben können.

Als wir nämlich die Stadt verließen, sprach uns ein armer deutscher Handwerksbursche an, dem wir, weil in frommen Landen und in so böser Zeit, reichlich gaben, was, da man es bemerkt, den Verdacht gegen uns rege gemacht hatte, daß wir mehr seien, als wir schienen, denn wir waren noch kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als drei Gensdarmen zu Pferd uns nachgeritten kamen und uns unsere Pässe abverlangten. Ich zeigte den meinigen, der mit dem Wappen Pius' geziert war, und daher in jenen Zeiten noch als Talisman diente, weshalb man darauf verzichtete, die meiner Gefährten zu sehen, und das um so mehr, als ich ihnen noch ein offenes Schreiben Galetti's, welches mich besonders empfahl,

zeigte und sagte, daß mir die beiden jungen Leute von Pius selbst empfohlen worden seien. Ganz besonders aber kam uns zu Gute, daß in diesem Augenblicke noch ein Officier angeritten kam, der mich von früher her kannte und mich schon aus der Ferne grüßte.

Unterdessen waren auch einige zwanzig Bürgergardisten ausgerückt, um uns zu empfangen; wir waren jedoch froh, ihre Aufmerksamkeit nicht in der Nähe bemerken zu müssen.

Wir kamen nun oft mit Landleuten zusammen, welche die größte Freude hatten, in uns Deutsche zu erkennen, und zu hören, daß wir nicht an die Grausamkeiten glaubten, welche, wie man erzählte, die Kroaten begangen hätten. Der Kaiser, meinten sie, wird doch so etwas nicht dulden, wie aber der Papst Krieg gegen Jenen führen könne, wollte ihnen gar nicht einleuchten, sie sagten: Einen Gott, einen Kaiser und einen Papst hat es doch immer gegeben!

Man sieht hieraus, daß damals die Bauern jener Gegenden noch echt kaiserlich gesinnt waren, und der Regent Oesterreichs sogar den Vorrang vor dem Papste hatte. Wie sehr die Politik des Kaiserstaates nach der Besatzung der römischen Provinzen geeignet gewesen, den Anhang, den Oesterreich damals noch hatte, zu schwächen, werden wir später sehen. In Assisi, wo wir uns aufhielten, weil einer meiner Gefährten eine Verwandte im dortigen deutschen Frauenkloster hatte und diese besuchen wollte, wurden wir recht herzlich aufgenommen. Selbst in Perugia, wo wir zufällig in demselben Gasthofe eingekehrt waren, in dem seiner Zeit der Letzte der Stuart gewohnt hatte, wurden wir recht gastfreundlich behandelt und die Frau Wirthin wurde gar nicht müde, uns von den Tugenden des unglücklichen Prinzen zu erzählen, der bei Sinigaglio, wo ein einfacher Stein an jene schwarze That erinnert, erschlagen wurde.

Bei Macerata jedoch, wo wir wieder auf die Hauptstraße

gekommen waren, würden wir ohne mein kühnes Auftreten verloren gewesen sein.

Man hatte uns gewarnt, nicht in die Stadt zu gehen, weil die Leute dort vermöge der übertriebenen Nachrichten aus dem Lombardischen zu aufgebracht über die Deutschen seien, und wir sahen uns daher — es war Abend — gezwungen, in dem einzelnstehenden Wirthshause, welches sich in der Nähe der Ruinen des Colliseums jener Gegend befindet, zu übernachten. Die Wirthsleute waren so gefällig, uns auf jene Ruinen aufmerksam zu machen, wo wir uns dann auch noch einige Blumen pflückten, um sie als Andenken mitzunehmen.

Nachdem wir jedoch kaum in's Zimmer zurückgekehrt waren, um unser Abendmahl zu verzehren, welches aus in Wasser und Salz gekochten Feldbohnen bestand, füllte sich dasselbe mit Bewaffneten, welche uns, weil sie uns hatten Deutsch reden hören, für Emissäre und Späher hielten.

Man hatte ihnen erzählt, daß die Oesterreicher selbst das Kind in der Wiege nicht schonten und glaubten sich daher natürlich nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, kurzen Prozeß mit uns zu machen.

Nachdem ich meinen Gefährten die Absichten dieser Gesellen mitgetheilt und sie zur Ruhe ermahnt hatte, erhob ich mich von meinem Sitze und bat die Nationalgarden um ihre Aufmerksamkeit, erklärte ihnen hierauf im kurzen, aber bündigen Tone, daß wir weder Späher seien, noch die Grausamkeiten billigen könnten, welche, wie sie sagten, die Oesterreicher verübt hätten.

Diese beiden jungen Leute, meine Reisegefährten, sagte ich weiter, sind Reisende, die nach Italien gekommen, um die vielen Merkwürdigkeiten dieses schönen Landes zu bewundern und vorzüglich um den großen Pius kennen zu lernen, und dieser (hier zog ich meinen Talisman aus der Tasche) hat mich, da sie nicht italienisch können, beauftragt, sie durch Italien zu be-

gleiten, damit ihnen nichts zu Leide geschehe. Alle hatten sich unterdessen herangedrängt, meinen Paß zu besichtigen, und auf meinen Ruf „es lebe Pius der neunte!“ ertönte ein gleichstimmiges Evviva!

Ich habe überhaupt gefunden, daß wenn man dem Italiener gegenüber Zeit hat, zu Wort zu kommen, und man diese nicht unnütz vorübergehen läßt, man von ihm nur selten was zu fürchten hat, das heißt, wenn ihn kein persönlicher Haß leitet, oder er nicht höherem Auftrage zufolge handeln muß. Im letzteren Falle handelt es sich um sein eigenes Leben. — Wir mußten darauf mit ihnen anstoßen und trinken, wozu ich den Einen meiner Gefährten (einen heißblütigen Münchener) nur schwer bewegen konnte. Er hieß Wenzel, war damals 18 Jahre alt und ist später, so viel ich weiß, Soldat geworden, wozu er schon in jener Zeit große Neigung hatte. Sein Gepäck bestand aus lauter Schlachtenplänen mit Erläuterungen und er hatte schon in jenem Alter bedeutende Studien in der Kriegsgeschichte gemacht, auch war es nur dem ausdrücklichen Willen seiner Eltern zuzuschreiben, daß er nicht schon früher Militär geworden war. Eine Nachricht aber von ihm würde mich sehr freuen, denn meinen Namen wird er ganz gewiß nicht vergessen haben.

Die Italianissimi konnten nun gar nicht begreifen, wie sie so einfältig hätten sein können, uns für Feinde Italiens zu halten, und zwei von ihnen wollten es sich nicht nehmen lassen, uns nach Ancona zu begleiten, wo wir uns unter den Schutz des preußischen Consuls begaben, der auf alle nur mögliche Weise für unsere Sicherheit sorgte. In Bologna, wo ich viele Freunde hatte, blieben wir drei Tage und hatten dort Gelegenheit, die beiden Barnabiten, Hugo Bassi und Cavazzi reden zu hören.

Es ist unbeschreiblich, was diese beiden Männer, wenn

sie diesen Namen verdienen, an trivial gewählten Redensarten leisteten.

Nichts war diesen Elenden zu heilig, um es zu begeifern, selbst die geheimsten Falten des menschlichen Herzens wurden von ihnen offen dargelegt. Sie bedienten sich sogar der Geheimnisse, die ihnen vorzüglich von Frauen im Beichtstuhle waren anvertraut worden, und warfen ihren ehemaligen Beichtkindern nun vor, wie sie zur Entartung des italienischen Blutes beigetragen hätten, indem sie ihren Schooß deutschen Männern öffneten. Warum riefen sie dann, stellt sich unsere Jugend den Deutschen nicht mannhafter entgegen? Weil viele von ihnen aus deutschem Saamen entsprossen! —

Doch ich will nicht versuchen, den ganzen Schlamm ihrer Reden hier wiederzugeben, es genüge zu wissen, daß man sich der unzüchtigsten Worte bediente. Dabei tranken die Helden während der Predigt recht fleißig auf das Wohl Italiens und den Tod der Deutschen, um sich die Kehle feucht zu halten.

Der Kardinal Amati und Pater Joachim der Barnabiten, welch' Letzterer im Rufe der Heiligkeit stand, beehrten die Redner fast fortwährend durch ihre Gegenwart und der heilige Pater entblödet sich trotz seiner Heiligkeit nicht, zu so viel Unflath und Niederträchtigkeit seinen Segen zu geben.

Die Reden, welche gewöhnlich drei Stunden dauerten, machten aber trotz des Unsinns ja vielleicht gerade wegen desselben einen ungeheuren Eindruck.

Man sah ganze Berge von Wäsche und anderen Kleidungsstücken, die als Opfer für den heiligen Krieg dargebracht worden waren.

Ein Mann zog sich sogar mitten auf dem Platze seine Unterhosen aus, um sie als Scherflein zur Ausrottung der Deutschen darzubringen. Es war in jener Zeit wahrhaftig nicht räthlich, unnöthige Schmucksachen zu tragen, sie mußten für den Krieg geopfert werden, oder man sah sich genöthigt, sie

zu verstecken, wenn man nicht als Opfer des Fanatismus fallen wollte.

In Modena fanden die beiden Prediger nur wenig Anhang, denn die Sache Italiens erfreute sich dort der Sympathieen von nur Wenigen.

Es war den Leuten gar nicht recht, daß der Herzog sie verlassen hatte, was sie auch ohne Hehl aussprachen. Die Truppen, denen man es freigestellt, gegen Oesterreich zu kämpfen, oder nach Hause zu gehen, hatten sämmtlich das Letztere gewählt, auch machten sie sich noch immer eine Ehre daraus, die herzogliche Uniform zu tragen.

Mein Münchner hatte gute Lust mit dem einen der Redner, dem wir hier mehrmals begegneten, ein Wort allein zu sprechen, und ich hatte nicht wenig Mühe, ihn zurückzuhalten.

So lebendig wir es überall im Römischen gefunden hatten, so ruhig war es im Modenesischen, und fast wollte es mir dünken, daß es um so ruhiger wurde, als wir uns dem Kriegsschauplatze mehr näherten.

Um unsere Neugierde zu befriedigen, nahmen wir unsern Weg über Mailand und hatten nun nicht selten Gelegenheit, mit Bauern zusammenzukommen, welche sich mit Wagen und Pferden vom Kriegsschauplatze geflüchtet hatten, wo sie von den Piemontesen zu Zwangsfuhren waren verwendet worden. Sie versicherten uns, daß sich die Oesterreicher wohl tapfer geschlagen, keineswegs aber andere Barbareien verübt hatten, als diese im Kriege eben gang und gebe seien, ja! daß sie ihre Zwangsfuhren sogar bezahlt und die Bauern nie länger als einen Tag gezwungen hätten, bei ihnen auszuharren, während die Piemontesen nichts vergüteten, die Leute oft zehn Tage lang bei sich behielten und während dieser Zeit hätten Leute und Pferde fast jede Nacht unter freiem Himmel campiren müssen, wodurch manches Thier zu Grunde gegangen sei.

In Lodi fanden wir in dem Wirthshause, in dem wir

eingekehrt waren, einen Geistlichen, welcher in uns Oesterreicher witternd, furchtbar gegen dieselben loszog, aber Niemanden fand, der ihm Beifall zollte.

In Mailand jedoch war eine Oesterreich feindliche Stimmung nicht zu verkennen, und selbst unser Wirth, der uns übrigens sehr freundlich behandelte, meinte, er lasse sich lieber in tausend Stücke hauen, als daß er dulde, daß die Oesterreicher noch einmal Herren von Mailand würden. Vom Bombardement war nur wenig mehr zu sehen, und auch die Grausamkeiten der Kroaten gehörten, selbst den Aussagen dieses Italianissimo zu Folge in das Reich der Erfindungen, wohl aber hatte man uns viel von Beamtenwillkühr zu erzählen, auch das Benehmen einzelner Officiere fand starken Tadel, und das um so mehr, als es nie zu den Ohren der Verhöhnten gekommen, wenn ein solcher bestraft worden war.

Wir nahmen als wir die schönen Gefilde Italiens verließen, die Ueberzeugung mit uns fort, daß die Lombarden zu den gebildetsten Bewohnern der Halbinsel gehören, und sie zugleich die wohlhabendsten derselben seien.

Die Bauern hatten wir entschieden österreichisch gesinnt gefunden und diese sind es denn auch jetzt noch. Wie angenehm wir überrascht wurden, als die ersten deutschen Klänge auf Schweizerboden unser Ohr berührten, ist wohl nicht so leicht zu beschreiben. Jene aber, welche sich je in ähnlicher Lage befunden, werden es leicht begreifen, was für ein seliges Gefühl uns beglückte als wir nach langen Gefahren endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen hatten; als biedere Männer und zartfühlende Weiber, an denen die Schweiz so reich ist, uns Glück wünschten, so mannigfachen Gefahren entronnen zu sein, deren Größe wir erst jetzt erkannten, denn während der Reise hatten wir, mit reger Theilnahme den Ereignissen folgend, fast nie an uns selbst gedacht.

Auch das Glück, welches uns bei augenscheinlichen Gefahren

so sehr begünstigt, hatte unsern Muth gestählt und nie hatten wir während unserer ganzen Reise auch nur für Augenblicke gesucht unsere Nationalität zu verstecken oder zu verleugnen. Wir dankten nun Gott aus vollem Herzen dafür.

Auf dem Vierwaldstätter-See traf ich mit einem irländischen römisch-katholischen Geistlichen zusammen, mit dem ich in wenig Minuten so innig vertraut wurde, daß er mich aufs herzlichste einlud, eine Fußreise in der Schweiz mit ihm zu machen, und sich erbot, die Kosten allein bestreiten zu wollen.

Ich konnte mich nicht entschließen, sein Anerbieten zurückzuweisen, und das um so weniger, als ich während des kurzen Zusammenseins mit ihm durch sein tiefes Gemüth und seine gründlichen Kenntnisse hingerissen worden war.

So schön — so erhaben — und großartig — war mir die Natur noch nie vorgekommen, als in jenen Augenblicken, in denen er mich vom Schiffe aus auf die Majestät jener Gegend aufmerksam machte.

Ich nahm daher von meinen beiden Gefährten, die meiner nun nicht mehr bedurften, Abschied, und zog mit meinem jungen Priester.

In den wenigen Wochen, die ich mit ihm durchlebte, vermehrten sich meine Kenntnisse mehr als es zuvor in eben so viel Jahren der Fall gewesen, und die Genüsse jener Zeit reichen hin, meinen Geist für die ganze Lebenszeit frisch und rege zu erhalten. Er lehrte mich aber auch Wege kennen, auf denen ich mich meinem Ziele nähern könnte, an die ich früher gar nicht gedacht hatte. Von Gott und seinen Eigenschaften entwarf er mir ein so liebevolles und zugleich so großartiges Gemälde, wobei ihm die schönen Schweizergegenden herrlich zu statten kamen, daß sich die Banden, in die mich die Jesuiten geschmiedet hatten, immer mehr schwächten, und ich hinsichtlich des Schicksals meiner Angehörigen, die sich nicht in der katholischen Kirche befanden, vollkommen beruhigt wurde!

Auch meine Ansichten in Bezug auf die Politik Englands wurden durch den Umgang mit diesem Manne wesentlich gemildert. Ich hatte die Regierung jenes Landes bis dahin immer als Unterdrückerin der katholischen Kirche angesehen, wie ich die Regierung des Kirchenstaates als die Vernichterin jedes freien Gedankens kennen gelernt hatte, wurde jedoch von dem wirklichen Manne Gottes in Hinsicht auf die Regierung ersteren Staates eines Besseren belehrt.

Als ich später Gelegenheit hatte, jenes Land zu besuchen, fand ich, daß der Priester die Wahrheit gesprochen, und die Irländer ihres eigenen Schicksals Schmid seien, die ultrakatholischen Geistlichen aber einen großen Theil der Schuld an der Arbeitsscheu der Bewohner jener schönen Insel tragen. Ich habe nie ein toleranteres Volk gefunden als die Engländer, und ich wüßte zwischen ihnen und den Schweizern wirklich keinen wesentlichen Unterschied zu machen; es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß es sich hier um das Allgemeine, und nicht um Ausnahmen handelt; — denn diese wird man überall finden. Noch nie hatte ich mich so sehr zu jemand hingezogen gefühlt, als zu jenem Priester; die Stunde der Trennung schlug für mich daher nur zu bald, meinem Freunde ging es eben nicht besser. In Frankfurt, wo er sich gegen Osten wenden mußte, während mein Stern mich nach Norden rief, weinten wir Beide wie die Kinder.

Ich habe ihn seit jener Zeit nie wieder gesehen, denn eine Krankheit hatte ihn verhindert in Liverpool, wo wir uns vor meiner Einschiffung nach Amerika noch ein Mal zu sehen hofften, zu rechter Zeit einzutreffen. Wie wohl würde es mir thun, wenn mich das Schicksal noch ein Mal mit ihm zusammen führen sollte, und ich ihm meinen Dank für die großen Wohlthaten darbringen könnte, mit denen er mich gleichsam überschüttet hat.

Auch in meinem Vaterlande gingen die politischen Wogen

ungewöhnlich hoch, und das Nationalgefühl war mehr als je erwacht. — Allein! welch' ein Unterschied zwischen Italien und Deutschland —?!

Hier rief jedes gemeine Verbrechen, auch das im Augenblicke der Hitze begangene, Entrüstung hervor, — dort hatte man sich vom Nationalitätsschwindel so stark hinreißen lassen, daß man die politischen Verbrecher feierte, auch wenn sie mit Ueberlegung und kaltem Blute ihre Gegner meuchlings niedergestoßen hatten.

Hier durfte sowohl der Mann der Reaction, als jener des Fortschrittes seine Meinung geltend machen; dort — war Jeder, der nicht mit schrie und jubelte, wie man es eben hören wollte, in Gefahr erdolcht zu werden! Der Vergleich konnte nur zu Gunsten Deutschlands ausfallen. Ich war und bin stolz, dieser schönen wahrhaft großen Nation anzugehören!

In Norddeutschland, meiner Heimath angekommen, fand ich leider nicht Alles, wie ich gewünscht hatte, was mich in meinem Entschlusse nach Amerika zu gehen wankend machte.

Meine liebe Mutter, deren Stiefbruder unterdessen gestorben war, traf ich bei einer Familie an, die sie freundlich aufgenommen hatte, und ich glaubte sie nicht genugsam gegen Mangel geschützt, wenn sich jene Familie einmal veranlaßt sehen sollte, ihre Hand von ihr zurückzuziehen, weil die Mittel die sie für sich zurückgehalten hatte, nicht genügend waren, davon leben zu können, denn da sie mich schon als Klostergeistlichen wähnte, hatte sie ihren Bruder, der ihr Alles, was er hatte, vermachen wollte, gebeten, er möge seinen Nachlaß meinem Oheim aus der Papiermühle, der damals in sehr bedrängten Verhältnissen lebte, zuwenden, indem sie sich nur eine freie Wohnung im Hause für ihre Lebenszeit verschreiben ließ, und bald darauf, als dieser ihr Bruder, der eine zahlreiche Familie hatte, das Haus neuer Schulden halber verkaufen mußte, ver-

zichtete sie auch auf diese, weil es sonst schwer war, einen Käufer für dasselbe zu finden.

Ich versuchte daher alles Mögliche mir in meiner Heimat eine Existenz zu gründen, um meiner Mutter zu helfen, die, wenn auch aus übelverstandenem, doch wahren Edelmuthe, so zu sagen Alles, was sie gehabt geopfert hatte, um ihren Bruder und dessen Familie dem Elende zu entreißen, was ihr aber dessen ungeachtet nicht gelungen war; denn die einst für mich so böse Tante war keine Hausfrau. Ich fand die ganze Familie dem größten Elende preisgegeben und mich bewogen, ihr von dem Wenigen, worüber ich verfügen konnte, so viel zu geben, daß sie sich einigemal sättigen konnte, wofür meine liebe Mutter mich segnete!

Alle meine Hoffnungen jedoch in meiner Heimat ein Unterkommen zu finden, schlugen fehl.

Der damalige Generalvicar von Hildesheim, welcher jetzt, wenn ich nicht irre, Bischof jener Stadt ist, war über die Gesellschaft Jesu sehr aufgebracht, weil ihm die frommen Patres dieses Ordens einen Liebling gekapert hatten; und meine Zeugnisse von ihnen konnten mir daher bei ihm nur wenig nützen.

Jener Liebling, dessen Entführung das Herz des Prälaten so sehr gegen die Jesuiten eingenommen hatte, war der jetzt schon weltbekannte Pater Schrader, welcher, wenn ich recht unterrichtet bin, im Jahre 1856 nach Wien geschickt wurde, und dort auch gegenwärtig noch Vorlesungen über Theologie hält. Sein Eintritt in den Jesuitenorden geschah unter so eigenthümlichen Verhältnissen, daß ich mich veranlaßt fühle, sie hier mitzutheilen, und sei es mir erlaubt auch sein Lebensbild, so weit ich davon unterrichtet bin, zu schildern.

Schrader ist der einzige Sohn einer eben nicht reichen aber sehr ehrenwerthen Bauernfamilie bei Hildesheim und hat, wenn ich nicht irre, drei Schwestern. Er war einer der fleißigsten Schüler der Dorfschule. Seine Bitten, von den Rathschlägen

des Pfarrers unterstützt, vermochten seine Eltern, ihn nach Hildesheim zu schicken, damit er dort das Gymnasium besuche, so sehr ihre Kräfte dadurch auch angegriffen wurden, und vorzüglich der Vater es gern gesehen hätte, wenn ihm sein Clemens in der Landwirthschaft unter die Arme gegriffen hätte. Die Mutter mochte sich mit der Hoffnung getröstet haben, ihn in nicht ferner Zeit als wohlbestallten Pfarrer zu sehen.

Clemens Schrader hatte sich in Hildesheim durch seinen Fleiß und seine Sittenreinheit so sehr ausgezeichnet, daß dadurch die Aufmerksamkeit des jetzigen Bischofs rege geworden, der damals Professor am Gymnasium war, und welcher vielleicht weil er glaubte, der junge Mann werde in Rom das Wasser der Wahrheit unverfälscht trinken, alles Mögliche aufbot, ihn dort ins Collegium Germanicum zu bringen, damit er sich für das Priesterthum vorbereite. War es den Eltern Schraders schwer gewesen, ihren Sohn nach Hildesheim zu schicken, so konnten sie sich noch weniger entschließen, ihn nach Rom ziehen zu lassen; allein die geistlichen Herren wußten ihnen so sehr zuzureden, daß sie endlich einwilligten. Der Vater gab ihm mit schwerem Herzen seinen Segen, die Mutter wurde ohnmächtig und die Schwestern sandten ihm ihre Thränen nach — die Ahnung der Mutter, die so sehr auf sie wirkte, daß sie ihr eine schwere Krankheit zuzog, erfüllte sich nur zu sehr, — sie sollte ihres Clemens nicht mehr froh werden. Hatte dieser schon die Aufmerksamkeit seiner Lehrer in Hildesheim erregt, so war das in noch vergrößertem Maßstabe in Rom der Fall. Er wurde bald als der hoffnungsvollste junge Mann des Collegiums bezeichnet. Die Patres hatten deshalb auch schon bei Zeiten ihr Netz nach ihm ausgeworfen, obgleich es ihnen verboten war, Zöglinge dieses Collegiums in ihren Orden aufzunehmen, weil jene Stiftung nur für deutsche Jünglinge und zu Gunsten Deutschlands gegründet worden ist, weshalb die jeweiligen Leiter derselben geloben müssen, die Jünglinge so zu führen, daß sie

ihrem Vaterlande nicht entfremdet werden. Den jungen Leuten aber wird bei ihrem Eintritte ein Schwur abgenommen, durch welchen sie bekräftigen, daß es ihre Absicht ist, Weltpriester zu werden, und nach Vollendung der Studien in ihr Vaterland zurückzukehren.

So lange die Jesuiten ruhig in ihren Klöstern leben konnten, war es ihnen trotz aller ihnen eigenen List nicht gelungen, Schrader zu ködern, denn dieser war eine von jenen großen Seelen, die sich eher zur schwachen als zur starken Partei hinneigen; es war ihm daher auch nie in den Sinn gekommen, seinem beim Eintritte gethanen Schwur untreu zu werden.

Auch die im sanft-trauernden Stile geschriebenen Briefe seiner Mutter und Schwestern mochten das Ihrige gethan haben, seine Sehnsucht nach diesen wach zu halten.

Als aber die Patres von überall vertrieben, an vielen Orten mißhandelt wurden, als sie selbst in Rom nicht mehr sicher waren, sich nicht mehr öffentlich zeigen durften, da glaubte er Märtyrer in ihnen zu sehen, und wurde auch der Wunsch in ihm rege, jenen Schwur nicht geleistet zu haben, um an ihren Leiden theilnehmen zu können, und mit der Krone der Märtyrer geschmückt zu werden.

Die listig frommen Väter wußten diesem seinem Wunsche immer neue Nahrung zu geben, indem sie von immer neuen Gefahren und folglich auch von neuen Pflichten für den Orden mit ihm sprachen.

Die Jesuiten, sagten die frommen Patres damals oft, müssen jetzt zeigen, daß sie, wenn sie vertrieben werden, dem Salze gleich sind, welches, wenn man es ins Wasser wirft, nur seine äußere Form verliert, um seine Bestandtheile auszudehnen. So muß jedes Mitglied, wenn es versprengt, nach nichts Anderem trachten, als unseren Grundsätzen überall Eingang zu

verschaffen und suchen, uns immer mehr Anhänger zu gewinnen.

In nur wenig Tagen hatte man den jungen Mann zu dem Entschlusse gebracht, sein gegebenes Versprechen in sein Bisthum zurückzukehren, zu bereuen.

Die frommen Patres waren unterdessen thätig gewesen, vom heiligen Vater die Dispens, das heißt, den Machtspruch zu bewirken, kraft dessen ein gethaner Eidschwur als nicht gethan betrachtet wird.

Auch der junge Schrader, dessen Moral einst so fleckenlos gewesen, dem Gott eine so schöne Seele gegeben, war jetzt, nachdem er dreifacher Doctor geworden (er hatte in der Philosophie, im Kirchenrechte und der Theologie den Doctorhut erhalten), durch die ihm gegebene Bildung dahin gelangt, zu glauben, daß Menschen die Macht haben, Gott gegebene Versprechen zu lösen!! Ist das nicht ein neuer und triftiger Beweis, wie viel die Erziehung auf den Menschen vermag?

Ist es aber nicht auch zu gleicher Zeit eine ernste Mahnung an den Staat, dessen Sorge es ist über die Erziehung zu wachen, dafür zu sorgen, daß die Leitung der Schulen gesunden Kräften anvertraut werde?

Ach! möchten es die Lenker der Staaten doch wohl beherzigen, daß die Jugend, die Hoffnung des Staates nur kräftig und opferwillig gebildet werden kann, wenn thatkräftige und wahrhaft gebildete Männer ihre Erziehung leiten. Daß es die Jesuiten nicht sind, haben sie schon zu oft bewiesen und ist Schrader ein abermaliger und trauriger Beweis. Obgleich die Luft, die der junge Mann bei den frommen Vätern eingeathmet, schon mehr als schädlich auf ihn eingewirkt hatte, wie wir weiter oben gesehen haben, so war es der Pest der Lehre der Anhänger des heiligen Ignatius doch noch nicht gelungen, die Liebe zu seinen Eltern gänzlich aus seinem Herzen zu verbannen, und sie mußten ihm daher gestatten, seine Eltern vor seinem

Eintritte ins Noviziat noch ein Mal zu besuchen; wenn sich das mit den Regeln des Ordens auch nicht gut vertrug, der Fang war groß genug, um die Regeln einmal außer Acht lassen zu können und hat ja selbst Ignatius Beispiele von solchen Ausnahmen gegeben.

Um jedoch sicher zu sein, daß ihnen der Vogel nicht mehr entwische, gaben sie ihm den Pater Passaglia, der sein innigster Freund war, mit, damit dessen Anwesenheit ihn abhalte, in seinem Entschlusse, in die Gesellschaft einzutreten, wankend zu werden. Dabei hatten die frommen Väter den Vortheil wohl berechnet, den sie dadurch erzielten, daß Passaglia kein deutsch kannte, denn so konnten es die Verwandten Schraders nicht anstößig finden, wenn er in ihrer Gegenwart italienisch mit seinem Zöglinge sprach; auch war es so schwieriger, daß Passaglia durch die Klagen der Eltern und Schwestern bewegt, seiner Beredsamkeit Schranken setzte, denn sie wußten recht gut, daß es ihnen nie ganz gelungen, alle menschlichen Gefühle in Letzterem zu ersticken. Den Orden kümmerte es natürlich nur wenig, wenn er der Familie eine Stütze raubte, und den Herzen der Eltern eine nie zu heilende Wunde schlug!

Dem Pater Passaglia war seine Mission wirklich gelungen. Als aber die Jesuiten später wieder nach Rom zurückkehrten, trat er selbst aus, was natürlich, da er einer der größten Geister der Jesuiten gewesen, auch das größte Aufsehen erregte. Dieses war um so größer, als er früher von Rom nach Hildesheim gereist war, und sich selbst den Mühseligkeiten des Dorflebens ausgesetzt hatte, um ein tüchtiges Mitglied zu gewinnen, welches Aufsehen nur noch gesteigert werden konnte, als Pius der IX. sich nicht nur bewogen fühlte, ihn seiner Eide zu entbinden, sondern ihn auch zum Professor an der Universität zu ernennen. Der Beweggrund dieses Schrittes, den nur wenige ungestraft thun dürfen, mußte ein triftiger sein. —

Nachdem alle nur möglichen Schritte ein Unterkommen

zu finden, sich als erfolglos erwiesen, war ich gezwungen, von meiner lieben Mutter, die ich jetzt mit so schwerem Herzen verließ, Abschied zu nehmen.

Von ihren Segenswünschen begleitet, begab ich mich nach England und von dort ohne meinen innigsten Freund gefunden zu haben, nach Amerika.

Die Seereise war stürmisch gewesen und auch der Gedanke an meine gute Mutter, deren Lage mir die größten Sorgen machte, hatte so sehr auf mich eingewirkt, daß ich, in New-York angekommen, ernstlich krank wurde, weshalb ich an keine Weiterreise denken konnte. Jene Zeit war die fürchterlichste meines Lebens, denn nie hatte ich die Vorwürfe, meine gute Mutter durch meinen Uebertritt zur katholischen Kirche in so üble Lage gebracht zu haben, bitterer gefühlt, als eben jetzt.

Ich sah auch sie krank, hilflos, von aller Welt verlassen, ihre Hände nach mir ausstrecken, ohne die Kraft in mir zu fühlen, ihr helfen zu können.

Meine Kräfte schwanden mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde, und ich sah den Tod vor Augen, der mir noch nie so furchtbar geschienen, als eben jetzt. In lichten Augenblicken bat ich den lieben Gott, er möge mich auf andere Weise strafen, mir aber noch Gelegenheit geben, meiner guten Mutter Stütze zu sein. Er erhörte mich, denn ich gesundete wider alles Erwarten in kurzer Zeit; mit meinen Kräften wuchs auch meine Sehnsucht nach meiner Mutter.

Die beiden Aerzte, welche mich behandelt hatten, riethen mir, nach Europa zurückzukehren; allein meine Mittel waren so erschöpft, daß sie kaum zur Ueberfahrt hinreichten. Was sollte ich in Europa anfangen? Doch auf meinem ersten Spaziergange traf ich einen mir bekannten jungen Jesuiten aus Rom an, dem ich meine Lage mittheilte; durch meine Worte zu Thränen gerührt, bat er mich mit ihm zu gehen, übergab mir ein Empfehlungsschreiben nach Gent in Belgien und bat mich

auf eine so liebevolle Weise, 20 Louisdor, die er erhalten, um sie einem Dürftigen zu geben, anzunehmen, daß es beinahe schien, als ob ihm mit der Annahme meinerseits ein Gefallen geschehe. Er war ein wahrhaft guter Mensch! —

Mit dem ersten nach Liverpool abgehenden Dampfer verließ ich Amerika, nachdem ich kaum den Saum dieses Welttheils berührt hatte. Zu Gent in Belgien angekommen, erkrankte ich, weil ich mir eine Erkältung zugezogen, aufs Neue.

Obgleich meine Krankheit nicht gefährlicher Natur, war sie doch von längerer Dauer, und folglich ging meine Kasse so ziemlich auf die Neige. Während meiner Besserung hörte ich, daß eine Familie einen Erzieher suche, der im Stande sei, den Söhnen italienisch zu lehren.

Da ich zu gleicher Zeit vernahm, daß der Rector des Klosters, an das ich empfohlen, allmächtig in jenem Hause sei, so vermeinte ich mich schon im Besitze obiger Stelle, ja ich freute mich schon auf den ersten mit Geld beschwerten Brief an meine liebe Mutter, sollte aber nur zu bitter enttäuscht werden.

In Rom hatte ich, so lange man meiner bedurfte, freien Zutritt gehabt. Hier mußte ich am Eingange so lange warten, bis es dem Pater Rector gefiel, herunter zu kommen. Da er mich von Rom aus kannte, so nahm er mich freundlich auf, doch konnte ich eine gewisse Kälte nicht verkennen, als er den Namen des Paters aus Amerika nennen hörte, und deutlich erkannte ich, daß dessen Empfehlung mir eher schade als nütze. Jener Pater ist später ausgetreten. Um mir nicht gleich eine abschlägige Antwort zu geben, bat mich der fromme Mann, am anderen Tage wieder zu kommen, erlaubte mir aber, auf mein Verlangen mit Pater Schrader, der dort sein Noviziat bestand, zu sprechen. Ich traf den dreifachen Doctor beschäftigt, die Aborte zu reinigen, was mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Für die Welt schien er schon gänzlich abgestorben und mich nicht mehr zu erkennen.

Bei meinem zweiten Besuche erklärte mir der Obere des Klosters, bei jener Familie nichts für mich thun zu können, weil ihm dies die Regel verbiete. Indeß fügte er hinzu: Wollen Sie dieses als ein Zeichen unseres Willens, Ihnen in Ihrer Lage zu helfen, annehmen.

Man schien nicht Bürgschaft genug zu haben, daß ich das Interesse des Ordens nach Kräften fördern und bei der Erziehung mehr als ihnen lieb war, darauf sehen würde, aus den Söhnen jener Familie mit gesundem Verstande begabte Menschen zu machen. Unwillig über die Art dieser Behandlung, stieß ich das mir dargebotene Almosen zurück und entfernte mich mit dem festen Vorsatze, das fromme Gesindel auf immer zu meiden.

Meine Lage war indessen so kritisch, wie sie nur immer werden konnte, und wohin ich mich wenden mochte, suchte ich Hülfe vergebens. Ich entschloß mich endlich, meine ganze Habe zu verkaufen und mich wieder nach Deutschland zu wenden.

Dieses litt noch sowohl in moralischer als materieller Beziehung an den Nachwehen der Revolutionsepoche. Ohne Mittel um zu leben, und an der Hoffnung, meine geistigen Kräfte verwerthen zu können, verzweifelnd, suchte ich ein Unterkommen als Eisenbahnarbeiter, verfiel jedoch schon nach vier Wochen in eine Krankheit, die mir nur zu deutlich zeigte, daß die Anstrengungen, denen ich mich unterzogen, für meinen Körper zu schwer seien.

Während meiner Krankheit war ich genöthigt gewesen, auch meine letzten Kleinodien zu verkaufen und doch fühlte ich mich nicht so unglücklich, als während meiner Krankheit in Amerika, obgleich mir dort die Jesuiten noch als letzte Hoffnung geschienen und ich hier Niemanden hatte, auf den ich hätte bauen können. Allein hier befand ich mich auf heimathlichem, weil deut-

schem Boden. Dort war von Allen, die mich umgaben, nur der eine der Aerzte ein Mensch.

Hier zeigte mir Jeder, mit dem ich in Berührung kam, ein liebevolles Herz. Befand ich mich denn aber wirklich auf deutschem Boden, hieß jene Provinz nicht Oesterreich? Diese Frage habe ich mir oft gestellt, als ich später zuweilen eine deutsche Zeitung las, in der man jene Provinzen, wo man mir so echt deutsch entgegen gekommen war, als Ausland behandelte! Je mehr ich der Genesung entgegen ging, desto klarer sah ich, daß mich nur ein Wunder vom Hungertode retten könne, denn nie hätte ich mich überwinden können, die Mildthätigkeit der Menschen anzusprechen..

Der Director einer wandernden Schauspielertruppe, welcher oft an meinem Bette gesessen, mir Trost und Hoffnung zugesprochen hatte, der mir während meiner Besserung jeden Tag irgend eine Erfrischung mitbrachte, und zu dem eine fast kindliche Neigung mich hinzog, machte mir einst, als ich mein Bangen ihm mittheilte, den Antrag, Schauspieler zu werden, mochte aber, als er meine innere Bewegung bemerkte und ich nicht antwortete, nicht weiter in mich dringen, sondern leitete das Gespräch auf andere Gegenstände.

Ich hatte von jeher einen Widerwillen gegen das Schauspielerleben gehabt. Meine liebe Mutter hatte, so oft wir über meinen künftigen Broderwerb gesprochen, gesagt: Werde was Du willst, nur nicht Schauspieler oder Bedienter. Und doch war Herr Henke, der mir so viel Gutes erwiesen, auch ein Schauspieler. Dies sagte ich mir, als er weggegangen.

Ich machte mir über mein Betragen die bittersten Vorwürfe und nahm mir zugleich vor, ihn bei seinem nächsten Besuche um Verzeihung zu bitten.

Ich that es und hielt sogleich um die Erlaubniß an, einen Versuch auf der Bühne machen zu dürfen, was er mir in einer kleinen Rolle zugestand. Ich gefiel, das Coulissenfieber

war, weil das Publikum Nachsicht mit mir hatte und mir Manches übersah, bald vorüber. Schon nach sechs Wochen trat ich in größeren Rollen auf. Meine Einnahme war die beste und Director Karl, der mich im „Verbrecher aus Kindesliebe“ und Schiller's „Räubern“ sah, machte mir den Antrag, nach Wien zu kommen. Ich schlug dieses Anerbieten aus, weil ich mich wohl schwerlich von meinem Director getrennt haben würde, wenn ich gesonnen gewesen wäre, bei der Bühne zu bleiben, obgleich er mir selbst zuredete, ihn zu verlassen und meinem Glücke nachzugehen. Allein das Bühnenleben, wo im Allgemeinen Neid vorherrschend ist, hatte keinen Reiz für mich.

Außer dem Theater sah ich mich fast immer allein, und war durchaus nicht auf Rosen gebettet, aber auch auf den Brettern hatte ich meine liebe Noth, denn meinen Collegen gelang es nicht selten, mir, da ich zuvor fast nie ein Theater gesehen, ein Bein zu unterstellen!

Ein Brief aus Rom, der mich als Erzieher dorthin berief, machte meiner neuen viermonatlichen Laufbahn zu meiner größten Freude ein Ende.

Ich betrachtete es als eine Fügung meines Schicksals, daß dieser Brief gerade am Ende des Winters ankam, und wir uns eben anschicken wollten, die Zahl der Mitglieder zu vermindern, weshalb mein Abgang von der Truppe gerne gesehen wurde. Herr Henke wünschte mir Glück zu meiner neuen Stellung.

Obgleich mit Geldmitteln nur schwach versehen, trat ich meine Reise dennoch guten Muthes an. Allein schon in Laibach erlag ich einer abermaligen Krankheit, die meine Börse nicht wenig lichtete, und welche, weil ich nun die Ueberfahrt von Triest nach Ancona nicht bestreiten konnte, mich zwang, die Reise zu Land zu machen, wozu ich mich denn auch recht gut verstand, weil ich in der Hoffnung lebte, in Bologna, wo ich Bekannte hatte, eine kleine Anleihe zu machen. Meine Kräfte

mehrten sich durch meine Fußreisen von Tag zu Tag, dazu wurde mein Ränzchen mit jedem Tage leichter, und bald war auch dieses verkauft.

Bei Castellfranco, der Grenzstadt im Römischen, wollte man mir, da ich nicht Mittel genug hatte, den Einlaß nicht gewähren. Auf Wegen, die ich einst auf den Zügen gegen die Banditen kennen gelernt hatte, erschlich ich mir denselben. Allein bei aller meiner Armuth hatte ich in Bologna nicht den Muth, meine Mittellosigkeit offen zu legen. Nachdem ich Alles, was ich entbehren konnte (ich behielt nichts, als was ich an hatte), verkauft, waren zwei Scudi zwanzig Bajocchi mein ganzes Vermögen.

In einem Hause, in dem ich es gar nicht vermuthet hatte, war mir Geld angetragen worden. Ich hatte geglaubt, es auf eine höfliche Weise ablehnen zu müssen und sah mich daher gezwungen, um nicht als Lügner zu erscheinen, von Bologna nach Imola zu fahren, was mich um vierzig Bajocchi ärmer machte.

Ich hatte nun noch 240 Miglien oder wenigstens zehn Tagmärsche zurückzulegen, und durfte somit nicht mehr als zwanzig Bajocchi täglich verzehren, doch die Hoffnung, in Rom am Ende meiner Entbehrungen angekommen zu sein, hielt mich aufrecht. Bald aber sah ich, daß ich mich in meiner Rechnung geirrt hatte, denn in der Hauptstadt jeder Provinz wurde mir der Paß abgenommen und neu visirt, was jedes Mal zehn Bajocchi kostete.

Ich durfte mich, um keinen Verdacht zu erregen, daß ich arm sei, nicht weigern, diesen Tribut zu zahlen, weil ich sonst noch hätte fürchten müssen, über die Grenze geschoben zu werden.

Ich zog es vor, Nachts unter freiem Himmel zu campiren. Der liebe Gott erhielt mich gesund. Ja meine Lage drückte mich so wenig, daß ich mich um Alles bekümmerte, was um mich her vorging!

Die Veränderung, welche ich vorfand, war wirklich groß genug, um meine Aufmerksamkeit rege zu machen und wach zu erhalten. Wie es bei meiner Reise durch Italien von Soldaten mit dem großen dreifarbigen Kreuze gewimmelt hatte, so traf ich jetzt nur Oesterreicher. Die Armee dieser Macht hatte glänzende Siege erfochten, der kaiserliche Doppelaar hatte sich zu einem Fluge erhoben, wie nie zuvor. Die Bauern hatten das Vergnügen, ihren Herzenswunsch, den Einzug der Söhne dieses Reiches bewundern zu können, erfüllt zu sehen; und doch hatten sich die Sympathieen für Oesterreichs Herrscherhaus sichtlich gemindert, denn wenn ich auch in den Städten das mir so verhaßte „morte ai Tedeschi“ nicht mehr hörte und nicht mehr sah, so war dasselbe doch keineswegs aus dem Herzen verschwunden, und bei den ehemals so österreichisch gesinnten Bauern hatte sich eine Abneigung eingebürgert, die mir durchaus nicht willkommen war!

Die Ursache dieser Veränderung lag sehr nahe. Die Landleute waren, wie gesagt, noch im Jahre 1848 entschieden kaiserlich gewesen, und aus ihren Reihen hatte wohl Keiner an dem Feldzuge gegen Oesterreich Theil genommen.

Der italienische Bauer ist für die Politik völlig taub, weil er weiß, daß er allein die Lasten des Krieges zu tragen hat, ohne an den Vortheilen, die daraus erwachsen, Theil nehmen zu dürfen.

Dies Mal jedoch hoffte er, daß es anders werden würde. Er war von der Revolution geschunden worden, und hatte daher geglaubt, bei dem Einzuge der österreichischen Armee Schutz zu finden, fand aber nur zu bald, daß er sich getäuscht!

Das erste Manifest des kaiserlichen Heerführers forderte die Ablieferung der Waffen sowohl von Seite der Bauern, als von Seite der Städter.

Man machte keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, zwischen Jenem, der dieselbe gegen die Ordnung kehrt, und

Jenem, der sie nur von der Noth gezwungen handhabt, um sein Eigenthum gegen Räuber zu schützen, der daher als Stütze der Ordnung angesehen werden sollte.

Zudem war das Eigenthum in jener Zeit, weil Pius den Verbrechern, wie wir weiter vorne gesehen haben, die Kerker geöffnet hatte, jetzt gefährdeter als je. Ebenso hatten sich Viele, weil von der Amnestie ausgeschlossen, sie ihres Amtes entsetzt waren und nichts zu leben hatten, dem Räuberhandwerke gewidmet.

Die Lage der Bauern war daher trauriger als je. Wenn man dann noch erwägt, wie sehr der italienische Landmann an seinem Gewehre hängt, das er nie anders als zur Nothwehr gebraucht, und das selbst sein Grundherr in die Hand zu nehmen nicht leicht wagen wird, — das oft ein Erbstück der Familie ist, — so wird man ermessen, welch' ein furchtbarer Schlag für den Armen dieses Manifest war, der noch fühlbarer wurde, als sich später herausstellte, daß man die Gewehre nicht aufgehoben, sondern vernichtet habe, da man sich anfangs noch immer mit der Hoffnung getröstet, dieselben wieder zurückzuerhalten.

Ueberall hörte ich, wenn ich mit den Leuten auf der Straße zusammentraf, dieselben Klagen. Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß sich die Leute auch damals noch lieber gegen Deutsche als gegen ihre Landsleute über ihre Lage beklagten. Ihr Vertrauen gegen Erstere war immer noch nicht gebrochen. So war ich, mit immer neuen Reisegefährten, fast ohne es zu merken, nach Loretto gekommen, welches 18 Miglien jenseits Ancona liegt.

Letztere Stadt hatte ich umgehen können, was ich um so lieber gethan, als ich dadurch zehn Bajocchi für das Visum ersparte. Allein wie erschrak ich, als ich in Loretto den Verlust meiner Brieftasche bemerkte.

Freund der Natur und ihrer Merkwürdigkeiten, war ich von Fano aus fast immer dem Meere entlang gegangen. Ge=

genstände, die dasselbe (es war gerade ein Sturm gewesen) ausgeworfen, hatten mich veranlaßt, mich oft zu bücken, und auf diese Weise mußte ich wohl die Brieftasche aus der Brusttasche meines Rockes verloren haben.

In Gefahr, daß, wenn ich ohne Papiere betreten werden würde, große Unannehmlichkeiten haben könne, sprach ich mit Pater Casapiccola, Caplan der kaiserlichen Kapelle in Loretto.

Dieser kannte mich von früher als Reisegesellschafter hoher Herrschaften und empfahl mich dem österreichischen Commandanten, welcher mir rieth, mit ihm nach Ancona zu fahren, um mir vom dortigen Consul einen andern Paß ausstellen zu lassen. Ich nahm dieses sein Anerbieten um so lieber an, als ich nicht wagen durfte, meine Reise nach Rom, wo ich überall fremde Truppen vorfinden mußte, fortzusetzen.

Der preußische Consul in Ancona, den ich schon von früher her kannte und an den ich mich wendete, weil Hannover in jener Stadt nicht vertreten ist, nahm mich recht freundlich auf, bedauerte aber, erst nach Pesaro, wo ich zuletzt hatte visiren lassen, schreiben zu müssen. Da dies amtlich also durch die Delegation der päpstlichen Behörde geschehen mußte, so gingen dadurch voraussichtlich fünf bis sechs Tage verloren. Meine Kasse war stark auf der Neige; ich hatte noch achtundfünfzig Bajocchi und noch 180 Miglien zurückzulegen.

Was sollte ich anfangen? Wohl hatte mich Leonardo Maggi (so hieß der Consul) gefragt, ob ich nichts bedürfe, aber ich hatte ihm aus falscher Scham das Verzweifelte meiner Lage nicht mitgetheilt. Um meine Pfennige für die Weiterreise aufzusparen, ging ich Abends aus der Stadt, um, wie Jakob, die Nacht im großen Hause der Natur zuzubringen, war aber weniger sicher als der Patriarch, denn ich lief jeden Augenblick Gefahr, von vorübergehenden Patrouillen aufgehoben zu werden.

Die Aussicht, noch fünf Nächte so zubringen zu müssen, war nicht sehr tröstlich, dennoch verließ mich meine gute Laune

nur auf Augenblicke. Es war mir immer, als wenn mir Jemand sagte, daß ich am Ende meiner Leiden angelangt sei. Brod und Wasser war meine einzige Nahrung, und dennoch wurde meine Börse immer leichter, doch mir wurde unerwartet Hülfe.

Am dritten Tage, als ich wie gewöhnlich in einem Bäckerladen meinen Mundvorrath kaufte, trat der Herr des Geschäftes, der mich nun schon zum dritten Male dort sah, herein, drückte seiner Schwester gegenüber den Wunsch aus, einen Gesellen zu finden und meinte dann, sich gegen mich wendend, ob ich keine Lust habe, Arbeit zu nehmen.

Ich hatte nämlich seiner Schwester schon am vorhergehenden Tage eröffnet, daß ich ehemals als Bäcker gearbeitet und diese mochte es ihm mitgetheilt haben.

Ohne mich zu bedenken, drückte ich meine Freude über sein Anerbieten aus und versprach, daß ich Alles, was in meinen Kräften stände, aufbieten würde, ihn zu befriedigen, daß ich aber nicht gut länger als einen Monat bleiben könnte. Der gute Mann nahm mich auch unter dieser Bedingung auf, weil er hoffen durfte, daß es ihm gelingen werde, in dieser Zeit Jemanden zu finden.

Noch am selben Tage trat ich ein. Nie werde ich die Empfindung vergessen, die meine Glieder durchströmte, als ich das von seiner Schwester mir dargebotene Hemd anzog!

Ich hatte schon seit vierzehn Tagen keine Wäsche mehr wechseln können und doch fast jeden Tag stark schwitzen müssen.

Von den Leuten, mit denen ich arbeiten mußte, waren einige Verwandte meines neuen Brodherrn, und Alle hatten die größte Nachsicht mit mir; Jeder war gerne bereit, mich bei der mir obliegenden Arbeit zu unterstützen. Als ich zwei Tage darauf wieder zum Consul kam, um nachzufragen, ob Antwort gekommen sei, machte mir dieser den Antrag, als

Lehrer seiner Kinder in Ancona zu bleiben, und nebenbei einigen jungen Leuten vom Handelsstande Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Wer war froher als ich?! —

Beinahe war es mir lieb, meine Papiere verloren zu haben! denn nach Rom zu gehen hatte ich mich nur ungerne entschlossen, weil ich dort, es wurde jetzt Sommer, das Fieber fürchtete, und zudem waren die Bedingungen, welche man mir geboten, keineswegs glänzend, auch war meine Stelle möglicher Weise schon besetzt, denn meine Briefe während meiner Krankheit waren mir ja nie beantwortet worden.

Ich kam jedoch in nicht geringe Verlegenheit, als mich der Consul fragte, in welchem Gasthofe ich wohne, damit er mich könne benachrichtigen lassen, falls die Frau Consulin, mit der er noch Rücksprache nehmen müsse, mich zu sehen wünsche.

Ich sagte ihm, daß ich bei Herrn Mettler (so hieß der Bäcker) wohne, hütete mich aber wohl, ihm zu sagen, daß ich dort arbeite, doch auch dies sollte er bald erfahren!

Schon am andern Tage kam der Consul in höchst eigener Person, um mir anzuzeigen, daß er Nachricht von Pesaro erhalten und ich auch noch am selben Tage mein neues Amt antreten könne.

Wohnhaus und Bäckerei hingen unmittelbar zusammen und der Zufall wollte, daß ich gerade mit einem Schaff Mehl durch das Vorzimmer ging, als Herr Maggi eintrat, weshalb ich es für das Gerathenste hielt, ihm reinen Wein einzuschenken und ihm meine Lage offen darzulegen, was nur dazu beitrug, daß mich Alle noch lieber gewannen. Der Bäckermeister Herr Mettler enthob mich sogleich meiner eingegangenen Verpflichtungen, und gab mir, nachdem der Consul sich entfernt, hundert Gulden als Anleihe, indem er sagte: „Können Sie mir später das Geld wieder zurückgeben, so ist es gut, wenn nicht, so behalten Sie es als ein Geschenk, aber weigern Sie sich nicht,

es anzunehmen, wenn Sie mich nicht beleidigen wollen. Er, der Protestant war und ich blieben stets die besten Freunde.

Leider verlor ich den Biedermann im Jahre 1854 durch die Cholera. Es war mir aber gegeben, ihm bis zum letzten Athemzuge zu zeigen, daß ich sein wahrer und dankbarer Freund sei.

Da selbst in jener Zeit der Drangsale die römische Regierung an ihrer Intoleranz und Härte gegen Andersgläubige festhielt, so war es den Armen, die an ihm einen Vater verloren, nicht gestattet, ihm zu Grabe zu folgen, um ihrer Liebe und Dankbarkeit gegen den Verblichenen Ausdruck geben zu können; die Dankes- und Liebesthränen aber, die ihm nachgeweint wurden, konnte sie nicht zurückdrängen!!

Ich hatte mich, weil Katholik, unter den Schutz des englischen Consulates stellen müssen, um bei meines Freundes Beerdigung gegenwärtig sein zu können!

Meine Lage besserte sich nun mit jedem Tage und bald war ich nicht nur im Stande, die mir so großmüthig dargebotene Anleihe zurückzuerstatten, sondern hatte auch die so lange gewünschte Freude, meiner lieben Mutter durch Thaten zu zeigen, daß ich wieder ihr Gustav sei. Leider sollte ich diese Freude nicht lange genießen.

Als ich hoffen durfte, das Theuerste, was ich auf Erden hatte, meine Mutter bei mir zu haben und zu pflegen, raubte mir die kalte Hand des Todes dieses so lange ersehnte Glück.

Sie war zu schwach gewesen, das Ganze der Freuden, die ihr in jener Zeit zu Theil wurden, zu tragen, denn fast zu gleicher Zeit meines Briefes, in dem ich sie bat, nach Italien zu kommen, hatten es die Verhältnisse auch meinem Vater gestattet, ihr zu zeigen, daß sein Herz immer warm für sie geschlagen. Daß er sie nie vergessen, daß sie im Unrechte gewesen, ihn der Lieblosigkeit zu beschuldigen, in Folge dessen sie seine Hülfe zurückgewiesen hatte. Diese Freuden hatten

ihre Nerven so sehr angegriffen, daß sie einem Schlage derselben erlag. —

Meine Trauer über den mir unersetzlichen Verlust war so groß, daß sie mich in einen Trübsinn versetzte, der mich fast unfähig machte, meinen Berufsgeschäften obzuliegen, und selbst die Beweise der zärtlichen Liebe meines guten Vaters vermochten nur wenig, mich zu trösten!

Aber auch von Leiden anderer Art wurde ich in jener Zeit nur zu sehr heimgesucht. Bei meiner Lebensgefährtin, die ich mir kurz vor jener Katastrophe gewählt, stellte sich schon am Hochzeitsabende eine Krankheit heraus. Nur meine reine Liebe und ihre Sittenreinheit bestimmten mich, das Band, welches uns am Altare vereint, nicht als gelöst zu betrachten, denn ihre Krankheit war eine solche, welche nach den Gesetzen der Natur, des Staates und der Religion erlauben, den noch nicht geschürzten Knoten zu lösen. Zwei von mir zu Rathe gezogene Aerzte waren der Ansicht, daß sich das Uebel mit der Zeit mindern werde. Es erfolgte aber dessenungeachtet das Gegentheil, und ein Unglücksfall, der sich bald darauf ereignete, war nur zu sehr geeignet, das Schlimmerwerden der Krankheit noch zu vermehren. Der Schrecken, den ihr ein unter uns ausgebrochenes Feuer verursachte, hatte so sehr auf ihre Nerven eingewirkt, daß in all' ihren körperlichen Functionen eine Revolution hervorgebracht wurde, die über zwei Jahre dauerte. Wir durften endlich wieder hoffen, daß wenn uns auch keine Elternfreuden beschieden, wir doch ungestörter Gesundheit genießen würden; allein auch dieses Glück sollte uns nicht zu Theil werden. Ich erkrankte. Bei unserer ersten Ausfahrt nach meiner Krankheit wurden wir umgeworfen und meine Frau brach ein Bein! Schreck und Schmerz wirkten nun so sehr auf den Organismus ihres sonst schon kranken Körpers ein, daß sie sich nie ganz wieder erholen konnte!

Doch das waren meine Leiden nicht alle! Ich sollte

noch weit härtere Prüfungen bestehen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Die Leiden, an denen damals das Volk des päpstlichen Staates litt, trugen dazu bei, daß ich durch meine eigenen nicht erdrückt wurde, denn sie ließen mir, indem sie mich zu immer neuer Thätigkeit anspornten, keine Zeit, mich ganz der Traurigkeit zu überlassen.

Pius hatte von Gaeta aus eine allgemeine Amnestie erlassen; allein kaum zurückgekommen, setzte er ein unabhängiges Gericht ein, das aus nach Rache lechzenden Personen bestand, und diesen Ungeheuern war es nach drei Jahren gelungen, während welcher Zeit sie im ganzen Lande Ort für Ort besucht hatten, mehr als 14,000 Personen von der Amnestie auszuschließen!

Gegen das Urtheil dieser Wütheriche war kein Apell möglich, ja! die Armen, welche dem Gerichte der Rache verfielen, wurden nicht einmal verhört! Man wünschte allgemein lieber dem österreichischen Standrechte zu verfallen, als diesen Leuten, die alles menschlichen Gefühles bar, sich nur vom Instinkte der Rache leiten ließen.

Einer von meinen Schwägern, der von demselben Gerichte verurtheilt worden, sich aber von aller Schuld frei wußte, drang so lange in mich, bis ich ihm eine Audienz beim österreichischen General, Freiherrn von Pfanzeltern verschaffte. Dem Herrn General gelang es, bei der päpstlichen Behörde dahin zu wirken, daß meinem Schwager der Prozeß eröffnet werde, wogegen er sich jedoch durch die Zeit der Procedur in den Kerker verfügen mußte. Da ihm keine andere Wahl blieb, als entweder in den Kerker zu wandern, oder seine Familie verhungern zu sehen, so entschloß er sich als guter Familienvater natürlich zu ersterem.

Wir hatten gehofft, daß man ihm aus Rücksicht für den österreichischen General ein gesundes Lokal anweisen werde; — allein wir wurden nur zu bitter enttäuscht. Wir durften ihn

während seiner Gefangenschaft, die sechs Monate dauerte, nie sehen, und als er endlich ganz unschuldig entlassen wurde, hatten Gram, Feuchtigkeit und Kerkerluft seine Gesundheit so sehr untergraben, daß er schon vier Wochen später zu Grabe getragen wurde.

Aus besonderer Gnade für die Familie (eine Schwester meiner Frau war damals Äbtissin in einem Kloster) erhielt einer seiner Söhne seine Stelle. So traurig nun auch der Ausgang für meinen Schwager gewesen, so wünschten doch Tausende einem ähnlichen Verfahren unterzogen zu werden, damit wenigstens ihren Kindern geholfen werde. Ich wurde daher förmlich bestürmt, konnte aber nie mehr dahin gelangen, ähnliche Gnaden zu erwirken. Mehr Glück hatte ich mit solchen, die angeklagt wurden, sich nach dem Einzuge der Oesterreicher vergangen zu haben; denn diese wurden durch die Oesterreicher selbst abgeurtheilt, bei denen ich wohl angeschrieben war, obwohl — oder vielleicht weil ich meine Meinung über die Mängel der Militärjustiz offen darlegte.

Nichts hat mich in meinem Leben so sehr geschmerzt, als von Ausländern hören zu müssen, daß die Deutschen ungerecht seien, was in jenen Zeiten von Italienern sehr oft und zuweilen leider nicht ohne Grund behauptet wurde, denn wenn auch jene Richter, die man der Härte, der Ungerechtigkeit und Grausamkeit beschuldigte, keine Germanen waren, so trugen sie doch die österreichische Uniform, schändeten folglich auch den deutschen Namen!

Es waren vorzüglich drei Italiener, die in Ancona als Militär-Auditors gegen ihre eigenen Landsleute wütheten, und zwei von ihnen gingen, als der Krieg eben ausgebrochen, in's italienische Lager über. Der Dritte hatte sich schon früher aus Oesterreich entfernt.

Sollte man da nicht fast auf den Gedanken kommen,

daß diese Elenden nur grausam waren, um die österreichische Regierung verhaßt zu machen?! —

War es von dieser nicht mehr als thöricht, Menschen, die nicht mehr als erprobt sind, eine Macht in die Hand zu geben, die der über Leben und Tod gleichkommt?

Diese Elenden hatten es selbst dahin gebracht, daß einzelne Personen der obersten Militärbehörden wirklich glaubten, daß um einen Italiener zum Geständniß seiner Verbrechen zu bringen, die Stockprügel ein nothwendiges Uebel seien, und erst als ein Selbstmord aus Furcht vor dem Stocke vorgekommen, sahen diese Behörden sich veranlaßt, von einer solchen Tortur wieder abzugehen.

Hier fühle ich mich aber auch gedrungen zu bemerken, daß italienischen Verbrechern gegenüber der Stand eines Richters ein sehr schwieriger ist, denn der Italiener leugnet, ich möchte wohl sagen, selbst wenn er auf der That ertappt wird, und die Auditoren deutscher Zunge kamen gewöhnlich schon nach kurzer Zeit um Versetzung ein.

Der größte Mißgriff scheint meines Erachtens bei diesen Gerichten darin zu liegen, daß junge Männer, der Schule kaum entschlüpft, also ohne alle Erfahrung, zu Richtern gemacht werden.

Solche Männer aber haben natürlich, wenn sie auch noch so viele Schulkenntnisse besitzen, doch noch keinen Scharfblick, was sie dem Angeklagten gegenüber durch ihre Unsicherheit im Auftreten nur zu leicht zu erkennen geben. Ich habe junge Richter gekannt, denen man bei den Verhandlungen das Herz förmlich klopfen sah.

Es giebt aber wohl keinen besseren Menschenkenner als den Italiener.

Nehme man hierzu noch die unzähligen feilen Spione, welche es in jenem Lande giebt, die oft nur von Rachsucht oder Geldgier geleitet, ihr Handwerk treiben, und man wird

finden, daß der Stand eines Richters in jenem Lande mehr als schwierig ist.

Mein Auftreten mochte die italienischen Partheien nach und nach zu der Meinung gebracht haben, daß ich ihrer Fahne gehöre und sie beehrten mich daher mit einem fast grenzenlosen Vertrauen.

Hatten die österreichischen Behörden irgend einen Bock geschossen, so konnte ich oft hören, wie sie sich recht herzlich darüber freuten, wenn es gleich einem der Ihrigen das Leben gekostet hatte. Solche Opfer, die unsere Sache fördern, sagten sie, bringen wir mehr als gerne, und was kann uns mehr nützen, als wenn ein Unschuldiger durch die Schuld der kaiserlichen Behörden fällt?

Ein Glück war es, daß sich in jener Zeit selbst Räuber und Mörder als politische Märtyrer geberdeten, denn dadurch verloren die Hinrichtungen von wirklich politisch Verirrten an Glanz! —

Die Oesterreicher hatten bei ihrem Einzuge in die römischen Staaten den Zweck gehabt, Pius den IX., dessen freundliche Gesinnungen gegen den Kaiserstaat wir schon weiter vorne kennen gelernt haben, wieder in den Besitz seiner Staaten zurückzuführen und dies war ihnen vollkommen gelungen; ob es ihnen Vortheil gebracht, werden wir später sehen, und ebenso ob es der päpstlichen Behörde darum zu thun gewesen sei, sich wirklich dankbar zu zeigen, oder ob sie nicht vielmehr alles Mögliche gethan, so viel Haß auf Oesterreich zu wälzen, als ihr dies nur immer thunlich gewesen!

Bei dem Einzuge der Armee des Kaiserstaates war zwischen den österreichischen und den päpstlichen Behörden ein Pakt geschlossen worden, kraft dessen es der päpstlichen Behörde zustand, über alle Verbrechen, welche vor dem Einzuge der Oesterreicher begangen worden, selbst wenn sie später angemeldet werden würden, die Procedur (den Rechtsgang) zu führen!

Wahrscheinlich damit man ihr nicht in die Karten sehen könne. Ueber die Verbrechen politischer Natur, welche vom Tage des Einmarsches begangen wurden, hatte die österreichische Militärjustizpflege die Procedur, während gemeine Verbrechen den päpstlichen Behörden zugewiesen wurden, wodurch es nicht selten vorkam, daß sich die beiden Behörden ihre Opfer streitig machten.

So mangelhaft nun, wie ich weiter oben gezeigt, die österreichische Gerichtspflege der Militär-Behörden auch war, so unterstanden die Angeklagten doch lieber dieser, als der päpstlichen Behörde, theils weil sie schneller vorschritt, rechtlicher war und theils weil den von ihr Verurtheilten dadurch eine politische Farbe beigelegt wurde.

Bei dem Herannahen der Osterreicher waren fast alle gedungenen Mörder die von 1848 bis 1849 gewirthschaftet hatten, auf freiem Fuße und wurden erst dann eingezogen. Viele von diesen Elenden hatten 20 und mehr Menschen gemordet.

In Bologna waren 70 Menschen in einer Nacht von diesen Scheusalen gemeuchelt worden.

Es gab im ganzen römischen Staate nur einen Ort (Perugia), wo diese Auswürflinge der Menschheit nicht gewüthet hatten. In Ancona, einer Stadt, die damals etwa 26000 Einwohner zählte, waren allein 223 Menschen von 32 Mördern gewürgt worden, noch mehr waren dem Dolche geweiht gewesen, hatten sich aber durch Geld ihre Tage verlängern können. Die Zahl der Gemordeten wäre jedoch auch hier weit größer gewesen, wenn dem Wüthen durch die Dazwischenkunft der englischen Regierung nicht früher als anderswo Einhalt gethan worden wäre.

Es wurde unter Anderen ein Irländer dem Tode geweiht und die englische Flotte, davon in Kenntniß gesetzt, erschien auf Ansuchen des Consuls vor dem Hafen der Stadt, indem sie den Behörden derselben ankündigen ließ, daß, woferne nicht

alle Mörder binnen acht Stunden eingekerkert seien, die Stadt beschossen werden würde — !!! dies wirkte —!

Die Mörder, welche ihr Handwerk ganz öffentlich selbst in Theatern, Casino's und Kaffeehäusern getrieben, kannte jedes Kind.

Sie hatten oft, nachdem sie die blutige That vollbracht, ihre Messer oder Dolche in die Polster der Stühle und Kanapees gesteckt, um sie vom Blute zu reinigen, und sich dann, als ob sie eine gute That vollbracht, langsamen und selbstbewußten Schrittes von dem Schauplatze ihrer Gräuelthat entfernt.

Noch vor abgelaufener Frist war die Stadt von den Teufeln befreit, durch die bis dahin 26000 ruhige Bürger terrorisirt worden waren, die einen Jeden hatten frei brandschatzen können, und Viele wirklich gebrandschatzt hatten.

Am Abende dieses denkwürdigen Tages war in der ganzen Stadt freiwillige Beleuchtung, und es hatte sich wirklich allgemeiner Frohsinn eingestellt.

Man sah es der Bevölkerung an, daß sie sich schon darnach gesehnt hatte, von diesen Wüthrichen erlöst zu werden. Man hatte sie bis dahin nur geduldet, weil man sich aus Feigheit zu schwach gefühlt hatte, sie anzugreifen.

Ich sage nicht ohne Grund „aus Feigheit“ weil, wenn die Unmenschen auch noch einigen Anhang in der Stadt hatten, sie doch viel zu schwach waren, um dem gesunden Theile der Bevölkerung Trotz bieten zu können.

Die von Mazzini eingesetzten Gouverneure (Präsidi), welche die Gensdarmerie in ihrem Amte, die Würger nach frischer That zu arretiren, hinderten, hätte man ebenfalls leicht hinter Schloß und Riegel bringen und ihre Stelle durch Ehrenmänner ersetzen können. Allein die Bevölkerung sowohl Ancona's als der übrigen Städte des Kirchenstaates sah dem Treiben unthätig zu, was wohl am besten beweist, daß sie ohne alle moralische Kraft war, und daß sie nur durch die Art, wie die

Regierung jenes Landes schon seit Jahrhunderten sowohl in moralischer als physischer Beziehung die Erziehung geleitet, — so weit hat sinken können. — Ich glaube, daß kein Vernünftiger, der vom Parteigeiste frei ist, mir widersprechen wird, wenn ich sage, daß es in Europa keine schlechtere Regierung gibt, als die des römischen Staates. Was für Ansichten die Geistlichen dort von Religion haben und zu verbreiten suchen, wird wohl am besten aus folgendem Beispiele ersichtlich.

Bald nach dem Einzuge der Oesterreicher waren zwei Männer, beide einer und derselben Pfarre angehörig, wegen Waffenverheimlichung eingezogen und dem Standrechte übergeben worden.

Feldmarschall Lieutenant Baron von Wimpfen, den der betreffende Pfarrer jener Gemeinde um die Begnadigung für den einen der Angeklagten bat, fragte den Geistlichen, warum er sich denn nicht auch für den Anderen verwende, der doch auch sein Pfarrkind sei? worauf der Schwarzrock erwiderte, daß er sich für diesen nicht verwenden könne, weil er ein schlechter Christ, sein Schutzbefohler hingegen sehr religiös sei. Der General, welcher schon über Beide Nachricht eingezogen hatte, erwiderte: Aber ich höre ja doch allgemein, daß der, welchen Sie einen religiösen Menschen nennen, nicht im besten Rufe stehe, schon zwei Mal wegen Diebereien im Zuchthause gewesen, und auch jetzt noch allgemein als Dieb gefürchtet, der Andere hingegen ein guter Mensch sei, sich und seine Familie bis jetzt immer redlich ernährt und erzogen habe, daß er von seiner Waffe nie einen bösen Gebrauch gemacht, und sie nur aus zu großer Anhänglichkeit an dieselbe versteckt habe. — Euer Hochwürden! fuhr der General weiter fort, können mir wohl am besten sagen, was Wahres an der Sache ist — doch! setzte er noch langsam und fest hinzu: Ich muß um Wahrheit bitten.

Ein ähnliches Vorgehen hatte der Pfarrer wohl nicht erwartet. Er hatte sich bis dahin eingebildet, daß es einem öster-

reichischen Officiere gar nicht einfallen könne, einem mit der geistlichen Würde bekleideten Manne gegenüber so derb aufzutreten.

Wenn gleich vor Scham und Zorn über und über roth, einem österreichischen Generale gegenüber doch noch immer stolz auf sein Prälatenkäppchen, das er heute besonders sichtbar gemacht hatte, obgleich es in den päpstlichen Landen so sehr mißachtet ist, nahm der geistliche Herr, vielleicht, um seine Fassung zu gewinnen, vielleicht auch um dem Commandanten zu zeigen, wie viel sich ein Priester und Prälat der römischen Kirche einbilde, thun zu dürfen, eine Prise Tabak und hub dann an: Es ist wahr Excellenz! mein Empfohlener ist kein so guter Mensch wie ich wohl wünschte, aber er geht doch oft zur Beichte, hilft mir in der Ueberwachung meiner Pfarrkinder, so daß ich immer weiß, was geschieht, und jeden Sonntag, selbst oft in der Woche besucht er die Messe und in Rücksicht alles diesen muß ich Eure Excellenz bitten, bei ihm durch die Finger zu sehen.

Nun! und der Andere? fragte der General ungeduldig. Ich weiß nur, daß er ein schlechter Christ ist und seinen religiösen Pflichten fast gar nicht nachkömmt, weshalb ihm eine kleine Strafe nicht schaden könnte, antwortete der Herr Pfarrer, empfahl den guten Christen nochmals und ging. Der arme Mann, der doch einen ganz gesunden Verstand zu haben glaubte, konnte gar nicht begreifen, daß der General dem guten Christen, trotz seiner Empfehlung 25 Stockstreiche geben ließ, und zwar mit dem Bedeuten, er möge, wenn er nicht mehr in die Strafe verfallen wolle, suchen, ein guter Mensch zu werden, während er den bösen Christen ganz begnadigt, ihm auf die Achsel klopfte und ermahnte, er möge suchen, da er schon ein guter Mensch sei, dies zu bleiben und auch seinen religiösen Pflichten nachzukommen streben. Als Buchhändler, was ich später geworden, hatte ich viel mit der Inquisition zu thun, weil dieser die Revision der Bücher oblag.

Einst war ein bei diesem heiligen Gericht Angestellter mit der Waffe in der Hand arretirt worden, mit welcher er eben einen verwundet hatte.

Der Inquisitor und dessen Vicar forderten mich auf, bei der österreichischen Behörde für ihren Schutzbefohlenen zu sprechen; da ich aber allgemein gehört, daß der Kerl schon manchen Mord auf der Seele habe, so bat ich, mich dieses Auftrages zu entbinden, indem ich vorgab, daß meine Fürsprache doch nichts nützen werde, wofür ich jedoch, weil man den wahren Grund meiner Ungefälligkeit durchschaute, nicht wenig zu leiden hatte, vorzüglich, wenn der Vicar allein zu Hause war. Der Inquisitor selbst war eine gute Seele und — Haß ihm fremd, daher auch zu dem Geschäfte nur wenig tauglich. Im römischen Staat bekommt Niemand einen Paß oder dergleichen, ohne ein Zeugniß seines Wohlverhaltens von seinem Pfarrer beigebracht zu haben, welcher dasselbe aber nur dann ausstellt, wenn der es Verlangende seinen kirchlichen Pflichten Genüge geleistet hat, oder den Ruf genießt, ein Mann der Rache zu sein. Im letzten Falle sieht sich der Pfarrer bewogen, das Zeugniß wo möglich glänzend auszustellen; ist aber (so will es die Regierung) verpflichtet, den Mann auszufragen, wozu er besagtes Zeugniß verwenden will, hierauf zu der betreffenden Behörde, oder Person zu gehen und ihr anzuzeigen, was an dem Menschen wirklich ist. Auf diese Weise hat er sich selbst sicher gestellt, und glaubt auch seinem Gewissen genug gethan zu haben.

Ein Pfarrer, den ich auf das Unmoralische eines solchen Vorgehens aufmerksam machte, meinte: und was würden denn Sie an meiner Stelle thun? Das Leben, fügte er dann hinzu, ist zu süß, als es so leichtfertig in die Schanze zu schlagen! Ist hingegen der um das Zeugniß Einkommende ein ruhiger Mensch, hat aber seine österliche Beichte nicht abgelegt, so erhält er kein Zeugniß; wenn er sonst noch so unbescholten und

ehrlich dasteht. Es kümmert die Geistlichen nur wenig, wenn das Leben ihrer Pfarrkinder dem Evangelium auch schnurstraks entgegen ist, wenn sie nur äußerlich ihren kirchlichen Pflichten nachkommen, nämlich beichten und communiciren. Man betrachtet den Gang zum Tische des Herrn gleichsam als einen Akt der Huldigung, welchen der ihn Machende dem Herrn Pfarrer darbringt.

Sonderbar ist auch die Art, wie man in jenem Staate zu Amt und Würden kommt. Hat der Stellesuchende eine schöne Frau, Schwester oder Töchter, so werden diese vorgeschoben. Und es ist in dieser Beziehung in dem Lande der Kirche ein Sprichwort gang und gebe, welches Obiges nur zu sehr bestätigen würde, aber meine Feder sträubt sich es niederzuschreiben, weil es zu schmutzig ist. Hat jedoch der Bittsuchende diese Mittel nicht zur Hand oder will sie nicht anwenden, so gibt es noch einen andern Weg der ihn gewöhnlich ebenso sicher zum Ziele führt. Er sucht dann nämlich zu erfahren, in welcher Kirche der Kardinal oder Prälat die heilige Messe liest, der die Stelle, die er haben möchte zu vergeben hat, geht dort hinein, wirft sich vor dem Altar, an dem der Priester sich befindet auf die Knie, betet mit aufgehobenen Händen und treibt dies Spiel so lange bis er sicher ist, bemerkt worden zu sein. Stellt dann seinen Kirchenbesuch auf einige Tage ein, erneuert ihn noch ein Mal und erst jetzt verfügt er sich zu dem Prälaten ins Haus, um ihm sein Gesuch zu unterbreiten. Hat er sich in der Kirche in des Prälaten Gunst zu setzen gewußt, so ist er unter dessen auch nicht müßig gewesen, sich durch Geld das Wohlwollen der Bedienung desselben zu erwerben, denn er weiß, daß er sonst nicht vorgelassen wird.

Ist der Prälat ein wirklich frommer Phantast, so glaubt er es auch von dem Bittsteller, und gibt ihm das Amt um so lieber, als derselbe es besser verstanden hat zu heucheln, weil

er von dem Grundsatze ausgeht, daß, um dem Staate zu dienen, Frömmigkeit die erste und nothwendigste Tugend sei.

Ist er selbst ein Heuchler, so denkt er: Entweder ist der Kerl was ich bin, und ich werde ihn für meine Zwecke benützen können, oder — aber ist er ein dummer Kerl und kann mir also nicht schaden. — Nur selten gelingt es dort auf anderm als krummem Wege eine Stelle zu erhaschen. Fast nie aber wird es ein gerader offener Character, wenn er auch noch so tüchtig ist, zu Etwas bringen. Im Jahre 1853 hatte ich wegen einer für mich sehr wichtigen Sache mit mehreren Prälaten zu thun. — Nur bei Einem wurde ich vorgelassen, ohne mir den Einlaß erkaufen zu müssen. Ja die Bedienten dieses Ehrenmannes weigerten sich auf jede Weise ein Geschenk von mir anzunehmen. Dafür mußte ich aber auch warten bis die Reihe an mich kam, hatte jedoch das Vergnügen zu sehen, daß Jeder, nachdem er vorgemerkt worden, Audienz bekam, und man weder auf Rang noch Reichthum sah.

Es war beim Monsieur Mertel, der damals das Ministerium des Innern leitete. Nichts kennzeichnet den Klerus der Katholischen so sehr als die Habgier nach irdischen Gütern.

Es scheint dies die natürliche Schwester jener unnatürlichen Sünde zu sein, deren Hauptursache in der Ehelosigkeit des Priesterthums zu suchen ist.

Bei dem Klerus in Italien, vorzüglich aber bei den Ordensgeistlichen ist das Eine wie das Andere dieser Laster so sehr ausgebreitet, daß man sich in Deutschland gar keinen Begriff davon machen kann.

Ich will versuchen ein schwaches Bild von der bodenlosen Habgier zu entwerfen, welche das Priesterthum jener Länder entwickelt, und was für Mittel dort aufgeboten werden, um diesem häßlichen Laster zu fröhnen.

Wenn in Deutschland Jemand erkrankt, pflegen ihn die

Seinigen bis zum letzten Athemzuge. Stirbt er, so begleiten ihn seine Verwandten und Freunde zu Grabe.

Ein Leichenzug ist da eine wahre Feierlichkeit, denn man sieht es den Leuten an, daß sie einen Freund, einen Wohlthäter verloren. In Italien werden, wenn der Kranke nicht ganz mittellos ist, die Verwandten und nicht selten auch die Freunde von ihm entfernt. Der Geistliche oder wenn der Sterbende reich ist, mehrere derselben, bringen die letzten Stunden bei ihm zu, was vorzüglich dann geschieht, wenn der Unglückliche noch nicht zu Gunsten der Geistlichkeit testirt hat, wozu sie ihn gewöhnlich in jenen Stunden des Alleinseins, in denen er seiner Sinne nicht mehr mächtig ist, bewegen.

Er stirbt also ohne den Trost zu haben, sich von seiner Familie umgeben zu sehen. Der Tod ohnehin schon häßlich genug, ist es in Italien noch mehr. Unter meinen sehnlichsten Wünschen war und ist auch heute noch der, auf heimathlicher Erde sterben zu dürfen. Wird er mir gewährt werden? Ist der Tod erfolgt, so verläßt die Familie gewöhnlich das Haus, denn die Beerdigung wird von Fremden besorgt, und zu Grabe folgen nur Geistliche, die nach Stück bezahlt werden.

Sie sollen, während der Zug der Kirche zu geht, beten. Ich möchte wünschen, daß du lieber Leser ein Mal Gelegenheit hättest, einen solchen Zug zu sehen.

Die Leiche bleibt gewöhnlich über Nacht in der Kirche und am andern Morgen werden die Seelenmessen gelesen. Je reicher Jemand ist und je mehr Freunde oder Bekannte er hat, desto mehr Messen werden für ihn gelesen, und desto reichhaltiger fallen die Almosen aus, denn für die Messen eines wenig Bemittelten zahlt man nur einen halben Gulden, für die Messe eines Reichen aber bis einen Gulden. Oft werden für einen Todten tausend Messen gelesen. Die brodlosen oder vacirenden Geistlichen und Mönche, deren Kirchen nicht zu Pfarreien dienen, lesen größtentheils ihre Messen in solchen Kirchen,

in denen sich eine Leiche befindet, und gehen natürlich am liebsten dorthin, wo für die Messe das größte Almosen geboten wird.

Ich habe gesehen, daß, als Priester, die schon angekleidet waren, um an den Altar zu treten, hörten, daß sie in einer anderen Kirche mehr Geld für eine Messe erzielen könnten, als man ihnen dort bot, wo sie waren, sie die kirchlichen Gewänder wieder auszogen, um ein paar Kreuzer mehr zu erzielen.

Der Arme stirbt in jenem Lande viel leichter als der Bemittelte und Reiche, denn bei ihm lassen sich die Schwarzröcke nur selten und immer nur auf Augenblicke sehen; er hat daher das Glück von den Seinen nicht verlassen zu werden, bevor Gott ihn abruft.

Doch dafür rächt man sich an ihm nach dem Tode.

Er wird ohne Sang und Klang beerdigt. Selbst die Seinen wagen es nicht, ihn zu Grabe zu begleiten, wenn sie ihm auch bittere Thränen nachweinen. Das Priesterthum hat es dahin zu bringen gewußt, daß man es als barbarisch ansieht, wenn die Angehörigen dem Todten zu Grabe folgen.

Ist die Familie so arm, daß sie die Stola-Gebühren nicht erschwingen kann, so bleibt der Todte oft so lange im Hause, bis die Hinterbliebenen das Geld zusammen gebettelt haben. Dies geschieht am öftersten auf dem Lande.

Es ist mir auf meinen Reisen nicht selten vorgekommen, von Armen im Wirthshause belästigt zu werden, welche mich baten, ihnen etwas zu geben, weil der Pfarrer sich geweigert habe, ihre Verwandten zu beerdigen, wenn sie die Taxen nicht vorher zahlten. So saß ich einst in einem Wirthshause zu Camerana bei Ancona, als eine arme Frau hereintrat und die Gäste um ihrer lieben Todten willen bat, ihr Etwas zu geben, damit sie ihren Sohn, der ihre einzige Stütze gewesen, beerdigen lassen könne. Unter den Anwesenden war auch

ein Geistlicher, welcher sich außer seinem Kleide auch noch dadurch auszeichnete, daß er nicht beisteuerte.

Uebrigens sind die Dorfgeistlichen nicht selten selbst recht arm und wissen oft nicht, wovon sie leben sollen. Viele bekommen Fleisch nur selten zu sehen, denn vorzüglich im Gebirge giebt es keine Reichen, die man berauben kann.

Ich habe Pfarrer im Gebirge angetroffen, die nicht ganz einhundertundzwanzig Fl. jährlich Einkommen hatten, und froh waren, wenn sie für eine Messe acht Bajocchi (etwa sechzehn Neukreuzer) bekamen. Es ist aber auch nicht möglich die Unzahl von Geistlichen, die es in jenem Lande giebt, anständig ernähren zu können, denn auf dreißig Seelen kommt Eine, die sich dem Altare gewidmet hat.

Selbst die Bischöfe sind zum Theile so schlecht gestellt, daß sie kaum leben können. Mancher Bischof in der Provinz würde lieber Domherr in Rom sein.

Es giebt im römischen Staate nicht weniger als drei und siebenzig Bisthümer und noch eben so viel Titularbischöfe, von denen einzelne ohne alle fixen Einkünfte, nur von Missionen, Messen und Ablässen leben.

Der Papst verleiht nämlich solchen armen Teufeln die Macht, Ablässe zu ertheilen, Rosenkränze und andere kirchliche Sachen zu segnen, oder auch die Vollmacht, Sünden zu vergeben, die er, der Papst, sich selbst vorbehalten hat u. s. w. Es ist nach den Lehren der katholischen Kirche eine schwere Sünde und bei strenger Kerkerstrafe verboten, täglich mehr als eine Messe zu lesen; allein der Mangel an Lebensmitteln zwingt Manchen dazu, diese Sünde zu begehen, was vorzüglich in großen Städten häufig gelingt.

Giebt es auf dem Lande viele Geistliche, welche keine Messen zu lesen haben, oder bei denen die Almosen doch nur sehr kurz ausfallen, so haben die Stadtgeistlichen wieder Ueberfluß an solchen, denn hier giebt es Quellen, an die der arme Gebirgs-

geistliche gar nicht denken kann, weil die Herrschaften der Grundstücke seiner Pfarre fast nie in seine Gegend kommen. Seine Pfarrkinder bestehen sämmtlich aus Taglöhnern; denn der italienische Bauer hat keinen Grund und Boden, und der Theil, welcher ihm für seine Arbeit zufällt, ist gewöhnlich so karg, daß er sich im Jahre höchstens zwei Mal getrauen darf, frisches Fleisch zu essen.

In Erbschleicherei suchen sich sowohl die geistlichen Orden als auch die Directoren von Kirchen und Pfarren gegenseitig zu überbieten, und wenn es einer Partei gelungen ist, die andere zu überlisten, so rühmt sie sich förmlich dessen. In Rom wurde mir von den hochwürdigen Dominikanern folgender Fall erzählt: Ein reicher Herr hatte in seinem Leben, wie das in jenem Lande gewöhnlich der Fall ist, einen Beichtvater und einen geistlichen Rath; dieser war Dominikaner, aber seiner Zeit ebenfalls ein Sohn des heiligen Ignatius gewesen. Jener war dies heute noch. Dem Sterben nahe, ließ er Beide rufen, allein nur der Jesuit erschien, der Dominikaner war abwesend. Auf den Rath des Jesuiten wurde der Kranke vermocht, seinen ganzen Nachlaß Jesus (so hieß eine Kirche der Jesuiten) zuzuwenden, obgleich viele arme Verwandte da waren.

Die Söhne des heiligen Dominikus, von der Krankheit und zu gleicher Zeit vom Testament unterrichtet, lassen schnell ihr Ordensmitglied, das geistlicher Rath ist, holen. Pater Fontanarosa, so hieß der geistliche Rath, unterbricht den von ihm begonnenen Kurs der Fastenpredigten, obgleich das gegen seinen Kontrakt und allen Brauch jenes Landes ist, reist schnell ab, um seinen geistlichen Sohn noch am Leben zu finden und den Jesuiten ein Schnippchen zu schlagen. In Rom angekommen, verfügt er sich zu seinem Kranken, der durch seine Gegenwart gleichsam electrisirt wird, und sich daher dem Dominikaner zum Danke verpflichtet fühlt, den Jesuiten aber bittet, sich auf einige Augenblicke zu entfernen. Nach der ersten Begrüßung erhält

der Pater Dominikaner auf seine Frage, ob der Sterbende seine Sachen geregelt, eine Copie des Testamentes, welche er flüchtig durchliest, die letzte Willensmeinung seines geistlichen Sohnes lobt, und erst als dieser ihn fragt, ob er unbedingt alles gut heiße, nimmt er das Blatt nochmals zur Hand und meint, er habe gewünscht, daß doch Maria, der Trost der Sterbenden, nicht ganz leer ausgehen dürfe. Jetzt fällt es dem armen Kranken wie zentnerschwer aufs Herz.

Er streckt seine Hände nach dem Mönche aus und fragt mit zitternder Stimme, ob er seine Undankbarkeit nicht mehr gut machen könne?

Der schlaue Dominikaner, welcher weiter nichts als diesen Wunsch in dem Sterbenden rege machen wollte, läßt den Notar rufen und unten folgenden Anhang beifügen: Alles bleibt wie oben, nur sollen Jesus und Maria meine Generalerben sein. — Kaum unterschrieben, stirbt der Kranke. — Die vom geistlichen Rathe verursachte Aufregung hatte das Ende beschleunigt, und die frommen Väter des heiligen Dominikus bekamen trotz alles Sträubens der reichen den Jesuiten Nachlaß des Verblichenen, weil die Kirche Jesus und Maria ihnen gehört.

In Bologna wurde ein Pater der Serviten, weil durch sein Zuthun der Nachlaß eines reichen Mannes an die rechten Erben kam und dem Kloster, das sich schon im Besitze desselben glaubte, wieder entzogen wurde, von seinen frommen Brüdern so lange und so sehr verfolgt, daß er sich flüchten mußte.

Der Hergang war folgender:

Des Erblassers Sohn hatte sich gegen des Vaters Willen verheirathet, und dieser ihn deshalb nie mehr sehen wollen. Selbst als er krank wurde und sein Ende kommen sah, hatte er dem Bedienten befohlen, seinen Sohn nicht herein zu lassen.

Seinem Beichtvater zufolge, der Servit war, das heißt ein

Diener Mariens, hatte er seinen ganzen Nachlaß dem Kloster dieses Ordens zugewendet.

Allein, nachdem er unterschrieben, bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Unruhe. Er mochte Niemanden mehr um sich sehen, als einen alten treuen Diener. Selbst der Pater mußte sich entfernen.

Der Diener, welcher wohl vermuthete, wo es fehle, aber nicht wagen durfte den Namen des Sohnes auszusprechen, bat seinen Herrn, den Pater Marcello, der ein wahrhaft frommer Mann war, holen und sich von diesem segnen zu lassen.

Es geschah, der Pater Marcello aber bewirkte auch die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn und sein Andenken wird, wenn auch seine Seele der sterblichen Hülle schon lange entflohen sein wird, noch immer von allen Guten gesegnet werden. —

Der Großvater meiner Frau von mütterlicher Seite hatte zwei Tage vor seinem Tode so ziemlich sein ganzes Vermögen, es waren bei 7000 Gulden, womit er eine Spekulation zu machen gedacht, den Augustinern in Ancona zur Bewahrung übergeben.

Ein Schlagfluß endigte sein Leben, und das Geld behielten die Augustiner. Die Brüder und Schwäger meiner Frau hatten einem kinderlosen Vetter und Bruder, welcher kränklich war, den Nachlaß eines gemeinschaftlichen Oheims weit unter dem Schätzungswerthe überlassen, weil sie als seine rechtmäßigen Erben hoffen durften, alles wieder zu bekommen und das um so mehr, als er oft gesagt, daß die Geistlichen von ihm nur wenig zu hoffen hätten. Schlaganfälle im Kopfe raubten ihm seinen Verstand und das Gezüchte der Pfaffen jener Länder vermochte ihn dazu, ein Testament zu unterschreiben, dem zu Folge die Kirche Alles, die Erben Nichts bekamen.

Doch nicht genug, daß die Elenden, die den Namen

„Geistliche“ nicht verdienen, das Handwerk der Erbschleicherei systematisch betreiben, so kommen ihnen auch die Verordnungen der Regierung in ihrem diebischen Beginnen noch zu Hülfe. Ein päpstlicher Erlaß lautet: „Testamente von Geisteskranken können umgestoßen werden, doch soll man in solchen Fällen vorsichtig zu Werke gehen, vorzüglich wenn in denselben Legate für wohlthätige Zwecke vorkommen.“

In diesen Fällen getraut sich nicht leicht ein Arzt, ein Krankheitszeugniß auszustellen. Die rechtmäßigen Erben sind dann gewöhnlich die Geprellten.

Oft kommt es vor, daß irgend ein Verwandter oder Freund sich in die Gnade solcher Geistesabwesenden zu setzen weiß, sie veranlaßt, ihm den größten Theil der Erbschaft zu vermachen.

Um sicher zu sein, daß die rechtmäßigen Erben das Testament nicht umstoßen können, bewegt er dann den Kranken, auch ein Legat für fromme Zwecke beizufügen. —

Als zweite Erwerbsquelle der Geistlichen kann man in jenen Ländern das Fegefeuer betrachten.

Diese fließt in den acht Tagen von Allerheiligen am stärksten.

Es ist mir nicht möglich, die an Bildern so reiche Rednerkunst hier wieder zu geben.

Es genüge, daß man das tollste Zeug hervorbringt, um die Zuhörer zum Almosengeben für Messen zu bewegen. Es werden Himmel und Erde, ja alle Elemente in Bewegung gebracht. Die Qualen werden so furchtbar als sie der menschliche Geist nur immer erfinnen kann, in Beispielen mit so grellen Farben geschildert, und Alles so gewiß dargestellt, daß man ein wahrer Barbar sein müßte, wenn man nicht helfen würde, die Qualen zu mildern. Aber nicht genug, daß man in der Kirche zu solchen Zwecken predigt, es werden auch noch Brüderschaften aller Formen gegründet, und mit Abläſſen der

verschiedensten Art versehen, um die Mitglieder zu Sammlungen und immer neuen Beiträgen anzuspornen. Wunderthätige Bilder werden ebenfalls in Bewegung gesetzt, um für den immer bodenlosen Sack zu arbeiten. Jede Stadt, jede Kirche hat ein, oft mehrere dergleichen Wunderbilder.

Man hat sogar die Engel vom Himmel herabsteigen lassen, um die Anzahl der Wallfahrtsorte in jenem Lande zu mehren.

Unter diesen nimmt Loretto den ersten Rang ein; es wird von den Völkern aller Zungen besucht. Hier befindet sich einer Sage zufolge, die bei dem Volke mehr als Evangelium gilt, das Haus, in dem Joseph und Maria gewohnt, und die Schüssel, aus der sie gegessen haben. Beides haben die Engel von Palestina herüber gebracht. Selbst auf dem Orte, wo sie von der Seereise ausgeruht haben, befindet sich eine Kapelle, und auch diese ist ein Wallfahrtsort!

In Rom, wo fast jeder Stein denkwürdig ist, wimmelt es von solchen wunderthätigen Bildern; denn nicht zufrieden mit den alten, hat die Spekulation tausend neue erfunden. Eine reiche Schatzgrube bieten dort auch die Grabstätten aus den Römerzeiten, denn von dort kommt man den Wünschen aller jener Gemeinden oder Klöster entgegen, welche um einen heiligen Leib bitten!

Ist man um den Namen des Körpers verlegen, so tauft ihn der heilige Vater geschwinde und der neugebackene Heilige ist fertig! Eine fast noch ergiebigere Quelle bieten die Reliquien und die Agni Dei, Wachsfiguren, welche Letztere gegen das böse Wetter und andere Uebel vom Papste selbst gesegnet werden! —

Selbst Napoleon der Erste hat als Werkzeug gedient, um den Heiligenbildern neuen Glanz zu verschaffen.

Er hatte die Schatzkammer von Loretto, wo sich damals achtzehn Millionen Scudi, das sind beinahe hundert Millionen Franken befanden, geleert. In den Augen des Volkes war

dieses ein Gottesraub und obgleich Napoleon Rom und andere Wallfahrtsörter viel stärker mitgenommen, so wurde ihm der Raub in Loretto doch als ein viel größeres Verbrechen angerechnet, weil an dem Hause der Mutter Gottes verübt, denn Maria steht bei den Italienern höher als Gott selbst.

Es sei mir hier erlaubt, flüchtig zu bemerken, daß das heilige Loretto heute wieder mehr als achtzigtausend Scudi, d. i. eine halbe Million Franken jährliche fixe Einkünfte hat, wovon etwa siebentausend Scudi, d. i. vierzigtausend Franken auf das Kapital kommen, welches von Deutschen beigesteuert worden. Die Bedingung der deutschen Geber war, daß dort ein Geistlicher ihrer Zunge fungire, und die durchreisenden Pilger der deutschen Bundesländer unterstützt würden. Auf die Pilger kommen höchstens zwölfhundert Franken jährlich. Achtunddreißigtausend achthundert Franken kommen dem frommen Pater und der Ausbesserung des heiligen Hauses zu Gute. Dies ist höchstens zehn Schuh breit und zwölf Schuh lang und bedarf selten oder nie einer Ausbesserung, weil es in Mitte einer Kirche steht und folglich vor Wind und Wetter geschützt ist!

Der Welteneroberer also, der die öffentliche Meinung seiner Frevel wegen gegen sich aufgebracht hatte und dem dieses zu Ohren gekommen war, sann auf Mittel, dieselbe auf eine möglichst wohlfeile Art wieder zurückzugewinnen.

Dazu bot sich in Ancona eine herrliche Gelegenheit. Im Dome dieser Stadt befindet sich ein Madonnenbild, welches in jener Zeit die Augen geöffnet hatte, aber, da der Anconikaner sich nicht gerne vom Gelde trennt, nicht sehr reich war, weshalb seine Kasse dem schlauen Manne ohnehin nur wenig nützen konnte! — Napoleon kommt also nach obiger Stadt, läßt sich besagtes Madonnenbild in sein Quartier bringen und stellt sich von dem Anblicke desselben so betroffen, daß er nicht wagt, es zum zweiten Male anzuschauen, befiehlt, es hinwegzutragen, und bringt ihm sogar eine kleine Gabe dar!

Doch! dafür entzieht er allen Klöstern ihre Einkünfte und legt der Stadt eine Brandschatzung von zweimalhunderttausend Gulden auf.

Dennoch war seine List vollkommen gelungen, und auch jenem Bilde ein immerwährender Cultus gesichert, ja bei jeder Gelegenheit wird heute Napoleon's erwähnt, damit das Volk die Milch leichter hergebe.

Keine Periode ist aber wohl so productiv an neuen wunderthätigen Bildern und Statuen gewesen, als die der letzten zwölf Jahre. Nach dem Jahre 1840 entstanden dieselben wie Pilze! Selbst Crucifixe aus Sandstein gehauen, wurden, weil sie an feuchten Orten stehend bei langem Regenwetter naß und roth angelaufen waren, als blutschwitzend dargestellt und verehrt, doch war der Cultus, der ihnen dargebracht wurde, nicht von langer Dauer. Den Marienbildern ging es in dieser Beziehung viel besser.

In Rimini brachte ein solch' weinendes Bild den Missionären vom kostbaren Blute in kurzer Zeit eine Million Franken ein. An vielen anderen Orten ging das Geschäft eben so gut. Auch in Ancona hatte ein den Dominikanern gehöriges Madonnenbild schon angefangen zu weinen, mußte jedoch auf Befehl des österreichischen Generals Baron von Pfanzelter den Thränen Einhalt thun. Obgleich der General durch und durch ein guter Katholik war, wurde er seit diesem Verbote als Ketzer ausgeschrieen.

Für Zucker, Kaffee und dergleichen kleine Auslagen der Ordensgeistlichen von ärmeren Klöstern müssen die Lotto-Heiligen sorgen.

Die Geistlichen haben das Volk an den Glauben gewöhnt, daß sie gewisse Gebete verrichten, Kraft deren ihnen die betreffenden Heiligen die Nummern, welche bei der nächsten Ziehung gezogen werden, sagen müssen, wenn die Gebete nur auf die rechte Weise hergesagt werden!

Sie werden daher vorzüglich von Frauen fast gezwungen, für sie zu beten, und ihnen die Nummern zu geben. Da die, welche spielen und ihre Nummern auf oben bezeichnete Weise empfangen, eine Unzahl sind, so kommen zuweilen solche Nummern heraus; denn die Geistlichen geben einem Jeden ihrer Clienten Andere und sind so des Gewinnes fast immer gewiß. Einige geben nur einzelne (Nummern) her, suchen aber alle neunzig los zu werden, und sind daher sicher, daß fünf kommen; Kaffee und Zucker ist ihnen gewiß!

Die große Mehrzahl der Setzer verliert ihr Geld. Viele aus dem Volke gehen selbst in die Kirche, beten die ganze Woche, oft neun Tage lang, weil nach den Lehren der römischen Kirche eine neuntägige Andacht mehr Kraft hat vor dem Heiligenbilde. Am letzten Tage wird dem Heiligen zu Ehren gefastet, und am Abend dieses Tages geht man in irgend eine Kirche, in welcher der Segen gegeben wird. Die Lichter, das Orgelspiel, der Gesang erregen die Phantasie und beleben die Hoffnung.

In diesem Zustande geht man zu Bett, schläft ein und — träumt irgend Etwas. Beim Erwachen nimmt man das Traumbuch zur Hand, findet die Nummer und — verspielt sein Geld. Doch wehe dann, vorzüglich in den südlichen Ländern, dem armen Heiligen! Er wird beschimpft, sein Bild, das man gewöhnlich auch zu Hause hat, der Kälte ausgesetzt, oft an stinkende Orte gestellt. Nicht selten selbst beschmutzt und verbrannt. Ist der Zorn vorüber, so kauft man sich ein neues, thut Buße und fängt den Unsinn von Neuem an. Der Bigotismus und das Vertrauen in die Heiligen hat dort alle Klassen so sehr durchdrungen, daß es selbst viele Kaufleute giebt, welche, wenn sie Waaren auf der See haben, diese nicht versichern, sondern ihrem Schutzheiligen Lichter anzünden, Messen lesen lassen, gewisse Gebete verrichten und fest glauben, daß ihre Waaren dadurch vor Wind und Wetter geschützt seien.

Gehen sie aber zu Grunde, so schreiben sie das ihrem mangelhaften Gebete zu oder überhäufen ihren Heiligen mit Schmähungen. Was haben nun die Regierungen jener Länder in den letzten zehn Jahren gethan, um das Volk aus seiner Versunkenheit zu reißen? Fangen wir bei der päpstlichen an!

Bei der Rückkehr hatte die legitime Behörde die große Mehrzahl der Bevölkerung, welche unter der provisorischen Regierung furchtbar gelitten, für sich, und mit weisen Maßregeln wäre es ihr gewiß gelungen, eine feste Stütze in der eigenen Bevölkerung zu finden, und den Reformen waren, da alles Alte zertrümmert, die Wege geebnet.

Der Lenker jenes Staates, welcher als der Urheber jener unseligen Revolution angesehen werden konnte, hatte ganz gewiß ebenso sehr, — wenn nicht weit mehr — gefehlt als jene Beamten, welche durch Noth gezwungen, weiter gegangen waren, als ihre Pflicht es erlaubte. Das Oberhaupt war in Gaeta geborgen. Vielen der Beamten aber, die Familien hatten, blieb keine andere Wahl als zwischen Dolch und Pflichtverletzung, denn zur Flucht mangelten den meisten die Mittel.

Die Regierung, statt das Oberhaupt des Staates mit der Bevölkerung wieder auszusöhnen, hatte kaum in Rom angelangt, nichts Eiligeres zu thun, als das obenbezeichnete Gericht der Rache zusammenzusetzen und Bußprediger zu schicken, obgleich sie wußte, daß diese Menschen vom Volke gehaßt, selbst dann nichts Gutes hatten wirken können, wenn sie gebildete Männer gewesen wären.

Diejenigen aber, welche von der Regierung geschickt, um das Volk zur Buße anzuspornen, waren den untersten Klassen entnommen und daher ohne alle Bildung. Anstatt Sendboten des Friedens zu sein, waren sie Träger des Zornes und der Zwietracht, die vermöge ihrer rohen Reden nur dazu beitrugen, das Volk zu reizen und zu beleidigen, anstatt es zur Tugend zu bewegen.

Ich habe diese Missionspredigten, die auf freien Plätzen gehalten wurden, selbst mit angehört und gefunden, daß sie selbst die ordinärsten Klassen empörten und auch empören mußten. Viele vom Pöbel hatten sogar ihren Spaß mit den Schwarzröcken, und wenn diese schrieen: „Es lebe Maria", schrieen jene: „Es lebe Radetzki". Da in diese Rufe auch die anwesenden österreichischen Soldaten mit einstimmten, so hatten die Eiferer Gottes nicht den Muth, dagegen zu protestiren. Um zu zeigen, wie unlogisch diese Leute in ihren Predigten zu Werke gingen, so möge dienen, daß sie, um alle jungen Männer zur Beichte zu bewegen, unter Andern auch sagten: Kommet auch ihr, die ihr politischen Sekten angehört, wir haben Vollmacht, auch euch von euren Sünden frei zu sprechen! Kommt also, damit ihr dem Zorne Gottes entrinnt! Seid versichert, fuhren die Unmündigen dann fort, daß ihr nicht mehr gezwungen werdet, eure Mitschuldigen zu verrathen, denn der Beichtstuhl soll nicht mehr der Politik dienen!

Die Armen wußten nicht, was sie sagten, denn auf diese Weise verkündigten sie ja laut, was man bis dahin nur gemuthmaßt hatte, daß nämlich der Beichtstuhl der Politik diene. Solche Menschen konnten denn auch keine Versöhnung zu Stande bringen. — Die Republik hatte nebst vielen Uebelständen, die sie geschaffen, doch auch manches Gute zu Wege gebracht, und unter diesen nahm das Inslebentreten von Schulen vorzüglich an Sonn- und Feiertagen den ersten Rang ein, denn für die untersten Klassen war fast gar nicht gesorgt.

Das Volk hatte diese Maßregel allgemein mit Freude begrüßt, und es hatte wirklich alle Ursache dazu gehabt, denn es giebt wohl kein Land der civilisirten Welt, wo der Schulunterricht so mangelhaft ist, als in den römischen Staaten.

Wohl waren nicht alle Lehrkräfte, welche sich während der Revolution hervorthaten, geeignet, den Behörden Vertrauen einzuflößen, allein diese hätte man durch neue ersetzen können,

anstatt das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem man die ganze Schule auflöste und schloß.

Der Prozeß der oben bezeichneten Meuchelmörder, der obgleich in jenem Lande für gemeine Verbrechen öffentliches Gerichtsverfahren bestand, bei verschlossenen Thüren und ganz geheim geführt wurde, dauerte fünf Jahre. Und trotzdem diese Scheusale, wie wir schon gesehen, bei kaltem Blute und voller Ueberlegung gehandelt, wurden in Ancona dennoch nur sieben zum Tode und elf zur Kerkerhaft verurtheilt, dreizehn wurden von der Regierung mit Geld versehen, des Landes verwiesen!

Einer, ein Priester, der an achtzehn Morden Theil genommen, wurde gänzlich begnadigt! Ja! dieses Scheusal durfte zum Hohne der Bevölkerung wieder öffentlich die kirchlichen Functionen verrichten! das heißt nach den Lehren der katholischen Kirche hatte er wiederum die Gewalt, das Brod in den Leib und den Wein in das Blut Christi zu verwandeln. In Summa: Gott war nach den Lehren dieser Kirche gezwungen, auf den Befehl des Meuchelmörders zwischen dessen bluttriefenden Fingern zu erscheinen!

Später wurde dieses Ungeheuer abermals blutiger Thaten wegen eingezogen. Er befand sich beim Einzuge der Piemontesen, wenn ich nicht irre, noch im Kerker; was diese mit ihm angefangen, weiß ich nicht.

Obgleich nun die Regierung jenes Landes Alles gethan, um den gesunden menschlichen Sinn zu verderben, so entfernte sich dennoch die größere Mehrzahl aus der Kirche, wenn Don Perini (so heißt der eben geschilderte Wütherich) die Messe las.

Wie es aber in Folge dieser Mißregierung um die öffentliche Sicherheit bestellt war, obgleich das Standrecht schon seit Jahren sowohl von Franzosen als Oesterreichern in seiner ganzen Strenge gehandhabt worden, mögen einige Beispiele zeigen. In Forli, einer Stadt, die etwa viertausend Einwohner zählt und von Mauern umgeben ist, erschien im Jahre 1853

ein Hauptmann an der Spitze seiner dreißig Mann starken Bande, knebelte die Gensdarmerie an den Thoren, ließ sie durch einen Mann bewachen und begab sich dann in's Theater, während er die Zugänge besetzen ließ. Er erschien nun mit noch einigen Räubern auf der Bühne und legte dem Publikum eine Brandschatzung von sechszigtausend Gulden auf. Er wußte schon, welche von den Herren ihr Getreide bereits verkauft hatten, und diese mußten, von seinen Gesellen begleitet, das Geld holen. Einiges fand man auch in der Gemeindekasse vor. Zu allem Ueberflusse forderte er dann das Publikum auf, seine Leute für ihre Bravour auch noch freiwillig zu honoriren, und schickte zwei Mann im Theater herum, um Gold- und Silbergeschmeide einsammeln zu lassen. Während des ganzen Aktes hatte es Keiner vom ganzen Publikum gewagt, auch nur eine Bewegung zu machen. Dieser Kerl, der bei diesem und anderen Räubereien so viel Talent und Thatkraft entwickelt, zeigte, als er im Jahre 1857 eingefangen und erschossen wurde, die größte Feigheit. Es hatte sich ihm früher noch nie Jemand gestellt. Die Bevölkerung war eben noch feiger als er selbst, und er eben so grausam als feige. Die von seiner Bande verübten Grausamkeiten sind unzählbar.

In Luogo, einer Stadt, die etwa zwölftausend Einwohner zählt, erschien eine Bande von vierzehn Mann, raubte einem Geldwechsler, der mitten in der Stadt wohnte, sechszehntausend Scudi in Silber am hellen lichten Tage, lud das Geld auf einen auf dem Platze requirirten Karren und entkam ohne Blutvergießen, obgleich der Platz voll von Menschen und die Hauptwache, wo sich Papeliner befanden, nicht 150 Schritte entfernt war. So könnte ich noch Tausende von Fällen anführen, welche beweisen, daß das Volk jenes Landes aller Moral baar ist, und auch die Regierung nicht das mindeste gethan, diesen Uebelstand zu heben. Es genüge aber, daß selbst General Pfanzeltern einst sagte: Ich lebe der Ueberzeugung, daß kein

Volk der Erde das Recht habe, gegen seine gesetzliche Regierung zu revoltiren; wenn ich dieses jedoch je annehmen könnte, so müßte ich auch zugeben, daß es das Volk des römischen Staates in erster Linie habe.

Bis zum Jahre 1856 hatte man noch immer einige Hoffnung, daß Oesterreich seine Politik ändern und den Papst, wenn er keine Reformen bewillige, aufgeben werde. Der Abschluß des Concordates machte allem Hoffen ein Ende.

Von jener Epoche fing denn auch der Haß gegen Alles, was Oesterreich hieß, von Neuem an.

Im Jahre 1857 hoffte man, daß der heilige Vater seinen Völkern in Etwas gerecht werden möge, allein die Rundreise des Pontifex, auf die man gebaut, hatte keinen andern Erfolg, als Kirchen mit neuen Ablässen, Privilegien und Wunderbildern zu beschenken, dann aber auch, um das Volk bezüglich der Person des Papstes zu enttäuschen.

Dieses hatte bis dahin geglaubt, daß nur die Umgebung der Krone schlecht, der Träger derselben wohl ein schwacher Regent sei, aber doch immer ein edles Herz habe.

Durch die Rundreise sollte es eines Andern belehrt werden. Je weiter sich das Staatsoberhaupt von Rom entfernte, desto kühler wurde es empfangen. Ueberall eilte ihm der Ruf voran, daß an den Orten, die er berührt, sich die Unterdrückten unnütz bemüht hätten, ihm nahe zu kommen, und der Stellvertreter Christi taub für alle Leiden sei!

In Ancona hatten der Magistrat und die Handelskammer, welche beide große Vortheile zu erzielen hofften, alles Mögliche gethan, um den Empfang so großartig als möglich zu gestalten, man hatte selbst gesucht, das Volk für einen warmen Empfang zu gewinnen, allein es blieb eiskalt, und kein Evviva entströmte seinen Lippen. Hier aber sollte sich auch die Herzenshärte des Oberhauptes der Gläubigen in ihrem ganzen Umfange zeigen.

Herr Torlombani wie so viele Andere, durch die sacra Censura von der Amnestie ausgeschlossen, ohne sich eines Vergehens bewußt zu sein, sollte das Glück haben, dem Vater der Gläubigen vorgestellt zu werden, und wurde daher von allen seinen Leidensgenossen fast beneidet, denn schon glaubte man ihn wenigstens im Besitze seiner ehemaligen Stelle.

Klopfenden Herzens naht sich der Bittende dem Throne desjenigen der vermöge seines Amtes nur verzeihen kann. Auf den Knieen liegend, bittet er den Mann, an dem selbst die Kleider nur das Sinnbild der Liebe und Gnade sind, ihm wo nicht Recht doch Gnade angedeihen zu lassen. Der Papst, durch die Thränen, die demüthige Stellung und die gebrochenen Töne des Bittstellers augenblicklich gerührt, fragte: Aber was wollen Sie von mir?

Wollen Sie, heiliger Vater, die Gnade haben, zu befehlen, daß mir mein Amt wiedergegeben werde, welches man mir ungerechter Weise genommen, ruft Torlombani schluchzend aus, indem Thränen seine Stimme fast ersticken; dann fügt er noch hinzu: Ach! Heiligkeit! erhören Sie mein Gebet, denn meine Familie ist dem größten Mangel preisgegeben, und meine Frau schon seit Monaten krank. Ein Wort von Ihren Lippen, seligster Vater! wird sie gesund machen! Während dieser Augenblicke hatte das Oberhaupt der katholischen Kirche seine Fassung wieder gewonnen.

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen soll, sagt der Pontifex und geht hinweg.

Torlombani jedoch läßt sich, obgleich augenblicklich vernichtet, nicht einschüchtern und verschafft sich eine zweite Audienz, ja seine Noth ist so drückend, sein Vertrauen auf Pius so groß, daß er, als die zweite Audienz nichts fruchtete, dem heiligen Vater fünf Stunden weit nachreist. In Chiaravalle wird ihm durch Gönner abermals die Gnade, sich dem obersten Hirten der Gläubigen zu Füßen zu werfen.

Pius zornglühend sagt: Ueberall dasselbe Gesicht! und fragt den Bittsteller um seinen Namen. Peter Torlombani aus Immola, ist die Antwort.

Wie? sagt der Statthalter Christi. Sie sind der Neffe des Ritter Torlombani aus Immola? — Ja Heiligkeit! — Und der läßt Sie darben, dann müssen Sie wohl ein großer Wüstling sein! — Mein Oheim ist todt. — Und hat Sie Ihres wüsten Lebenswandels wegen enterbt. Gehen Sie! — Heiliger Vater! ich bin weder ein Wüstling, noch hat mich mein vortrefflicher Oheim enterbt, aber dieser galt seiner Wohlthätigkeit wegen für reicher als er war. Sein zu edles Herz war nicht stark genug zu widerstehen, Dürftigen zu helfen. Und so kam es, daß von seinem Vermögen, durch seine Freigebigkeit schon ziemlich auf der Neige, nicht mehr als viertausend Scudi auf seine Erben kamen, nachdem die frommen Legate, die er in seinen letzten Stunden gemacht, abgerechnet worden waren. Von den viertausend Scudi erhielt ich den siebenten Theil; aber sowohl dieser Nachlaß als auch mein eigenes Vermögen und das meines Weibes habe ich in meiner trostlosen Lage verzehren müssen.

Ich weiß nicht, was ich mit Ihnen soll, sagt der Papst aufs Neue und fügt hinzu: Gehen Sie! ich habe andere Geschäfte!

Torlombani, von Verzweiflung getrieben, noch immerwährend auf den Knieen, erfaßt in diesem Augenblicke den Saum des Kleides desjenigen, der einziger Stellvertreter Jesu Christi auf Erden sein will und ruft: Seligster Vater! Gnade! Gnade! wenigstens für mein Weib, dem sonst Kummer und Nahrungssorgen das Herz abdrücken werden, und für meine Familie, die sonst verhungern muß!

Fast alle Umstehenden werden bis zu Thränen gerührt. Pius aber und sein Obersthofmeister Monsignore Boromeo

waren unbeweglich geblieben! Der Papst wollte nicht einmal den Schein eines guten Herzens retten.

Daß diese und ähnliche Auftritte das Volk nur noch mehr mißstimmen mußten, ist leicht begreiflich. Daß Mazzinisten und Cavourianer sie ausbeuteten, ist natürlich. Daß endlich der Haß gegen die Oesterreicher als die Unterstützer dieses Menschen und des Systems jenes Landes, dadurch immer neue Nahrung bekam, darf gewiß nicht wundern. Die Franzosen, welche schon damals ausstreuten, daß sie dem Papste zu Reformen gerathen, aber den Widerstand der Oesterreicher nicht hätten besiegen können, traf dieser Haß weit weniger, obgleich sie in der unmittelbaren Nähe des päpstlichen Stuhles waren. Auch die Haltung der österreichischen Soldaten, vorzüglich der Oberofficiere trug wesentlich dazu bei, den Haß zu mehren, denn die von diesen dem Hohenpriester dargebrachten Ovationen waren unendlich. Während die Italiener keine Worte fanden, um ihrer Abneigung gegen das Priesterregiment und dessen Oberhaupt Ausdruck zu geben, flossen die Oesterreicher vom Lobe über für den Kirchenfürsten, und der damalige General Baron von Rukstuhl that des Guten wohl ein wenig zu viel, indem er beim Einzuge des Kirchenfürsten dem Wagen desselben voranritt, um auch das Volk zu Ovationen einzuladen.

Es sei jedoch ferne von mir, ihm das als Servilität anzurechnen, denn dazu hatte er einen viel zu edlen Charakter. Er wollte gewiß nichts anders als das Herz des Monarchen öffnen, zeigte aber durch sein Benehmen nur zu sehr, daß er das Volk nicht kenne, und noch weniger den Monarchen. Doch so ist der Deutsche, er nimmt alles für baare Münze.

Die hingeworfenen Schmeicheleien des Papstes und seiner Umgebung hatten vermocht, das Jahr 1848, ja alle während der Besatzungsperiode erlittenen Chicanen von Seite der Delegaten und Prälaten aus seinem Gedächtnisse zu verwischen.

Dennoch bin ich stolz, daß er so und nicht das Gegentheil ist, denn er bekundet dadurch einen wahrhaft edlen Charakter.

Mehr jedoch als alles Andere hatte das Concordat vermocht. Nach dem Schlusse dieses unseligen Aktes war zwischen Oesterreich und Italien an eine Versöhnung nicht anders zu denken, außer wenn dieser für die Ostmacht so schmähliche Akt außer Wirksamkeit gesetzt werde. Die Führer der gemäßigten Partei hofften dies so lange, als sie sich von Paris aus verlassen glaubten. Von Rom aus verlautete nach der Rundreise des Monarchen nicht das Mindeste, was zu irgend einer Hoffnung auf Besserung berechtigt hätte.

Die Staatsmaschine war aber noch ganz in demselben, wenn nicht noch in verwahrlosterem Zustande, in dem sie im Jahre 1851 gewesen.

In jenem Jahre hatte ich die Ehre, den Dr. Knoblocher, welcher apostolischer Vicar für Abissinien war, zu beherbergen. Ich beklagte mich einst gegen ihn auf einem Spaziergange über die scheußliche Wirthschaft im Kirchenstaate und fügte hinzu: Gewiß wird Jeder, der daher kommt, fünf gesunde Sinne hat und das mit ansieht, seinen Glauben in die Wahrheit der alleinseligmachenden Kirche verlieren, wenn er bei seinem Herkommen auch noch so gläubig gewesen. Da antwortete mir der wahrhaft große Mann aus Laibach: Wie thöricht Sie urtheilen! Ist nicht eben diese Wirthschaft ein Beweis für die Wahrheit der Kirche? Sehen Sie, in der Staatsmaschine ist wirklich Alles faul, wie Sie sagen. Noch mehr! Alles scheint darauf berechnet, das Ganze zu zertrümmern. Ein Rad arbeitet gegen das Andere. Wenn das aber bei alledem nicht geschieht, wenn der Staat fortbesteht, müssen Sie da nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß der heilige Petrus alle Tage, ja ein immerwährendes Wunder wirke, um das Ganze zu erhalten?

Der Missionar, welcher durch und durch ein tüchtiger

Mann und guter Mensch war, hatte schon damals erfahren, was die Verfolgungen der Jesuiten sagen wollen.

Herbere Leiden aber sollte er in dieser Beziehung noch später erdulden! In jener Zeit hatte man es dahin zu bringen gewußt, daß ihm von Rom aus weder Mitarbeiter noch Mittel zur Fortsetzung der Mission bewilligt wurden. Er erhielt beides von Oesterreich, und schon erfreute sich sein wahrhaft apostolisches Wirken der besten Folgen. Er hatte in jenen fernen Landen dem deutschen Namen Achtung, ja Anhänger verschafft!.

Die Verleumdung brachte es aber so weit, daß der wahre Mann Gottes abberufen wurde, was so sehr auf seinen von Arbeit und Entbehrungen entkräfteten Körper einwirkte, daß der noch im Jahre 1851 jugendliche Mann seine irdische Laufbahn schon im Jahre 1856 beschloß. Er starb, wenn ich nicht irre, in Neapel. Viele wollten seinen Tod in einer Vergiftung suchen!! —

Jene, welche ihm nahe gestanden, werden am besten ermessen, einen wie großen Verlust die menschliche Gesellschaft an ihm erlitten!

Wie schwer der Italiener, vorzüglich wenn er in der römischen Schule erzogen, persönliche Beleidigungen verzeiht, habe ich bei tausend Gelegenheiten wahrgenommen. Ein Beispiel sollte an mir selbst statuirt werden. Es möge als Belag für viele Andere gelten. Wie ich schon weiter vorne gemeldet, war in dem Hause, in welchem ich wohnte und zwar in dem Stocke unter mir Feuer ausgebrochen. Ich war der Erste, welcher es bemerkte. Da die Partei nicht zu Hause war, schlug ich die Thür ein, und obgleich ich, weil vom Dampfe fast erstickt, niederstürzte, raffte ich mich dennoch, die Gefahr gab mir Kraft, wieder zusammen und suchte dem fürchterlichen Elemente aus Leibeskräften zu steuern. Nur meiner Umsichtigkeit und Thatkraft, von drei österreichischen Unterofficieren, die gerade bei mir

waren, unterstützt, war es zuzuschreiben, daß das Feuer auf ein Zimmer beschränkt blieb, obgleich Bett, alle Möbel, Thüren, Fensterläden und die Decke des Zimmers theils verbrannt waren, theils Feuer gefangen hatten.

Die Nachbaren und mancher brave Mann schüttelten uns die Hand.

Alle glaubten, ich werde einen Orden, eine Medaille oder wenigstens eine Belobung erhalten, allein ich hatte während der Katastrophe dem Delegaten, welcher herbeigeeilt war, mir befehlen wollte und mich beleidigte, die schuldige Achtung nicht erwiesen, noch mehr! ich hatte ihn in meiner Aufregung mit Geringschätzung behandelt, und dafür war ewiger Haß mein Lohn! —

Wenn ich heute noch lebe und diese Zeilen niederschreiben kann, so habe ich dies wohl nur meiner Thatkraft und glücklichen Verhältnissen zu danken, denn die schwarze Seele des Delegaten Monsignore Amici hatte alles Mögliche gethan, um mich zu verderben.

Hätte er das in der ersten Hitze gethan, so wäre es verzeihlich gewesen, allein der Kuttenmann wartet Zeit und Stunde genau ab und fällt dann sein Opfer nur von hinten an, wie die Hyäne; noch lieber ist es ihm, wenn er so glücklich ist, die Rache so ausführen zu lassen, daß seine Hand dabei nicht sichtbar wird. So auch wartete Amici seine Zeit ab und hatte beinahe zwei Jahre Geduld. Ich hatte jenen Vorfall schon längst vergessen, obgleich mich der Delegat am Morgen nach demselben nicht hatte verlassen wollen, als ich mich der ihm angethanen Beleidigung wegen bei ihm hatte entschuldigen und bitten wollen, das Betragen meiner Aufgeregtheit zuzuschreiben. Ein guter Freund jedoch hatte mich von jener Stunde an fast immer gewarnt. — Endlich bot sich dem Scheusale in Menschengestalt eine herrliche Gelegenheit dar, seine Rache zu kühlen.

Victor Hugo hatte seinen „kleinen Napoleon“ geschrieben.

Mir waren von meinem Buchhändler zwölf Exemplare zugeschickt worden, die ich öffentlich verkauft; eines hatte sich der Delegat selbst holen lassen. Später wurde das Werkchen im römischen Staate verboten und bald darauf wurde ich durch den Delegaten in Rom, Wien, Verona und Triest angeklagt, einen Ballen mit fünfhundert Exemplaren unter dem amtlichen Siegel der kk. österreichischen Regierung, an den österreichischen General in Ancona addressirt, bezogen zu haben. In Folge dieser Anklage hatte ich das Siegel der österreichischen Regierung gefälscht oder fälschen lassen, und den Namen des Herrn Generals Freiherrn von Pflanzelter mißbraucht, um die Einführung verbotener Bücher zu ermöglichen.

Da meine Gesinnungen gegen den Mann an der Seine ein öffentliches Geheimniß waren, so hatte die Sache viel Wahrscheinlichkeit für sich, obwohl man zu gleicher Zeit wußte, wie sehr ich alle krummen Wege scheute.

Der alte Fuchs hatte die Sache so schlau eingefädelt, daß dem Herrn General die Anklagen von überall an einem Abende zukamen. Der Kriegsmann, ohnedies heftiger Natur, glaubte sich selbst, seinen fleckenlosen Namen angegriffen. Er war daher mehr als wüthend, und gewiß wären Stockstreiche oder die Kugel mein Loos gewesen, wenn meine feste Rechtfertigungsrede ihn nicht gleich von meiner Unschuld überzeugt hätte.

Da ich von Allem, noch bevor die Maaßregeln zu meiner Arretirung getroffen, unterrichtet worden, so verfügte ich mich sogleich selbst in die Wohnung des Herrn Festungs-Commandanten. Man mußte mir angesehen haben, daß ich etwas außerordentlich Wichtiges mitzutheilen habe, denn man ließ mich ohne Umstände hinein.

Noch heute ist mir der Augenblick gegenwärtig, in dem der General, der mich bei meinem Eintreten durchbohrt und mich hätte zermalmen mögen, nach meiner klaren Recht-

fertigung auf mich zukam, mir die Hand kurzweg drückte sagend: Gehen Sie zu Ihrer Frau, sie wird um Sie in Sorgen sein, trösten Sie dieselbe und wenn es Ihre Geschäfte erlauben, so entfernen Sie sich nicht aus Ancona, bis sich die Geschichte auch amtlich aufgeklärt hat. Nach zehn Tagen wurde meine Unschuld vollkommen klar gelegt. Es war dem Delegaten nicht gelungen, weder mich zu verderben, noch den Namen des Herrn Generals, dessen Feind er ebenfalls war, zu beflecken.

In jedem andern Lande wäre ein Beamter doch wenigstens seines Amtes entsetzt worden, wenn es sich herausgestellt, daß derselbe, nur von Haß getrieben, eine Anklage gemacht habe, ohne Beweise für dieselbe in Händen zu haben. Monsignor Amici aber blieb, obgleich mein Fall nicht vereinzelt dastand, in Amt und Würden. Ja er wurde später sogar Delegat von Bologna und noch später Handelsminister, was er wohl noch wäre, wenn er sein Augenlicht nicht verloren hätte. Seine Blindheit soll mich denn auch abhalten, sein ganzes Leben, das eine Kette von Lastern — von Verbrechen ist — zu offenbaren.

Meine Frau hatte eine Freundin, deren Mann beinahe fünf Jahre im Kerker schmachtete, ohne daß auch nur die Untersuchung gegen ihn beendet worden wäre. Durch meine Verwendung und die einiger meiner Freunde war er in Freiheit gesetzt worden; — trotzdem man ihm nichts Strafbares hatte nachweisen können, war seine Freilassung ein wahres Wunder, denn die römische Regierung verzeiht lieber die größten Verbrechen, als daß sie sich mit Leuten wieder versöhnt, die von ihr beleidigt worden sind, oder öffentlich zeigt, daß Einer von ihren Beamten gefehlt habe. Das Volk aber verehrt alle Jene, die jahrelang in Untersuchung gesessen und endlich wegen Mangel an Beweisen freigelassen werden, vorzüglich wenn sie sonst in gutem Rufe stehen, als politische Märtyrer, und horcht auf jedes ihrer Worte wie auf

Orakelsprüche. Die Revolution befleißigt sich daher ganz besonders, solche Männer für sich zu gewinnen, weil sie weiß, daß dieselben die Massen in den Händen haben. Der oben Bezeichnete nun, der später mein Freund wurde, war ihr ganz besonders wichtig; denn dieser hatte den Freiherrn von Pflanzelter gebeten, er möge ihn durch die österreichischen Militärgerichte behandeln lassen, und erst als der Herr General, der dies nicht zugestehen konnte, ihm versprochen, daß wofern er unschuldig befunden werden würde, er (der General) Sorge tragen wolle, daß man ihn entschädige, und er sein Amt nicht verlieren solle, hatte er sich den päpstlicheu Behörden ergeben.

Trotz alledem nun wurde dieser nicht nur nicht entschädigt, sondern erhielt auch seine Stelle als Communalbeamter nicht wieder. Rom ließ dies nicht zu. Er war daher nicht nur Märtyrer der Willkür der römischen Regierung, sondern diente auch als Zeuge der Schwäche Oesterreichs gegenüber der päpstlichen Kurie. Mit nicht geringen Talenten begabt, benutzte er sie natürlich, um seine Lage so viel als möglich zu bessern. Von der Regierung verstoßen, mißhandelt, getreten und verfolgt, wendete er sich der Revolution zu, der er herzlich willkommen war, und die ihn bald mit ihrem vollen Vertrauen beehrte. Sie gewann in ihm aber auch ein Mitglied, auf das sie vollkommen zählen, und welches ihr die Schäden der Regierung in ihrem ganzen Umfange aufdecken konnte.

Ich lebte mit diesem Manne auf sehr vertrautem Fuße, obgleich ich seine politischen Ansichten nicht theilte, erhielt daher von jedem Schritte, den die Revolution zu machen beabsichtigte, genaue Kunde. Mein Freund war fest überzeugt, daß ich sein Vertrauen nicht mißbrauchen werde, obgleich er wußte, daß ich entschieden deutsch gesinnt sei.

Oft wünschte er sogar, daß ich seine Mittheilungen benutzt hätte. Da es aber, so lange ich im Auslande gelebt, mein unabänderlicher Grundsatz gewesen, mich von aller Partei=

nahme so viel als möglich fern zu halten, so nahm ich an den politischen Angelegenheiten nur in so fern Theil, als ich es für nöthig erachtete, mich mit der Tagesgeschichte bekannt zu machen, und die Meinung der Parteien kennen zu lernen.

Den Mittheilungen zu Folge nun, welche diesem Manne gemacht wurden, hätten die gemäßigten Parteien Italiens, noch Mitte 1858 lieber mit Oesterrich als mit Frankreich paktirt, wenn sie ersteres nur hätten bewegen können seinen Völkern eine freie Verfassung zu geben, den Papst, falls er seinen Völkern keine Reformen bewilligt, im Stiche zu lassen und sich auf die Festungen von Ancona und Ferrara zu beschränken. Ancona und dessen Gebiet sollte nach dem Plane der Führer jener Parteien ein freier Handelsstaat werden, die Festung aber von Bundestruppen besetzt und vergrößert werden, auch Ferrara wollte man als Bundesfestung ernannt wissen. Allein alle Vorschläge der italienisch gesinnten Partei wurden von Wien aus zurückgewiesen. Oesterreich zog es vor, seinen Erbfeind den Papst, mit dem es ein für sich so schmähliches Concordat geschlossen, zu unterstützen.

Es zeigte, daß es für Beleidigungen von Seite der päpstlichen Partei unempfindlich sei. Ein Greis, Führer der gemäßigten Partei, den ich auf das für Italien so gefährliche Beginnen, die Franzosen zu Hülfe zu rufen, aufmerksam machte, antwortete mir: Wir wissen recht gut, welche Gefahren uns dadurch drohen, allein es geht uns wie den Schiffbrüchigen, welche in der Gefahr zn ertrinken, Alles — selbst glühendes Eisen ergreifen würden, um sich über dem Wasser zu halten.

Wir gingen recht gerne mit Oesterreich, weil wir dadurch auch Deutschland näher gebracht würden, mit dem wir hinsichtlich unserer Producte und unserer Industrie niemals werden zu wetteifern haben, denn zwischen beiden Völkern würde, wenn sie sich einander verständen, ein Tauschhandel entstehen, der nur zu beiderseitigem Nutzen ausschlagen könnte.

Ein Bund zwischen Deutschland, Oesterreich, England und Italien wäre in Handelsbeziehungen der Natürlichste von der Welt, vorzüglich aber wäre dies zwischen Deutschland und Italien der Fall, denn fast an allen Naturproducten, woran wir Ueberfluß haben, leidet Deutschland Mangel, dasselbe darf man, wenn auch in einem mindern Grade, von England und Oesterreich sagen. Diese Länder aber würden einen um so besseren Markt für ihre Industrie-Artikel in Italien finden, als dieses gut administrirt, seine ganze Sorge immer mehr auf die Bodencultur verwenden könnte.

Wir wissen mehr als zu Genüge, daß uns Frankreich nie Gutes gebracht hat, und aus einem innigen Anschlusse an dieses Land unserm Handel nur Schaden erwachsen kann, selbst wenn Frankreich uns dieses Mal die Hand aufrichtig reichen sollte. Aber sagen Sie, der Sie unsere Lage kennen, was sollen wir thun, um uns zu retten?

Ich vermochte nicht zu antworten; der Mann aber, meine Verlegehenheit bemerkend, fuhr fort: Nein, wir würden elendiglich ertrinken, wollten wir das Brett, welches man uns darbietet, nicht ergreifen, wenn wir gleich wissen, daß die scharfen eisernen Spitzen, die überall an demselben verborgen, dazu bestimmt sind, uns fest zu halten und Wunden aller Art beizubringen, wenn wir kaum so weit sind, das Land unserer Hoffnungen auch ohne das verhängnißvolle Brett erreichen zu können.

Wir fürchten sogar, daß wir uns kaum anders als durch die Hülfe Deutschlands und Oesterreichs von den Franzosen werden befreien können aber wir hoffen, daß bis dorthin Oesterreich durch Noth weise gemacht, sein jetziges Regierungssystem über Bord werfe und aufhören werde, andere Regierungen in ihrem Drucke gegen die Völker zu unterstützen.

Wir hoffen, daß dieses große Reich endlich ein Mal einsehen lerne, wer seine wahren Freunde sind; ob Jene, welche ihm seine Gebrechen offen darlegen, oder Jene, welche ihm

rathen, sein Regierungssystem nicht zu ändern, und seine Unterthanen wie unmündige Kinder zu behandeln. Glauben Sie, fügte der alte Mann noch hinzu, das Papstthum mit seinem Anhange war von jeher ein Feind der Germanen und aller denkenden Nationen und wird es in alle Ewigkeit bleiben!

Als ich ihn ein anderes Mal auf die Demoralisation in Italien aufmerksam machte und meinte, daß diese ein sehr großes Hinderniß für die Auferstehung jenes Landes sein werde, da stand der Greis auf, ging langsam ans offene Fenster, nahm ebenso langsam eine Prise Tabak und sagte dann mit gehobener Stimme, nachdem er sich mir wieder zugewendet hatte: Lieber Freund! Sie berühren da eine wunde Stelle, aber sagen Sie ob das anders sein kann? Wir wissen recht gut, fuhr er dann nach einer Pause fort, daß unsere Völker der Art demoralisirt und im Süden auch entnervt sind, daß wir zur Erziehung fremder Hilfe noch lange benöthigt sein werden, allein wir dürfen diese nur dann dulden, wenn dadurch der Entsittlichung gesteuert wird, was leider bis jetzt nicht der Fall gewesen; denn nicht genug, daß man von oben herab den Eidbruch und andere Verbrechen begeht — man heiligt sie auch noch, indem Eidbrüchige, Diebe u. s. w. belohnt werden. — Wir müssen ertragen, daß unsere wenigen öffentlichen Schulen religiösen Körperschaften anvertraut sind, welche nicht mit Unrecht beschuldigt werden, daß sie den Unterricht von Mitgliedern ertheilen lassen, die selbst die Knaben nicht nur moralisch, sondern auch physisch zu Grunde richten, und haben wir nicht leider auch viele Fälle in unseren Mauern aufzuweisen, daß Väter, deren Söhne (Herr mein Blut fängt an zu kochen!) passiv zur Sünde gegen die Natur verwendet worden waren, eingekerkert, ja körperlich mißhandelt wurden, weil sie sich vom gerechten Zorne hatten hinreißen lassen, diesen Ordensbrüdern den Text zu lesen? Haben wir nicht noch in den jüngsten Tagen Fälle, daß Männern

die Erlaubniß wurde, Mädchenschulen zu eröffnen, die früher schon zwei Mal wegen Mädchenschändung abgestraft worden, und die auch jetzt sich diese Verbrechen aufs Neue haben zu Schulden kommen lassen. Hatte nicht Einer allein schon einige zwanzig begangen? War es nöthig, ihm Gelegenheit zu geben diese durch vierzehn neue zu vermehren?

Wird hingegen nicht Jeder vom Lehramte entfernt, sobald man einen freien Gedanken bei ihm wittert? Haben Sie je gehört, daß einem solchen auch nur erlaubt werde, Privatunterricht zu ertheilen, selbst wenn die Väter der Kinder auf öffentliche Zeugnisse verzichten? Hat man uns nicht selbst zwei Geistliche, welche öffentliche Professoren waren, bloß deshalb genommen, weil sie zu freisinnig waren? Und ist nicht mehr als zur Genüge bewiesen, daß dieselben weder staats- noch kirchengefährlichen Grundsätzen huldigten; denn der Eine, Herr Barille war zuerst päpstlicher Nuntius in Bolivia und ist jetzt als solcher in Madrid. Der Andere aber fungirt in Indien als apostolischer Missionär, unsere Jugend aber durften sie nicht unterrichten.

Wurden wir bis jetzt nicht bei jedem Versuche, uns dieser elenden Lage zu entwinden, von Oesterreich gleichsam zerdrückt, und bleibt uns jetzt noch eine andere Wahl, als uns dem Despoten an der Seine in die Arme zu werfen?

Solche und ähnliche Fragen wurden dann nicht nur mir, sondern Jedem, der sie hören wollte, vorgelegt. Mein Greis war einer der meist Gemäßigten.

Daß es aber auch an Solchen, die den Umsturz alles Bestehenden nur deshalb wünschen, um zu Ehren und Aemtern gelangen zu können, nicht mangelt, ja daß diese die Mehrzahl der Schreier und Wühler bilden, wird Jeder, der Italien und dessen Völker einigermaßen kennt, zugeben müssen.

Daß diese die Oberhand bekommen haben, war bei der allgemeinen Fäulniß mehr als wahrscheinlich. Auf meinen

häufigen Geschäftsreisen, auf denen mir Empfehlungsbriefe überall die beste Aufnahme bereiteten, erkannte ich leider nur zu sehr, daß es an vielen Orten eben so schlimm aussah wie im Römischen. Ja, im Königreiche Neapel war es wo möglich noch ärger. Man war dort so weit gekommen, daß es kein Eingeborner wagte, eine ausländische Zeitung öffentlich zu lesen. Die Leute lebten im Allgemeinen förmlich und thatsächlich von der übrigen Welt abgesondert, und nur selten ward Jemanden ein Paß ins Ausland bewilligt.

Wollte ein Solcher, dem das Glück zu Theil geworden, einen Paß für das Ausland zu erhalten, wieder in das Vaterland zurückkehren, so mußte vorher bei der Oberpolizeibehörde in Neapel angefragt werden, ob ihm der Einlaß ins Reich gestattet sei.

Der Druck, welcher auf dem dortigen Volke lastete, war unerträglich, und nur ein so entnervtes Volk, wie es die Neapolitaner sind, konnte ihn ertragen. Der verstorbene König hatte selbst einige Jesuiten, als zu freisinnig, seines Reiches verwiesen. Es war das das Land der Todten. In Sicilien, wo man trotz des Druckes, den Beamtenthum und Jesuitismus ausübten, noch frei zu athmen wagte, fand ich englische Agenten sehr thätig, die Insel für England zu gewinnen, und die Bewohner, großentheils Abkommen der Normannen, vor Allem darauf bedacht, wo möglich unabhängig zu werden, würden, wenn ihnen England Bürgschaften böte, lieber die Oberherrschaft des Inselreiches anerkennen, als an Italien geschmiedet zu werden, denn obgleich sie mit der Halbinsel in Bezug auf Sprache verwandt sind, wird dieselbe von ihnen doch als Ausland betrachtet. Piemont dürfte mit Sicilien einen noch schwereren Stand haben, als mit Neapel. Sollte der König von Neapel sein Festland wieder gewinnen, so wird er auch keinen schweren Stand auf der Insel haben, wenn es ihm Ernst mit der Verfassung ist, und er die Administration Si-

ciliens von jener Neapels trennt. Hier möge mir auch erlaubt sein zu erwähnen, daß, so lange Ferdinand lebte, die Gemäßigten sowohl des Festlandes als der Insel förtwährend auf den Thronerben und jetzigen König ihre Hoffnung setzten. Als Sohn der Schwester Karl Alberts, der ersten Gemahlin Ferdinand's II. war er dem Volke schon deshalb sehr theuer.

Sein persönliches Auftreten als Kronprinz war nur geeignet, ihm die Liebe des Volkes vollends zu gewinnen. Er näherte sich demselben, wo immer es ihm möglich war, und hatte deswegen von seinem Vater, der ihn übrigens sehr liebte, nicht wenig zu büßen.

Als er einst auf einer Ausfahrt einige Gensdarmen beschäftigt fand, um eine Familie, die den Hauszins nicht bezahlen konnte, auf die Straße zu setzen, und die Möbeln in Beschlag zu nehmen, ließ er den Wagen halten und nachdem er erfahren, um was es sich handle, ließ der Prinz den Hausherrn rufen. Da dieser ihm erzählte, daß dem Miethsmanne, der Kaufmann sei, harte Schicksalsschläge getroffen, verkaufte er seinen Wagen sammt Pferden, um dem Armen zu helfen. Solche und verwandte Handlungen zeigten, daß er ein gutes Herz habe, und machten ihn dem Volke theuer. Wie aber seine Erzieher bedacht gewesen, ihm eine möglichst hohe Meinung von seiner Würde und einen unbeugsamen Willen beizubringen, lehrt uns wohl folgendes Beispiel. Einst hatte er vom König Arrest bekommen, und da dieser vergebens wartet, daß der Prinz abbitten lasse, so schickt er nach acht Tagen seinen Adjutanten, um ihm ankündigen zu lassen, daß er frei sei. Der Prinz aber erklärt, daß er nur von Sr. Majestät dem Könige Befehle zu empfangen habe, und der Hofschranze muß gehen. Der König aber mußte endlich, da er fürchtete, sein Sohn könne erkranken, selbst zu diesem hingehen, um ihm anzukündigen, daß er frei sei. Um zu zeigen, was für Lehrkräfte man für den Prinzen herangezogen, will ich hier nur das Lebens-

bild eines Lehrers desselben folgen lassen. Man möge daraus auf die Uebrigen schließen. Es war dieser einer der Correspondenten der Augsburger allgemeinen Zeitung. Er wurde 1790 bei Magdeburg in Preußen geboren. Sein Vater war Landrath, aber durch und durch Junker, seine Mutter eine französische Comtesse, und um so stolzer auf ihre Ahnen und ihren Adel, als es ihr nur möglich gewesen, das betreffende Diplom allein aus der Revolution zu retten. Wir wollen diese Dame Comtesse de la Grange nennen, weil ihr dieser Titel weit besser gefiel, als der ihres Gemahls, des Barons und Landrathes. Der deutschen Sprache bediente sie sich nur um mit der Dienerschaft zu reden, und selbst diese beehrte sie oft mit französischen Schimpfwörtern. Mit dem Herrn Baron ihrem Gemahl, und dem Herrn Comte=Baron u. s. w. ihrem Sohne sprach sie nur französisch und lernte daher auch nie vollkommen deutsch, denn die Sprache derjenigen, bei welchen sie ein Asyl gefunden und ohne die sie ganz gewiß verhungert wäre, schien ihr zu gemein. Sie war und blieb Comtesse Française.

Daß der Sohn dieser Familie unter solcher Leitung eine mehr als aristokratische Erziehung erhalten mußte, ist leicht begreiflich, und das konnte denn auch Jeder, der mit ihm bekannt wurde, leicht bemerken. Stolz auf seine Ahnen, vorzüglich auf jene von französischer Abkunft, und persönlicher Muth waren die vorzüglichsten Tugenden, die man ihm eingeflößt hatte. Welt und Menschenkenntniß hatte er sich durch sein abenteuerliches Leben aneignen können, und das um so mehr, als er mit natürlichen Talenten reichlich ausgestattet war. Ich getraue mir zu behaupten, daß, wäre seine Erziehung gut geleitet worden, wir in ihm einen der größten Männer unserer Zeit bewundern würden.

Es gab fast kein Geschichtswerk, das er nicht studirt hatte, auch in anderen Wissenschaften hatte er sich bedeutende Kennt=

nisse angeeignet, aber das Alles diente ihm nur um zu beweisen, daß der Adel eine von Gott privilegirte Kaste, und die übrigen Stände geschaffen seien, dem Adel zu dienen, so wie sich die Menschen der Thiere zu bedienen pflegen.

Er glaubte zum Beispiel fest, daß, wenn ein Adeliger von einem Bürgerlichen Geld entleihe, diesem eine so große Ehre dadurch widerführe, daß er ganz beglückt gar nicht daran denken dürfe, es wieder zu verlangen; dennoch konnte man ihm ein liebenswürdiges Benehmen gegen seine Mitmenschen nicht absprechen, er wird nicht böse werden, wenn ich mich dieses Ausdruckes bediene. Nie hatte er ohne triftigen Grund Jemanden beleidigt.

Er war von Natur aus ein wirklich guter Mensch, seinen äußeren Formen nach, obgleich etwas schielend, auch ein schöner Mann, und nur durch die Erziehung verdorben worden. Im Jahre 1812 wurde er als Freiwilliger Soldat, theils um dem Willen seiner Mutter nachzukommen, die noch immer hoffte ihre ehemaligen Besitzungen wieder zu erlangen, und theils um nach dem Willen seines Vaters Deutschland von den Rothhosen zu befreien.

Der damals schon bejahrte Junker mochte den französischen Druck ganz besonders fühlen. —

Nachdem der Comte-Baron die Franzosen nach Paris geleitet, starb seine Mutter, und der alte Herr hatte sie bei allen ihren Launen dennoch so sehr geliebt, daß er ihr bald nachfolgte.

Dem Comte-Baron-Oberlieutenant (letzten Rang hatte er sich erworben) gingen diese Schläge sehr zu Herzen. Er mochte nicht mehr Soldat bleiben, sondern quittirte um seine Studien als Rechtsgelehrter wieder aufzunehmen.

Später sehen wir den jungen Mann als Privat-Sekretär beim Herzog von Köthen, der sich jedoch bald gezwungen sieht ihn zu entlassen.

Der Comte-Baron-Lieutenant, stolz auf seine Abkunft,

hatte seine Augen auf die Prinzessin geworfen, die, obgleich, vielleicht weil sie schon dreißig Sommer zählte, seine Liebe zu erwiedern schien. Seine Liebe, ob für die Person oder das Blut, welches in deren Adern rollte, ich habe es selbst nicht recht ergründen können, schien aufrichtig und heftig, denn er entschloß sich, sein Herz keiner Andern zu schenken, sondern sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Dieser Entschluß mochte in ihm wohl vorzüglich deshalb gereift sein, weil er hoffen konnte, es vermöge seiner Ahnen wenigstens bis zum Erzbischof bringen zu können.

Da sich ihm in Preußen Hindernisse entgegenstellten, so ging er nach Rom. Dort stellte er sich Herrn Rohan, dem Pater General der Jesuiten vor, um sich demselben zu empfehlen; dieser empfing ihn, als er seine Papiere gelesen, äußerst leutselig und lud ihn ein, seine Besuche zu wiederholen, was der Comte-Baron, der die Allmacht des Obersten der Loyolaner recht gut kannte, nicht unterließ.

Zu gleicher Zeit stellte er sich aber auch dem preußischen Gesandten vor, der ihn liebgewann und ihn beschäftigte, vielleicht, um ihn von seinem Vorhaben, Geistlicher zu werden, abzubringen.

Unser junge Mann war hiermit anständig versorgt, unterließ es aber dessenungeachtet nicht, sich beim Pater Rohan fortwährend als Vollblut-Katholik zu geberden.

Bei alledem hatte er sich so sehr in die Gunst des Gesandten gesetzt, und dessen Vertrauen in so hohem Maße erworben, daß, als in jener Zeit Leo von Bardeleben mit Tod abging, welcher den preußischen Gesandten als Testaments-Vollstrecker ernannt hatte, er von diesem zu dessen Alter-Ego bestimmt und ihm übertragen wurde, die Verlassenschaft zu ordnen. Unter den Gegenständen des Nachlasses erregte ein umfangreiches Manuscript die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mannes.

Es zeichnete in markigen Zügen die päpstliche Curie und deckte deren Blößen mit unnachsichtlicher Strenge, aber Wahrheitsliebe auf.

Nach der Meinung unsers Helden mußte dem apostolischen Stuhle daher ganz besonders daran gelegen sein, gedachtes Manuscript vernichtet zu sehen.

Er hatte sich nicht getäuscht. Der Pater General der Loyolaner, der den Inhalt mit gierigen Blicken verschlang, geleitete unsern Helden Comte-Baron in höchsteigener Person zum Cardinal Capellari, der später unter dem Namen Gregor XVI. die Schlüssel des Vatikans übernahm, und schon damals im heiligen Collegium eine allmächtige Stimme hatte.

Dieser hielt die Sache für so wichtig, daß er sich bei all seiner Allmacht nicht entschließen konnte, auf eigene Faust zu handeln. Er fand sich vielmehr bemüßigt, unsern ungetreuen Alter-Ego seiner Heiligkeit als eine geistliche Schildwache der Kirche vorzustellen.

Nachdem Leo der XII. das Manuscript durchflogen, erklärte er, dasselbe zurückhalten zu müssen, beruhigte unsern Helden, bei dem sich jetzt das Gewissen stärker als früher zu regen begann, indem er ihn kraft seiner hohepriesterlichen Macht von all' seinen Sünden, auch von dem eben begangenen Diebstahle lossprach. Seine Zunge aber lähmte der unfehlbare Mann mit Geld und Versprechungen.

So ist der Welt ein Schatz entgangen, — nennen wir das Kind beim rechten Namen — gestohlen worden, der dem Verfasser wohl manche schlaflose Nacht gekostet und uns über Vieles Aufschluß gegeben haben würde, was uns so noch lange ein Räthsel bleiben wird.

La Grange sagte mir nachher, als er mir die Geschichte mittheilte, daß es ihm doch leid sei, jene Sammlung der menschlichen Gesellschaft vorenthalten zu haben und meinte: Ich hätte das Werk auf eine andere Art weit besser verwerthen können.

Die Päpste sind jedoch für solche und ähnliche Dienstleistungen auch nicht undankbar, vorzüglich wenn ihnen die Dankbarkeit nicht viel kostet.

Es lag dem apostolischen Stuhle vor Allem daran, ihre neue geistliche Schildwache der preußischen Gesandtschaft zu entreißen, weil sie fürchtete, sie könne, wenn sich ihr in Preußen eine glänzende Aussicht eröffne, von dem Inhalte des für die Kirche so verhängnißvollen Manuscriptes noch einmal Gebrauch machen. Leo der Furchtbare hatte alle schwachen Seiten unseres Helden recht gut erkannt und suchte dieselben auf alle nur mögliche Weise einzudämmen.

Dazu bot sich bald eine herrliche Gelegenheit.

Der Fürst von Köthen, welcher zur katholischen Kirche übergetreten und zu gleicher Zeit in seinem Lande die Jesuiten eingebürgert hatte, damit sie die Pest ihrer Lehre auch dort verbreiten, kam nach Rom und war durch den Empfang, der ihm daselbst wurde, so entzückt, daß er den Wunsch äußerte, bei Sr. Heiligkeit durch einen Bevollmächtigten vertreten zu sein, damit dieser ihm, dem Fürsten fortwährend die Winke des apostolischen Stuhles mittheile und so die Interessen der katholischen Kirche immer mehr gefördert würden. Der oberste Kirchenfürst war durch dieses Anerbieten voll Wonne und schlug bei seiner Durchlaucht unsern Comte-Baron als geeignet für diese Stelle vor. Der Fürst, bei dem das Ehrgefühl wahrscheinlich nicht stark vertreten war, vielleicht hatte er auch schon seine Tochter vergessen, willigte um so lieber ein, als er seinem ehemaligen Secretair ganz vertraulich schreiben konnte, wenn er ja einmal etwas besonderes auf dem Herzen haben sollte. —

Der Comte-Baron wurde Bevollmächtigter und Landrath zugleich. Er fühlte sich in seiner neuen Stellung um so behaglicher, als er sich beinahe einbildete, College seines Wohlthäters, des preußischen Gesandten geworden zu sein. So

lange er Geschäftsträger war, glaubte er denn auch beinahe durch jene That ein verdienstliches Werk begangen zu haben!

Die Reue kam erst, als er erkannte, daß man den Verräther an menschlichen Interessen nur so lange werth hält, als er nützt, und zu dieser Erkenntniß kam unser Held erst im Jahre 1850, als ihn der Zufall mir in die Nähe brachte.

Der Tod des katholisch gewordenen Fürsten, welcher für Köthen eine Wohlthat, war für unseren Helden ein Unglück gewesen; denn der Thronfolger war vor Allem darauf bedacht, durch weise Sparsamkeit die Wunden wieder zu heilen, die dem Lande durch die unkluge Verwaltung seines Bruders waren geschlagen worden! Als Protestant rief er natürlich auch den Geschäftsträger von Rom zurück und glaubte dies mit um so größerem Rechte thun zu dürfen, als es den Jesuiten während der ganzen Regierung seines Bruders nicht gelungen, eine nennenswerthe Zahl von Proselyten zu machen, und das Land übrigens ganz protestantisch war. Ja! er hoffte sogar, daß die wenigen Katholiken wieder in den Schooß ihrer Mutterkirche zurückkehren würden, nachdem die Protection des Herzogs aufgehört hatte, weil er von der gesunden Ansicht ausging, daß Jemand, der an freie, weite, möglichst bequeme Kleider gewöhnt, sich nur schwer dazu verstehen wird, dieselben nun eng und mit Schnürapparaten aller Art zu tragen, wenn sie auch mit noch so viel Frangen und bunten Lappen besetzt sind, und dieselben gewiß sobald es ihm gestattet ist, ablegen wird. La Grange jedoch hatte keine Lust, dem Rufe seines neuen Fürsten zu folgen. Er hatte seiner nachmaligen Frau, der Nichte eines päpstlichen Generals, schon zu stark in die großen schwarzen Augen geschaut.

Da diese noch dazu ein ganz artiges Vermögen und in Rom viel Protection hatte, sich folglich nur ungern von der Siebenhügelstadt getrennt haben würde, so beschloß auch unser Bräutigam, dort zu bleiben, und trat als Hauptmann in die

päpstliche Armee ein. Das Ländchen Köthen aber wurde dadurch der Bürde enthoben, einen unnützen, wenn nicht schädlichen Landrath mehr zu füttern! —

Durch die Protection des Herrn Oheim General brachte es unser Comte-Baron bald zum Obersten, und so lange der Oheim lebte, waren auch die Finanzen der in der letzten Zeit schon zahlreichen Familie des Herrn Obersten noch immer geregelt, denn der General füllte nach Möglichkeit alle Lücken aus. Als aber der Oheim starb, und auch die Protection Gregors des XVI. der ebenfalls mit Tod abgegangen, aufhörte, da haperte es an allen Ecken und Kanten.

Der Herr Oberst hatte durch sein schnelles Avancement den Neid seiner Kameraden auf sich gezogen, und dieser war um so anhaltender, als de la Grange, sich bewußt, daß er durch seine militärischen Talente ihnen überlegen sei, sie mit Geringschätzung behandelte. Um sie auch im äußern Glanze überbieten zu können, griff er, da seine ordentlichen Einnahmen nicht hinreichten, das Kapital seiner Frau an, und tröstete diese, wenn sie ihm Vorstellungen darüber machte, auf bessere Zeiten, die sich aber nie einstellten. Pius hatte eine unwiderstehliche Abneigung gegen alles deutsche, selbst wenn es französischen Anstrich hatte, und de la Grange wurde, obgleich er die gelbweiße Fahne in Perugia bis aufs äußerste vertheidigt, erst, als ihm nur noch vierunddreißig Mann treu ergeben, kapitulirt und dem Papste nach Gaeta gefolgt war, pensionirt, und zwar mit halbem Solde.

Da er schon früher Platz- und Festungs-Commandant in Ancona gewesen, und er wußte, daß sein Name dort einen guten Klang habe, so zog er sich in diese Stadt zurück. Mit weiser Sparsamkeit hätte er, da er keine schlechte Feder hatte, sich fortschleppen und seine Familie erziehen können, denn von dem Vermögen seiner Frau war noch immer der größte Theil vorhanden. Allein er war ein unruhiger Kopf und obgleich

ihm seine Pläne schon oft mißglückt und viel Geld gekostet, unterließ er dennoch nicht, es fortwährend mit Neuem zu versuchen.

Seine Familie, an's große Leben gewöhnt, kannte Einschränkung nicht, und so kam es, daß sie schon im Jahre 1852 darben mußte. Jetzt wandte sich de la Grange unter seinem deutschen Namen nach Berlin, um in Ancona als General-Consul ernannt zu werden — aber vergebens! Eine alte Tante, von der er zu erben hoffte, wollte ihm auch den Gefallen nicht thun, mit Tod abzugehen. Selbst Wien wies seine Anträge zurück. — Mit mehr Erfolg wandte er sich an den Mann an der Seine, denn dieser wies ihm eine Stelle und Besitzung in Algier an, allein seine Frau und Töchter mochten ihm nicht folgen.

Endlich erinnerte er sich an Kardinal de la Genga, der ihm immer sehr gnädig gewesen und Pius' Gegner war.

Dieser empfahl ihn dem Principe de Monte Sarchio, welcher ihn als Erzieher an den neapolitanischen Hof brachte.

Obgleich nun diesem Menschen Talente nicht abzusprechen waren, mangelte ihm doch ganz gewiß das Zeug — zu einem Erzieher, und das um so mehr, als zu allen übrigen Gebrechen sich ein körperlicher Schmutz gesellte, der fast immer den Ekel derjenigen erregen mußte, die ihn umgaben.

Er tröstete sich, als er Ancona verließ, mit dem Gedanken, daß die Handschuhe in Neapel wohlfeil seien, und es ihm so möglich werde, seine Hände, die, wie alle seine Glieder eine ungemeine Scheu vor dem Wasser hatten, nie bloß zeigen zu müssen. Bei solchen Mitteln der Erziehung kann man sich denn auch nur wundern, daß aus dem Prinzen noch Etwas geworden ist.

Eine gute moralische Erziehung, jedem Einzelnen schon nöthig, ist es den Lenkern der Staaten um so mehr. Möchte man dies doch endlich einmal erkennen!! —

Wenn es aber Franz dem II. gelänge, seine Länder wieder zu erhalten, so sollte keine Regierung müde werden, ihm zu zeigen, wie nöthig es vorzüglich für einen Fürsten ist, von allen Vorurtheilen frei zu sein, und er alle seine Unterthanen ohne Unterschied der Religion mit gleicher Liebe umfassen müsse.

Wohl weiß ich, daß die Einführung der Gleichberechtigung in vielen Ländern auf Hindernisse aller Art stößt, allein den Fürsten liegt es vorzüglich ob, dieselben zu mindern, denn so lange sich nicht alle Menschen eines Staates gleicher Rechte erfreuen und gleiche Pflichten haben, wird es keinen wahren Fortschritt in demselben geben.

In Neapel war man noch im Jahre 1858 nur zu weit von diesem Ziele entfernt. Und daß man es war, wurde von den Gemäßigten mehr dem österreichischen Hofe als der königlichen Regierung selbst zur Last gelegt!

In Toscana hatten die Unterthanen den Großherzog aus eigenem Antriebe zurückgerufen, und es war daher von der österreichischen Regierung höchst unklug, ihm österreichische Truppen vorauszuschicken. Ich bin gewiß, daß bei der Ordnungsliebe der Bewohner jenes in wahrer Cultur so weit vorgeschrittenen Landes auch nicht das Mindeste zu fürchten gewesen wäre, was den damals von allen Guten geliebten Monarchen auch nur unangenehm hätte berühren können, wenn er allein und ohne alles Geleite eingezogen wäre. Die militärische Intervention war nur geeignet, das Volk, welches seinem Fürsten mit Vertrauen entgegengekommen war, zu erbittern.

Was man der Regierung in Toscana am allerwenigsten verzeihen konnte, war, daß diese den österreichischen Obersten Ferrari zum General ernannte und ihn damit betraute, die toskanische Armee zu reorganisiren.

Und ich kann wirklich nicht einsehen, warum, wenn man schon einem österreichischen Officiere den Vorzug geben wollte, die Wahl gerade auf Ferrari fallen mußte?

Oder kannte man seine Vergangenheit nicht?

Ich will gerne glauben, daß es diesem Manne, der ein sehr einnehmendes Aeußere hatte, gelingen konnte, das Herz des Großherzogs zu gewinnen, werde aber nie begreifen können, wie man einem Manne die Reorganisation anvertrauen konnte, der nur Hofmann, ich möchte sagen, nur Höfling ist, und dem der militärische Geist gänzlich fehlt. Doch ich will den Leser näher mit ihm bekannt machen, damit er selbst ein Urtheil fällen kann.

Ferrari war im Jahre 1848 Hauptmann, wenn ich nicht irre, bei Parma, und ging seiner eigenen Erzählung zufolge, weil durch seine Mannschaft gezwungen, mit zwei ihm untergebenen Compagnien zum Feinde über, kam aber, als sich die Götter Oesterreichs günstiger zeigten, zur Armee zurück, und wurde — Major!

Als er uns die Anecdote mittheilte, war er Oberstlieutenant und gerade in sehr gesprächiger Laune, weil der Wein seine Zunge gelöst hatte. Ich auch ein wenig aufgeregt, hatte den Muth, ihn zu fragen, ob es denn nicht möglich gewesen, die Soldaten zu ihren Pflichten zurückzuführen, er aber meinte: „Ja! wenn ich Deutsche gehabt hätte, dann wäre das wohl möglich gewesen, denn die denken nicht, aber ich befehligte Italiener, und diese Bestien denken!“ —

Der Mann machte uns ein schönes Compliment, die Italiener sind Bestien, aber denkende; die Deutschen denken seiner Ansicht nach nicht. Daß übrigens diesem Manne, wenn sonst nichts, doch ganz gewiß persönlicher Muth und Seelenstärke abging, wird Jeder, der fünf gesunde Sinne hat, leicht erkennen, und darum war er seinem Amte natürlich auch nicht gewachsen, denn ohne diese zwei Eigenschaften wird sich eine Armee nie und nimmer bewähren; Ferrari aber konnte der Armee den Geist, den er selbst nicht hatte, nicht einflößen. Oder glaubte

die toskanische Regierung, daß ihr derselbe durch die Uniform und das Drillen beigebracht werde?

Wir haben gesehen, was die Disciplin ohne Geist genützt hat.

Bei der ersten Gelegenheit weigerten diese wohlgeschulten Truppen den Gehorsam. Bei der Anhänglichkeit der Toskaner an die Dynastie wird es mir übrigens bei allen Fehlern, die diese begangen, ewig ein Räthsel bleiben, wie es der Verführungskunst gelungen, eine so zahlreiche Partei zu gewinnen, die stark genug war, um das Volk zu terrorisiren.

Es ist wohl wahr, daß die Anhänglichkeit an die herzogliche Familie durch die Intervention Oesterreichs starke Stöße bekommen hatte, aber Anfangs 1858 vermeinte ich doch eine Wendung zum Bessern wahrzunehmen, weil man, obgleich der Papst in eigener Person nach Florenz gekommen war, um eine Abänderung des Concordates zu bewirken, dennoch widerstanden, und die Leopoldinischen Verordnungen beibehalten hatte, wie sehr sich die päpstliche Curie auch anstrengen mochte dieselben zu beseitigen. Auch Baldasseroni war trotz aller Intriguen Roms im Amte geblieben.

Die Toskaner erinnerten sich auch noch immer daran, wieviel sie der Dynastie zu danken, und daß das Volk nur durch die weise Regierung derselben so sehr in der Bildung vorgeschritten war. So sehr ich aber auch den letzten Großherzog in Schutz nehmen und seinen Abzug vertheidigen möchte, so kann ich doch nicht umhin die große Schwäche zu rügen, die er in der letzten Zeit, vorzüglich in den letzten Augenblicken gezeigt hat.

Ich kann in ihm höchstens einen guten Menschen erkennen, vermisse aber gänzlich den Monarchen in ihm, denn ein Solcher kennt sein Volk, wie ein Vater seine Kinder, und so lange die Mehrzahl noch für ihn ist, stählt er ihren Muth und überläßt sie nicht der brutalen Gewalt der Minderheit.

Möge sein Erbe, wenn er einst auf den Thron seiner Väter zurückgerufen werden sollte, zeigen, daß er ein Fürst und Vater seines Volkes im wahren Sinn des Wortes ist, Männer um sich sammeln, die fähig sind das Wohl des Staates zu befördern, die dasselbe auch ernstlich wollen, denn nur solche meinen es wahrhaft gut, auch mit der Dynastie.

Höflinge untergraben das Wohl des Volkes und des Thrones. Ersteres saugen sie aus, während sie die Träger der Dynastie entnerven.

Wenn es aber ein Volk in Italien giebt, das eine wahrhaft weise Regierung verdient, so sind das die Bewohner Toskanas und Modenas. Die anderen Länder benöthigen eine solche, wenn man nicht an ihrem Fortschritte der wahren Kultur verzweifeln will.

In Modena hatte die herzogliche Regierung alles Mögliche gethan, um das Volk gegen sich einzunehmen, indem sie das Land mit Jesuiten und Ligurianern nicht nur angestopft hatte, sondern auch fast allein nach ihren Rathschlägen handelte.

Die Publication des Standrechtes war nicht geeignet, die Erbitterung des Volkes zu mindern, vorzüglich weil dasselbe weniger nach Recht und Gewissen, als nach Willkür gehandhabt wurde, und man als Richter den Herrn Hauptmann Gentilly berufen und zum Major ernannt, der in Ancona ein so blutiges Andenken hinterlassen hatte. Bei seiner Abreise von jener Stadt sagten mir die Häupter der Parteien ganz offen: „Dieser wird der Anhänglichkeit an die Dynastie den letzten Rest versetzen“. Und ich muß leider bemerken, daß sie wahr gesprochen haben, denn wenn in jenem Lande die Bevölkerung jetzt die alte Dynastie auch wieder zurückwünschen sollte, so hat diese das weniger ihrer Regierungsweise zu danken, als dem Wunder, daß die Organe der piemontesischen Regierung noch unglücklicher und ungerechter verfahren sind.

Auch in Parma regte sich Reaction und Jesuitismus ge=

waltig, und man sagte ganz öffentlich, daß die Anhänger der letzten Partei den Herzog, der ihnen entgegen gewesen, gemordet hätten.

Ob diese Meinung die richtige war, weiß ich nicht, muß aber leider bemerken, daß vorzüglich die Jesuiten bei der Todesnachricht eine sehr zufriedene Miene annahmen. Zu jener Zeit, auf einer Rückreise nach Ancona von dort begriffen, kam ich auf dem Wege von Bologna nach Forli mit einem Mitgliede der hochwürdigen Gesellschaft des Ignatius zusammen. Da wir die einzigen Passagiere des Lohnkutschers waren, mußten wir, wollten wir uns nicht langweilen, mit einander reden. Nachdem der gute Mann erfahren, daß ich ein Deutscher sei, wurde er ganz redselig und wußte meine Nation nicht genug zu loben, die seiner Meinung nach keinen anderen Fehler habe, als zu philosophisch zu sein, denn wenn dies nicht wäre, würden sie die besten Menschen und gläubigsten Katholiken genannt werden können. Recht vertraut geworden, kamen wir auch auf den Tod des Herzogs von Parma zu sprechen. Der fromme Ordensmann erkannte darin eine gerechte Strafe des Himmels und meinte, das Volk könne froh sein von diesem Freigeist erlöst zu sein, der nur Laster und Irrreligion gesäet habe. Als ich aber erwiderte, daß man den Mord allgemein den Jesuiten zuschreibe, schien er nicht wenig betroffen. Er wurde ganz blaß und vermochte nicht mehr gesprächig zu werden; der arme Mann war eben als Jesuit nur ein Stümper.

Wenn wir übrigens ganz Italien durchgehen, so finden wir die meisten Unzufriedenen im Kirchenstaate. Dort war im Jahre 1858 Rom die einzige Stadt, in welcher der Haß gegen das Priesterregiment keinen allgemeinen Ausdruck fand, denn wenn sich auch die Studenten stark regten, so konnte man das keineswegs der Stadt beimessen, weil die Bevölkerung derselben nur sehr geringen Antheil daran nahm. Man wolle jedoch daraus nicht schließen, daß die Bewohner der heiligen

Stadt besser regiert werden, als die der andern Städte oder Kreise, denn da würde man sich einer argen Täuschung hingeben. Den Grund, warum hier die Abneigung weniger kenntlich ist, darf man nur in der größern Demoralisation des Volkes suchen.

In der Hauptstadt der römisch-katholischen Kirche ist in vielen Häuseru das Familienoberhaupt ein Geistlicher, und da dieser die Familie fast gänzlich erhält, in der die Kinder ihn nicht selten Vater nennen dürfen, so thut man eben nach seinem Willen. Die bei weitem größere Zahl aber lebt von Fremden, denen man, um möglichst viel zu verdienen, eben Alles ist. Alle wissen, daß wenn ihnen der Papst abginge, auch keine oder doch nicht so viele Fremde als jetzt nach Rom kommen würden, was ihnen empfindlichen Schaden bringen würde.

In Rom ist fast Jeder, der dem Priesterthume nicht angehört, Bedienter.

Alle, die Fürsten nicht ausgenommen, vermiethen möblirte Wohnungen. Römische Fürsten, die über mehrere Millionen von Scudi zu verfügen haben, ziehen sich oft in einen Winkel ihres Pallastes zurück, oder verlassen denselben auch ganz, indem sie sich für einige Monate anderswo einzunisten suchen, wenn sie bei Fremden einen guten Schnitt machen können. Es giebt kein geldgierigeres Volk, als das der Tiberstadt. Monsignore Randi ein Römer, Delegat von Ancona, war nicht wenig erstaunt, in letzter Stadt so viel Selbstständigkeit anzutreffen, daß sich einige Bürger weigerten, ihm bei der Anwesenheit des Papstes Zimmer abzutreten, weil er sich derselben auf eine herrschende Weise hatte bemächtigen wollen, obgleich er den Parteien hatte erklären lassen, daß man sie für die Unbequemlichkeit reichlich entschädigen werde.

Des guten Mannes Verwunderung steigerte sich aufs Aeußerste, als er vernahm, daß sich dieselben Parteien auf eine

freundliche Bitte des Bürgermeisters bereit erklärten, die Zimmer gratis abzutreten. Eine solche Gelegenheit, meinte der Delegat, würde sich kein Einwohner der ewigen Stadt unbenutzt entschlüpfen lassen.

Die Massen Roms würden sich für den Umsturz des Bestehenden nur dann fanatisiren lassen, wenn sie Hoffnung auf reiche Beute und die Gewißheit hätten, ihr Leben nicht in die Schanze schlagen zu müssen. Wo Gefahr droht, wagt sich der Römer nicht vor, er ist feige, und für Freiheit hat er keinen Sinn.

Ich glaube daher, daß, wenn kein Stoß von Außen kommt, der Papst in Rom ganz sicher wohnen wird. Die Einwohner jener Stadt werden sich nicht veranlaßt fühlen, ihre jetzige Lage zu verändern. Sie befinden sich in ihrem Schlamme zu behaglich, als daß sie denselben verlassen sollten.

Der italienische Bund, wenn derselbe noch einmal zu Stande kommen sollte, würde sich daher wohl nie in die unangenehme Lage versetzt sehen, für den Kirchenfürsten gegen das Volk Roms einschreiten zu müssen, wenn dem Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche die ewige Stadt mit der nächsten Umgebung verbleiben sollte, die Grenze wolle man übrigens so enge als möglich ziehen.

Viele könnten mir einwenden, daß sich Rom doch im Jahre 1849 drei Monate lang gegen die Franzosen gehalten und auch später noch oft Lebenszeichen von sich gegeben habe; allein diesen möge zur Nachricht dienen, daß im genannten Jahre nicht die Römer, sondern die Garibaldi'schen Schaaren es waren, welche den Franzosen Widerstand leisteten, und daß auch später jeder Versuch zum Aufstande von fremden Studenten oft auf den Wunsch der Franzosen angezettelt wurde. Oder erinnert man sich nicht mehr, daß im Jahre 1859 der französische General alles Mögliche gethan, um das Volk aufzuwiegeln?

Meines Erachtens konnte das laute Vorlesen der Bülletins

von der Wohnung des Generals herab nichts anderes bezwecken! Die Gemäßigten der Nation hatten also bis zum Jahre 1858 auf Oesterreich gehofft, nach der Zusammenkunft in Plombieres richteten sie ihre Augen nach Paris, wie die Türken nach Mekka wenn sie beten.

So lange die Welt steht, ist vielleicht noch keine Revolution so gut organisirt worden, als es die italienische, die der gemäßigten Partei war.

Es gab keine Schichte der Gesellschaft, keinen Ort, wo sie nicht irgend einen Abgeordneten hatte.

Alles, was in den letzten zehn Jahren vorgefallen, wurde, wenn geeignet, den Haß gegen Oesterreich zu schüren, der Bevölkerung im vergrößerten Maßstabe in Erinnerung gebracht.

Einzelne Officiere der österreichischen Armee hatten ihnen die Wege nur zu sehr geebnet. Daß in Florenz ein Hauptmann einen Bürger von seiner Compagnie auf offener Straße hatte in die Mitte nehmen, und durch jeden einzelnen Soldaten ihm ins Gesicht speien lassen, weil der Herr Hauptmann glaubte, daß der Bürger, der doch allgemein als ein ruhiger Mensch bekannt, vor ihm ausgespieen habe, wußte jetzt jedes Kind. Dies schadete Oesterreich mehr, als wenn jener Mann, wenn auch unschuldig, erschossen worden wäre. In Perugia erzählte man jedem, der es hören wollte, daß dort ein Graf, der durchaus nicht der revolutionären Partei angehört, von einem österreichischen Officier ohne allen Grund mißhandelt, und weil er sich zur Wehr gesetzt, zu dreißig Stockstreichen verurtheilt worden war, weshalb er rasend geworden und sein Leben im Irrenhause endigen mußte, während der Officier als Herausfordernder völlig frei ausging, und soviel man öffentlich erfuhr auch nicht ein mal eine Rüge erhalten hatte. Selbst als derselbe Lieutenant später sich noch zwei Mal an Bürgern vergriffen, wurde seine Strafe geheim gehalten, damit ja Niemand etwas davon erfahre.

Erst als er seinen Bedienten der Art geschlagen, daß dieser mehr todt als lebendig ins Spital gebracht werden mußte, und die Aerzte gegen eine solche Grausamkeit Verwahrung einlegten, wurde er veranlaßt zu quittiren, was man ebenfalls möglichst geheim hielt. Ich fühle mich jedoch veranlaßt zu bemerken, daß solche Fälle nur sehr vereinzelt vorkommen, und Jene, die bei jeder Gelegenheit auf ihren Degen klopfen, selbst bei ihren Cameraden einen harten Stand haben.

Nicht selten ist es vorgekommen, daß Solche, welche jede Gelegenheit ergriffen, um ruhige Bürger zu insultiren, oder zum Zweikampfe zu fordern, von ihren Cameraden derbe Lectionen erhielten.

So wurde einem Hauptmanne vom Geniekorps, der ein besonderes Vergnügen am Zweikampfe hatte, und deren er mit Bürgern schon mehrere bestanden, die glücklicher Weise alle einen guten Ausgang gehabt hatten, eine recht hübsche Lection von einem Lieutenant ertheilt, die ihm beinahe das linke Auge gekostet hätte, und ihm eine ganz artige Narbe zurückgelassen hat, als er sich eben wieder anschicken wollte, einen friedlichen Bürger zu fordern.

Diese Zeilen haben denn auch keineswegs den Zweck, die Ehre des österreichischen Soldaten anzugreifen. Ich bin mehr als überzeugt, daß sich dieser in jeder Beziehung mit denen der besten Heere messen kann, aber ich möchte beweisen, daß es für die Armee besser wäre, wenn derjenige, welcher öffentlich gefehlt hat, auch öffentlich gestraft würde.

Es kann der Ehre der Armee gewiß nicht frommen, wenn jedes, auch noch so leichte Vergehen gegen dieselbe, mit unnachsichtlicher Strenge geahndet wird, der Soldat den Bürger ohne Grund mißhandeln darf, ohne daß es Letzterem je zu Ohren kommt, daß Ersterer dafür gestraft worden sei.

Noch mehr als die Thaten der Willkür von einzelnen Officieren, wie wir eben erwähnt, war der unbedingte Glaube,

den man Spionen, unbescholtenen Bürgern gegenüber schenkte, geeignet, das Volk zu erbittern.

Bei dem Einzuge der Oesterreicher hatte die päpstliche Regierung denselben, den Cavallier Alpi, einen der ehrlosesten Menschen, welche die Erde trägt, als Führer empfohlen. Da dieser als Dieb, Verräther und Spion allgemein bekannt war, so wurde er auch allgemein gehaßt und verachtet, was ihn gegen die Bevölkerung nur noch mehr erbittern mußte. Blut und Verfolgung zeichneten seine Wege. Es gab keine Stadt, in der er nicht Jemanden hatte, dem er Rache geschworen. In Ancona war seine ganze Aufmerksamkeit auf den Fürsten Simonetti, der ihm seine Verachtung früher einmal hatte fühlen lassen, gerichtet. Obgleich, oder vielleicht, weil Alpi wußte, daß dieser schon sechs Officieren Quartier gegeben, und er keinen Platz mehr habe, ging er zu ihm hin, um sich bei demselben einzuquartieren.

Als der Fürst ihm bedeutete, daß er keinen Platz mehr habe, antwortete Alpi: Ich weiß, daß Sie noch vier Zimmer für sich reservirt haben, treten Sie mir zwei davon ab. — Wohl möchte ich lieber, daß mein Pallast versinke, als daß meine Wohnzimmer einem Alpi als Obdach dienen, ruft der Fürst zornentbrannt aus. — Alpi geht hierauf zum österreichischen Commandanten, und klagt den Fürsten an, gesagt zu haben, daß er die Oesterreicher verwünsche und es ihm lieber wäre, seinen Pallast versinken zu sehen, als dulden zu müssen, daß er der kaiserlichen Armee als Obdach diene.

Der Fürst wird sofort arretirt, und obgleich sämmtliche Autoritäten, selbst die Bourbons, welche allgemein als Anhänger Oesterreichs verschrieen, versichern, daß Simonetti keiner Lüge fähig sei, entgeht er Stockstreichen doch nur dadurch, daß er eine Schrift des Inhalts unterzeichnet, die ihm angeschuldeten Ausdrücke im trunkenen Zustande gesagt zu haben, selbe widerruft und Abbitte thut.

Dieser Fall machte besonders deshalb großes Aufsehen, weil sich der Fürst später in einem Anfalle von Wahnsinn vom vierten Stocke zum Fenster hinausgestürzt hatte. Man wollte wissen, daß ihm seine politischen Freunde seine Unterschrift als Feigheit vorgeworfen hätten, und er in Folge dessen wahnsinnig geworden sei. Die Oesterreicher werden mich hier beschuldigen, daß ich nur ihre Verirrungen und nicht auch die der Franzosen aufdecke. — Als Mensch wünsche ich, daß gar kein Unrecht geschehe, vom politischen Standpunkte wäre es mir lieb, die Gallier hätten alle ihre Ungerechtigkeiten und die der Oesterreicher noch dazu begangen. —

Oesterreich aber wäre frei von aller Schuld und vor Allem, es hätte nie zu Gunsten des Papstthums intervenirt, denn dieses trägt an seinen zerrütteten Finanzen den größten Theil der Schuld.

Ich weiß recht gut, daß die Franzosen weit mehr gesündigt haben, als die Oesterreicher, allein mein Zweck ist besonders dahin gerichtet, unsere Brüder, und als solche betrachte ich zunächst die Söhne des österreichischen Kaiserstaates, von ihren Mängeln zu reinigen. Darum halte ich ihnen und nicht den Franzosen den Spiegel hin.

Ich kann hier nicht unterlassen zu bemerken, daß vorgenannter Alpi später als Dieb und Betrüger gebrandmarkt wurde. In letzter Zeit war er Finanz-Director, wurde, weil Diebstahl und Betrügerei ihm nachgewiesen, erst des Landes flüchtig und später pensionirt!

Das ist so der Brauch im römischen Staate. Solche Wichte waren fast alle Jene, welche die päpstlichen Behörden den Oesterreichern bei ihrem Einzuge in die Kirchenstaaten als Führer beigegeben hatten, man muß sich daher fast wundern, daß nicht größere Unzukömmlichkeiten vorgekommen sind, und ist dies vorzüglich dem Zustande zuzuschreiben, daß die dort lebenden Deutschen Alles aufboten, um die höchsten Militär-

behörden über den wahren Charakter dieser Elenden zu unterrichten.

Nachdem alle derartigen Gebrechen der österreichischen Regierung und ihrer Organe, den Völkern Italiens wo möglich vergrößert in Erinnerung gebracht worden, erscholl der Neujahrsgruß vom Manne an der Seine.

Seine Wirkung war eine furchtbare, und kaum ausgesprochen in Aller Munde. Man freute sich von nun an allgemein auf den großen Tanz, der wie man versicherte, bevor drei Monate vergehen, losgehen werde. Jetzt hätten selbst die Gemäßigten der National-Partei nicht mehr anders unterhandelt, als wenn sich die Oesterreicher nicht nur aus Italien, sondern auch aus Wälsch-Tirol, Triest, Istrien und Dalmatien zurückgezogen hätten. Die Italiener, wenn einmal wild geworden, kennen keine Grenzen mehr. Napoleon, den sie oft verflucht, galt ihnen von jetzt an als der unfehlbare Retter. Alles was er bis dahin gethan, war nur geschehen, um Oesterreich desto sicherer verderben zu können, um Deutschland desto zuverlässiger zu knechten.

Da die Bruderschaften, als Carbonari, Fiovineg, Italia u. s. w. den bekannten Grundsatz der Jesuiten: „der Zweck heiligt das Mittel“ zu dem ihrigen gemacht haben, so galt ihnen der Mann an der Seine als der Vollkommenste der Menschen. Er hatte ihrer Meinung zufolge den Staatsstreich nur deshalb vollbracht, seine politischen Gegner, obgleich sie seine persönlichen Freunde waren, nur deshalb aus dem Wege räumen lassen, sein Sicherheitsgesetz nur darum eingeführt, Cayenne und Lambessa nur deshalb bevölkert, Tausende morden lassen und Hunderttausende nur deshalb namenlos unglücklich gemacht, um Italien, sein Stammland, zu befreien, und es unabhängig zu machen; er hatte in Frankreich jeden freien Gedanken nur deshalb erstickt, um für die Italiener die volle Freiheit erobern zu können.

Ich erinnere mich nun wie wahr und treffend im Jahre 1850 ein französischer Obrist zu Viterbo in einer Gesellschaft einem italienischen Grafen gegenüber gesprochen. Als nämlich der Graf meinte, daß Italien Frankreich nie mehr trauen werde, weil Letzteres vom Ersteren immer hintergangen worden sei, sagte der Obrist: Lieber Graf, Ihr werdet uns stets zu Willen sein, denn wenn wir Eurer Hülfe bedürfen, brauchen wir nur die Nationalfahne zu entfalten und zu schwingen, um Euch nach unserer Pfeife tanzen zu sehen.

Und wirklich man muß staunen, wenn man sieht, daß ein ganzes Volk so oft und so leicht zu blenden sei. Um nicht die Geschichte zur Hand zu nehmen, wollen wir uns ans Jahr 1831 erinnern. Im genannten Jahre kommen die Franzosen nach Ancona, pflanzen dort, nachdem sie mit Hülfe der Bürger die päpstliche Armee vertrieben, den Freiheitsbaum auf, und springen um selben herum. Officiere steigen in Ermangelung anderer Apparate auf Tische und Bänke, um dem Volke die Freiheit zu predigen. Zwei Tage später arretirten dieselben Franzosen, ja dieselben Officiere alle Jene, welche ihren Reden Beifall gezollt hatten, und überlieferten sie den päpstlichen Behörden. Erinnert dies nicht an den 2. Dezember? Im Jahre 1849 öffnet ihnen Civitavecchia freudig die Thore, weil die französischen Kriegsschiffe die italienische dreifarbige Fahne entfalteten. Man übergiebt den Rothhosen sogar willig die Schlüssel der Festung, weil man sicher hofft die französische Republik werde ihrer italienischen Schwester Hülfe leisten. Allein man sollte sich auch dieses Mal nur zu bitter enttäuschen.

Die Franzosen, kaum Herren der Festung, kehren die Kanonen gegen die Stadt und Jeder, der es wagt, ihnen Vorwürfe über ihren Verrath zu machen, oder sich gegen das Priesterregiment auszusprechen, wird arretirt, Viele erschossen.

Im Jahre 1859 glaubte man ihnen trotz alle dem aufs Neue. Der Obrist hatte sich nicht verrechnet.

Doch das war den Nationalen leicht zu verzeihen, waren ihnen ja doch bezüglich Napoleons alle Regierungen mit einem wirklich bewunderungswürdigen Beispiele vorangegangen. Alle hatten den Mann des 2. December als den Retter der Gesellschaft begrüßt. Alle hatten ihm ihre Huldigung dargebracht. Und wehe denen, welche es wagten zu äußern, daß Disteln noch nie Feigen hervorgebracht haben, daß Verbrechen nur Verbrechen erzeugen können. Was am meisten wundern mußte, war, daß selbst das alte betagte Rom hievon keine Ausnahme machte.

Ja, die alte Matrone fand nicht Worte genug, um den Mann an der Seine mit einem Heiligenscheine zu umgeben. Wer diesen Kuttenmännern auch früher nahe gestanden und sie jetzt reden hörte, konnte nicht genug staunen ob der Umwandlung, welche mit ihnen vorgegangen. Sie waren nun vollkommen mit ihm ausgesöhnt. Die blutige That vom 2. December hatte in den Augen dieser Regierungen alle früheren Vergehen weggewaschen. Er hatte ja sogar den Jesuiten gestattet, sich in Frankreich häuslich einzurichten, den übrigen Orden erlaubt, ihre Ordenskutte zu tragen, und Alle gebeten, ihm in seinem Erstickungsprozesse hülfreiche Hand zu leisten, dem Papste die Ehre erzeigt, bei seinem Kinde Pathe zu stehen. Mehr konnte das Geschlecht der Dompfaffen doch nicht verlangen. Zudem muß man selbst zugeben, daß er dem Clerus mehr als zu lange Rechnung getragen, und Rom wohl Zeit gehabt hätte, die Verhältnisse mit seinen Unterthanen zu ordnen, daß es daher nur dessen Schuld war, wenn es sich auf die Schläge nicht vorbereitet hatte. Hat der Decembermann aber Rom überlisten können, so gereicht es den Italienern ganz gewiß noch weniger zur Schande, wenn sie sich von ihm haben täuschen lassen, denn gegen die Kuttenmänner sind sie ja doch nur Stümper, wenn sie es im Intriguenspiel auch schon zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Wie weit hierin vorzüglich die Carbonari schon gedrungen sind,. wird folgender

Fall am besten darlegen. Man wird daraus zugleich entnehmen können, wie wenig diese Leute das Rechtsgefühl für Andere empfinden, obwohl sie ihre oft nur vermeinten Rechte mit so viel Nachdruck beanspruchen. Der Consul von Oesterreich in Ancona brauchte 1854 einen Wechsel von 1250 Fl. in Silber für Rom und ging daher zur Filiale der römischen Bank in Ancona, um denselben daselbst zu bestellen, giebt zu gleicher Zeit einem Unterthan derselben Macht, einem Triestiner, den Auftrag, ihm das für den Ankauf des Wechsels bestimmte Geld, das in österreichischen Zwanzigern besteht, gegen römische Scudi umwechseln zu lassen, weil er weiß, daß die Bank die Zwanziger um dreiviertel Procent niedriger annimmt, als diese im Handel stehen, und ersucht gedachten Herrn zu gleicher Zeit, das Geld der Bank zukommen und dafür den Wechsel einlösen zu lassen. Der Director, Herr Casaretti, ein sehr liebevoller Mensch und dazu ein Ehrenmann, der den Consul persönlich kennt, bittet diesen, den Wechsel gleich mitzunehmen, indem er meint das Geld habe keine Eile und der Consul könne das ganz nach seinem Belieben, auch nach zwei oder drei Tagen schicken lassen. Da diese Bitte von Seiten des Directors oft und mit Nachdruck wiederholt wurde, glaubte der Consul einen Verstoß gegen die Höflichkeit zu begehen, wenn er derselben nicht Folge leiste. Er nahm daher den Wechsel an und entfernte sich.

Schon auf der Stiege kam ihm der Schwager des Herrn, den er mit dem Wechsel des Geldes beauftragt, entgegen, und hatte einen Lastträger bei sich, welcher das Geld trug. Der Consul sagte ihm, er möge das Geld der Kasse ohne weiteres übergeben, da er den Wechsel schon empfangen habe, was Herr Valentini, der durch und durch ein Ehrenmann und als solcher bekannt ist, thut.

Nach Verlauf von sechs Monaten jedoch wird der Consul ersucht, jenen Posten einmal begleichen zu wollen, und da er

sich auf Herrn Valentini beruft, und dieser versichert, das Geld der Kasse übergeben zu haben, kommt die Sache vor Gericht, ist aber, so viel ich weiß, bis heute noch nicht entschieden, denn, als thatsächliche Beweise vorlagen, daß das Geld wirklich in der Kasse gewesen, also auch hineingekommen sein, und der Proceß um so mehr zu Gunsten des Fremden ausfallen mußte, da der Kassierer allgemein als Schurke gebrandmarkt war, zog sich der Advokat des Fremden zurück, weil der Kassierer den Carbonari angehörte, und auch er, der Advokat, Mitglied dieser Secte war, während der Fremde jenem Bunde früher angehört, ihn jetzt aber verlassen hatte. Diesem gelang es denn auch nicht mehr einen andern Rechtsgelehrten zu finden, der seine Sache geführt hätte. Später sah er sich sogar gezwungen, seiner Tochter zu erlauben, daß sie den Sohn des Kassierers der Bank heirathe, wenn er sein Leben nicht aufs Spiel setzen wollte. Der Director war schon früher abgesetzt worden.

Waren die Parteien in nichts einig, so waren sie es doch ganz gewiß immer da, wo es galt Oesterreich eine Wunde zu schlagen. Nach dem Neujahrsgruße handelte es sich nicht nur um eine Wunde, sondern um den Tod dieser Macht.

Was Wunder also, daß sich Alle brüderlich die Hand reichten, was um so natürlicher war, als Alle dem so verderblichen von den Loyolanern erfundenen Grundsatze „der Zweck heiligt das Mittel“ huldigten, und jede Partei hoffte ihren Zweck durch die Hülfe der Andern zu erreichen.

Ich habe gefunden, daß jeder Italiener, der eben lesen kann, wenn kein anderes Buch, doch ganz gewiß den Macchiavelli studirt hat, und auch mehr oder weniger den Grundsätzen jenes Buches huldigt, die vorzüglich bei den weniger Gebildeten nur nachtheilig auf die Moral wirken müssen. Ein Mazzinist, dem ich vorwarf, daß seine Secte ihrem Grundsatze untreu geworden, antwortete mir: „Wenn wir einmal frei von Oesterreich und den italienischen Fürsten sind, werden wir auch Mittel

finden, sowohl den Victor als den Despoten an der Seine unschädlich zu machen, und dann ist unsere Republik gewiß."

Man mußte staunen, wenn man hörte, mit welcher Kälte Einzelne dieser verrotteten Menschen über politische Morde redeten. Der Mord eines Solchen, der ihnen im Wege steht, ist gerechtfertigt, wenn er auch ganz unschuldig ist. Der Clerus und Oesterreich arbeiteten ihnen durch ihre Hartnäckigkeit nur zu sehr in die Hände, und man muß beinahe glauben, daß sowohl der österreichische Hof als Rom mit Blindheit geschlagen waren, denn Beide sahen den Abgrund nicht, der sich vor ihnen geöffnet hatte, wenigstens bewiesen das ihre Handlungen, indem man nirgend in diesen zwei Ländern den Weg der Reformen betreten sah. Ja, Rom ging so weit, Oesterreich, das doch seine letzte Hoffnung war, noch schwärzer darzustellen, als es wirklich war. Die Ränkeschmiede der Curie glaubten sich dadurch weiß zu waschen. Oesterreich, das nur auf seine physische Kraft baute, legte und wohl mit Recht ein ganz besonderes Gewicht auf den Besitz des Hafens von Ancona, denn dieser könnte Jedem seiner Feinde nur zu sehr nützen, Venedig mit Erfolg angreifen zu können. Eine Blokade Venedigs, ohne Ancona als Zufluchtsstätte zu haben, ist fast unmöglich, jedenfalls aber sehr schwierig und gefährlich.

Das adriatische Meer mit seinen vielen Untiefen hat außer den österreichischen Häfen keinen andern, wo die Schiffe bei stürmischer See Schutz finden, als den von Ancona. Es war daher sehr natürlich, daß Oesterreich, welches damals noch im Besitze jener Stadt war, dieselbe gegen jeden Handstreich sicher zu stellen suchte.

So unglücklich die Festungsbauten bis zum Jahre 1858 geleitet worden waren, denn alle bis Mitte 1858 aufgeführten Forts glichen Kartenhäusern, so glücklich war der Zufall, der uns den jungen thatkräftigen und doch so umsichtigen Molinari als Festungs-Commandanten zuführte.

Als er kaum von seiner Regierung den Auftrag erhalten hatte, die Festung in Vertheidigungszustand zu setzen, entwickelte er eine Thatkraft und eine Größe des Geistes, die die Italiener fast zur Raserei brachten, denn sie sahen, daß wenn es zum Aeußersten kommen sollte, dieser General dem Feinde harte Nüsse aufzuknacken geben werde.

Ancona hätte man, wenn es nach dem Plane Molinari's befestigt worden wäre, sowohl gegen einen mächtigen Feind zur See, als gegen einen solchen zu Lande mit Erfolg vertheidigen können. Der General hatte einen mehr als bösen Stand.

Von allen Seiten bestürmt, wurde ihm im Laufe von vier Monaten drei Mal der Befehl, die Bauten einzustellen. Rom, von Paris aus gedrängt, hatte in Wien gegen den Weiterbau eben so oft mit Protest gedroht.

Die alte Dame mochte sich von Oesterreich nicht trennen, hinderte es aber fortwährend, so oft Napoleon das Gesicht verzog, seine physische Macht nach bestem Ermessen zu entwickeln, wie es die moralische Kraft dieses schönen Reiches durch das Concordat schon früher gelähmt hatte.

So oft sich jedoch irgend ein Wahrscheinlichkeits-Symptom zeigte, welches zu erkennen gab, daß Deutschland hinter Oesterreich stehe, zog die alte Dame ihre Proteste auch wieder zurück. Es ist so die Art dieser an Herz und Geist verdorbenen Matrone, es immer mit den Stärkeren zu halten.

Auch mochte sie schon damals eingesehen haben, was von dem ersten Sohne der Kirche zu hoffen sei, dennoch aber zeigte sie sich ihm gegenüber noch immer mit dem Lächeln auf den Lippen. Ja, je mehr Cäsars Heere siegten, desto mehr neigte sie sich ihm zu, vielleicht glaubte sie auch jetzt noch, daß ihre Liebkosungen nicht auf unfruchtbaren Boden fallen würden; demzufolge gebot sie Oesterreich zu wiederholten Malen, das Land zu räumen, damit es vor Krieg bewahrt bleibe. Die Bevölkerung durch Agenten aller Art aufgewühlt, und eine Be-

lagerung der Franzosen fürchtend, wurde alle Tage unruhiger. Die Consuln von Frankreich und Piemont fachten diese Aufregung noch mehr an. Sie geberdeten sich in jener Zeit nicht als öffentliche Beamte und Männer von Ehre, sondern als gemeine Emissäre, und verbreiteten alle Augenblicke neue Brandschriften.

Die englischen Consulatsgeschäfte waren einem Italiener anvertraut, der mit den beiden obigen Chorus machte.

Der römische Delegat aber trug nach päpstlicher Beamtenart den Mantel auf beiden Schultern, schüttelte den Kopf, und sagte jeder Partei, was sie gerne hörte.

Daß auch der von Oesterreich bebänderte Gonfaloniere (Bürgermeister) nicht müssig zusah, wird man leicht begreifen, wenn ich hinzufüge, daß er Einer der Ersten war, welche sich offen für Victor erklärten, sobald die Oesterreicher abgezogen waren. Daß es aber bei so bewandten Umständen nicht zur Revolution kam, war nur der Umsicht und Thatkraft des österreichischen Generals zu danken.

Molinari wußte durch sein liebevolles und doch festes Benehmen die Gemüther zu gewinnen und zu zähmen. Die Parteien der Italiener hatten gleich beim Ausbruche des Krieges frohlockt, als ihnen die sichere Kunde wurde, daß Gyulai der Oberbefehl der Armee anvertraut worden sei. Sie hatten ein besseres Gedächtniß als die kaiserliche Regierung selbst, denn diese schien vergessen zu haben, daß anno 1848 durch Gyulai's Schuld Venedig verloren gegangen sei.

Die Italiener wußten es zu gut, daß die Revolution dort nur deshalb gesiegt hatte, weil jener Schwachkopf das Regiment Nr. 52, welches damals von einem recht tüchtigen Obristen commandirt wurde, und nach Venedig bestimmt war, in Triest zurückgehalten hatte.

Die Wiedereroberung der Königin dell 'Adria aber hat

Oesterreich mehr Menschenleben gekostet, als selten ein Krieg verschlingt; sie kostete 80,000 Mann an Todten!

In einem anderen Lande wäre der Gouverneur von Triest schon damals vor ein Kriegsgericht gestellt worden. In Oesterreich wurde er auf alle nur mögliche Weise fetirt. Er durfte andere Generale in Schatten stellen, ja, man sann selbst darauf, ihn mit dem Theresien-Orden zu schmücken, was nur darum nicht möglich war, weil er niemals Pulver gerochen hatte. Bei der Armee erregte die Ernennung dieses Menschen eben so viel Unwillen, als sie bei den Italienern, welche dieselbe schon früher erfahren, Freude verursacht hatte, und doch zählte er wegen seiner Gastfreundschaft viele Anhänger bei derselben. Man wußte auch hier, was man von ihm zu erwarten habe. Die Truppen waren vom besten Eifer beseelt, und Solche, die nicht bereit gewesen wären, bis auf den letzten Tropfen ihres Herzblutes für die Ehre ihres Vaterlandes zu kämpfen, mußte man wirklich mit der Laterne hellen Tages suchen, und doch wußten es die Leute, daß durch das Heer an Blut ersetzt werden müßte, was dem Anführer an Genie fehle.

War man schon früher darüber einig, daß Gyulai kein Feldherr sei, so waren die fortwährenden Böcke, die er schoß, und denen bei Montebello die Krone aufgesetzt wurde, nur geeignet, dieses Urtheil zu bestätigen. Daß man ihm den Feldherrn-Stab noch längere Zeit in Händen ließ, mußte nur zu sehr darthun, daß man in Wien den Adel noch immer höher als persönliches Verdienst schätze. Oder, glaubte man vielleicht, daß ihm die Messen etwas nützen werden, die er in seiner Hauskapelle lesen ließ, wenn er die Nacht bei seiner Buhlerin zugebracht?

Die Schlacht bei Magenta, welche die Tapferkeit des österreichischen Soldaten eben so sehr, als die grenzenlose Dummheit des Feldherrn, den die Italiener schon vor Ausbruch des Krieges

mit Eselsohren dargestellt hatten, beleuchtet, entschied auch über Ancona.

Den gemäßigten Italienern, welchen auch diese Niederlage früher als den Oesterreichern zukam, überfiel bei der Nachricht, daß die Truppen abziehen werden, ein panischer Schrecken.

Hatten sie früher eine Belagerung durch die Franzosen gefürchtet, so schien ihnen die Lage, in die sie sich jetzt versetzt sahen, noch gefährlicher.

Man fürchtete einen Aufstand der Massen.

Diese waren bis dahin durch die Oesterreicher in den Festungsbauten beschäftigt worden, und — da jetzt aller Handel stockte, waren alle diese Menschen brodlos.

Es waren ihrer bei viertausend und fast ohne Ausnahme Familienväter.

Die Furcht war daher nicht ganz ohne Grund.

Der Befehl des Abmarsches mußte so schnell vollzogen werden, daß wir zwei volle Tage ohne alle Besatzung waren, wenn man die einhundertundfünfundzwanzig Invaliden der Schweizer und Papalini nicht als solche zählen wollte! —

Wenn es aber in diesen Tagen trotz alledem zu keinem Aufstande kam, so hatte man dies vorzüglich dem Zufalle zu danken, daß erst, nachdem die Oesterreicher abgezogen, der Consul dieser Macht den Arbeitern ihren Wochenlohn verabfolgte, wodurch die armen Leute wieder auf einige Tage versorgt waren, und der Arme Italiens, wenn er noch für einen Tag versorgt, nicht leicht zum Aufstande zu bewegen ist. Die Mittel-Klassen aber fürchteten eine Fortsetzung der Gräuelthaten von 1848 und 1849 und erwarteten daher mit Sehnsucht die Ankunft anderer Truppen. —

Genug! es gelang den Emissärs Mazzini's und Cavour's nicht, das Gesindel zu vermögen, die einhundertfünfundzwanzig Invaliden, welche Krüppel, theilweise lahm waren, aus der Festung zu vertreiben! Dafür wandten sich die Wühler gegen

Jeden, den sie im Verdacht hatten, durch seinen Einfluß dahin gewirkt zu haben, den Pöbel vom Losschlagen fern zu halten.

Zu dieser Klasse rechnete man leider auch mich, weil ich mich gegen einige Bekannte der gemäßigten Partei früher schon dahin ausgesprochen hatte, daß es meiner Meinung nach besser sei, im Falle eines Abzuges der Oesterreicher, die päpstliche Fahne beizubehalten, eine Bürgerwehr aus den besseren Klassen zu organisiren, um so mit den aus den revoltirten Provinzen geflüchteten Gensdarmen vereint, für die öffentliche Sicherheit sorgen und den Massen imponiren zu können.

Letztere hätte man denn auch meiner Meinung nach bei der von der Regierung bewilligten Stadterweiterung beschäftigen können, wozu die Curie Roms das Geld gewiß gerne vorgeschossen haben würde.

Ich wußte eben aus Erfahrung, daß eine provisorische Regierung womöglich noch erbärmlicher sein werde, als es die päpstliche wirklich war.

Zudem wußte ich nur zu gut, daß, wenn in Ancona einmal die piemontesische Fahne flattern werde, auch bald die französischen und piemontesischen Kriegsschiffe bei stürmischem Wetter in diesem Hafen Schutz suchen und — finden würden, wodurch natürlich die Blokade Venedigs nur erleichtert werden mußte. —

Ich hielt und halte auch noch jetzt für die Sicherheit Deutschlands das Festungs-Viereck als unerläßlich. Daß ich letztere Gedanken Niemanden mitgetheilt, versteht sich von selbst; allein auch die Ersteren waren geeignet gewesen, mir Feinde zu schaffen, und was ich Leuten, die ich immer als Freunde behandelt, gesagt hatte, wußte bald die ganze Stadt!

Ein wahrer Freund, weil er für mein Leben fürchtete, bat mich, abzureisen; die Häupter der revolutionären Parteien, weil sie meinen Einfluß für schädlich hielten, drängten mich dazu.

Sechs Tage nach dem Abmarsche der Oesterreicher ver-

mochte ich den Bitten eines Freundes und den Thränen meines Weibes nicht mehr zu widerstehen, und zwar um so weniger, als man mir an diesem Tage wirklich gedroht hatte, und ich nur zu sehr wußte, wie gut der Meuchelmörder jenes Landes den Dolch zu handhaben weiß! Ich sah mich gezwungen, eine Stadt zu verlassen, für deren Wohl ich so oft bereit gewesen war, mein ganzes Ich zu opfern.

Ich hatte dort mitten im Winter ein zehn Jahre altes Kind, das von einer Fischerbarke ins Meer gefallen, vom Tode des Ertrinkens gerettet.

Zur Zeit der Cholera, die dort im Jahre 1854 furchtbar gewüthet, hatte ich mich, nachdem ich meine eigene Familie auf's Land gebracht, dem Dienste der Kranken gewidmet, und da es vorzüglich an Aerzten gebrach, jene, welche in entfernten Gegenden wohnten, oder auf Schiffen erkrankten, selbstständig behandelt.

Ich hatte überhaupt in Zeit von zehn Jahren gezeigt, daß ich aus allen Kräften danach strebe, die Leiden meiner Mitbürger nach Möglichkeit zu mildern. Niemand konnte sagen, daß ich seinen Rechten zu nahe getreten. Ich hatte selbst eine persönliche Beleidigung blos deshalb eingesteckt, weil ich nicht wollte, daß Jener, welcher mir dieselbe zugefügt, standrechtlich behandelt werde!

Allein der Italiener im Allgemeinen ist nur dann dankbar, wenn ihm das unmittelbaren Nutzen bringen kann. Viele hatten sich früher auf die Zeiten gefreut, in denen sie mir ihre Dankbarkeit würden bezeigen können und mir versprochen, daß sie ihren ganzen Einfluß geltend machen würden, damit mir kein Leid geschehe.

In der Zeit der Noth blieb mir nur ein Freund; denn selbst die Verwandten meiner Frau zogen sich zurück. Jener Freund aber, ein Rechtsgelehrter, obgleich auch er durch die **sacra Censura** sein Amt verloren, hatte sich von aller Politik

ferne gehalten, und folglich war sein Einfluß null, weshalb er nichts thun konnte, als mich bitten, abzureisen, und als ich endlich dazu entschlossen, mich eine Stunde Weges zu begleiten, um sicher zu sein, daß mir kein Leid widerfahre.

Wie sehr ich nun auch für mich selbst in Sorgen war, ängstigte ich mich doch noch weit mehr um meine Frau, und obgleich ich wußte, daß man ihr kein Haar krümmen werde, und sie auch keinem Mangel preisgegeben sei, wurde mir die Trennung äußerst schwer. Sie versprach mir zu folgen, wenn ich einen Zufluchtsort werde gefunden haben. Ein Glück! daß ich mir, als mich mein Freund, der Rechtsgelehrte verlassen hatte, nicht durch lange Zeit allein überlassen blieb, sondern meine Aufmerksamkeit durch Gegenstände außer mir rege gemacht wurde.

Der Wagen, den ich bestiegen, war mit Reisenden förmlich angestopft; unter Allen jedoch war es ein neunzehn- oder zwanzigjähriger Mensch, der den tiefsten Eindruck auf mich machte. Ich erkannte auf den ersten Blick, daß ich einen Leidensgefährten in ihm gefunden habe und, obgleich er sich für einen Schweizer ausgab, blieb ich dennoch bei meiner ersten Meinung, ihn für einen Oesterreicher zu halten.

Ich fand, sobald ich Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sein, daß ich mich nicht getäuscht habe. Er war aus Meran in Tirol und jetzt auf der Rückreise in sein Vaterland begriffen, weil er sich in der heiligen Stadt nicht mehr sicher gefühlt hatte. Seine gnädige Mama hatte ihn dorthin geschickt, weil sie ihn vor den Ansteckungen der Ketzerei bewahren wollte. Die gute Frau wußte eben nicht, daß sie ihn in Rom größeren Gefahren aussetze.

Ich fand in diesem jungen Menschen jedoch einen recht lieben Reisegefährten, wenn ich auch meine große Noth mit ihm hatte, um ihn wo möglich heiter zu stimmen, was mir zuweilen trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte. Er war seiner

lieben Mutter wegen, die er wiederzusehen nur zu oft verzweifelte, fast untröstlich, und machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe, ihren Ruf, nach Hause zu kommen, nicht früher befolgt zu haben.

Die süßen Stunden, die er in den Armen seiner Liebe in Rom zugebracht, kosteten ihm jetzt bittere Thränen, und das um so mehr, als es ihm auch an Geld mangelte. Die Römerin hatte sich nicht umsonst in die schwarzen Augen blicken lassen. Ich versprach ihm, ihn nicht zu verlassen, bis er in Sicherheit sei.

In Sinigaglia vernahmen wir, daß in Fano die Revolution schon gesiegt habe, und zwei Bekannte, obgleich der revolutionären Partei angehörend, die sich mir zu großem Danke verpflichtet glaubten, baten mich, meine Reise nicht gleich fortzusetzen, um in der revoltirten Stadt nicht in der ersten Aufregung einzutreffen.

Ich gab diesen Bitten um so lieber Gehör, als sie vom österreichischen Consul, der ein Sinigagliese ist, unterstützt wurden.

Herr Giustini, so heißt derselbe, war zu gleicher Zeit so freundlich, uns ein Zimmer in seinem Hause einzuräumen, was ich jedoch erst dann anzunehmen wagte, als die beiden Nationalen mir versicherten, daß weder wir noch der Consul in Furcht sein möchten.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, diesen wahren Menschenfreunden meinen wärmsten Dank für ihren Beistand darzubringen, denn während uns der Consul die liebevollste Gastfreundschaft angedeihen ließ, deckten uns die Nationalen mit ihrem Schilde. Die Extreme gaben sich hier die Hand, nicht um uns, die wir in der Mitte standen, zu erdrücken, sondern zu erheben, was um so rühmlicher ist, als es selten geschieht! —

Da wir erfuhren, daß schon am andern Morgen ein Segelschiff unter päpstlicher Flagge nach Triest abfahre, begaben

wir uns zu dem Eigenthümer des Fahrzeuges, um uns zwei Plätze zu nehmen, die man uns versprach. Wir ließen hierauf unser Gepäck an Bord bringen, proviantirten uns für die Reise mit Lebensmitteln aller Art und begaben uns zur bestimmten Stunde auf's Schiff, erstaunten jedoch nicht wenig, als uns Herr Rossini, der Eigenthümer desselben ankündigen ließ, daß er uns nicht mitnehmen könne, da das Schiff nicht nach Triest sondern nach Ancona bestimmt sei. Der Wortbrüchige erklärte uns, daß noch am selben Abende ein ihm gehöriges Schiff nach Triest absegeln werde und bat uns, mit diesem abzufahren, hielt aber auch diesmal nicht Wort.

Alle Bemühungen des österreichischen Consuls, den Elenden zu der Erfüllung seines Versprechens zu zwingen, waren fruchtlos, denn vergebens wendete er sich an die Behörden, die schon längst keine Kraft mehr hatten, wenn sie auch den Willen gehabt hätten, uns Recht zu verschaffen; vergebens an die Brüder des Papstes, die in jener Stadt wohnen.

Ich muß übrigens bemerken, daß ich von Pius' Verwandten nur wenig erwartet hatte, denn diese waren der Revolution von jeher ergeben, genießen aber trotzdem kein besonderes Ansehen. Sie mochten und konnten uns nicht helfen!

Ein Neffe des Pontifex ist mir schon seit bald zehn Jahren eine kleine Summe Geldes schuldig, ich habe sie aber, obgleich ich es an Mahnungen nicht habe fehlen lassen, nie erhalten können. Denn, obwohl der Kirchenfürst seiner Familie für zwei Millionen Gulden Landgüter hat kaufen lassen, so blieb ihr von dem Ertrage doch nur wenig, denn der Bruder des Papstes Pius Signore Luigi Mastaj hatte bis dahin als der Verwalter dieser Güter die Verpflichtung, das dortige Collegium der Jesuiten und deren Kirche zu erhalten, und die frommen Väter haben viele und große Bedürfnisse. Jetzt aber sind die Patres abgereist und es ist daher auch möglich,

daß sich Signore Conte Ercole einmal entschließt, mir mein Haben zukommen zu lassen.

Es blieb uns, da alle Mittel, uns Recht zu verschaffen, erschöpft waren, nichts anders zu thun übrig, als zu Lande abzureisen.

Ein Glück, daß wir dies schon am andern Morgen in aller Frühe thaten; denn bald nach unserer Abreise brach die Revolution auch in Sinigaglia aus. In Fano waren die Thore geschlossen, weshalb unser Kutscher, ohne Aufsehen zu erregen, um die Stadt fahren konnte, was vorzüglich meinen Tiroler in die angenehme Lage versetzte, die Herrlichkeiten der provisorischen Regierung nicht sehen zu dürfen.

In Pesaro war die Aufregung außerordentlich, doch durften wir hier unter dem Schutze der Fremdenregimenter zu Mittag essen. Zwei Compagnien derselben zogen gerade, als wir ankamen, nach Fano, um dort die Schlüsselwirthschaft wieder einzuführen. Mein Reisegefährte hätte sie gerne begleitet und das Ende der provisorischen Regierung angeschaut. In Cattolica sahen wir die Tricolore, sonst aber war es dort mäuschenstille, was meinen Gefährten so traurig stimmte, daß er selbst im Angesichte des Rubicon nicht froh zu werden vermochte. Erst in Rimini wagte er es, wieder freier zu athmen. Schweizerbataillone, die wir dort antrafen, hatten dieses Wunder bewirkt. In Cesena, wo wir mit vielen Schweizerofficieren in einem Saale zusammen zu Nacht aßen, wurde der Philosoph ganz fidel und hatte unter dem Schutze der Kriegsmänner sogar den Muth, zu äußern, daß, wenn ihm auf seiner Weiterreise Gefahren drohen sollten, er sein Leben theuer verkaufen werde. Viele der Officiere, die ich persönlich kannte, baten mich, dem Kaiser von Oesterreich ihren Gruß zu entbieten und zu bitten, er möge ihnen nur einen Wink geben, den Po zu passiren.

Die Leute hatten keine Lust, ihr Leben in Unthätigkeit zuzubringen.

Es war ihnen gar nicht recht, daß Molinari den Weg über Ravenna gewählt hatte. Sie wären gerne mit dem Prinzen Napoleon handgemein geworden, wozu, wenn die Oesterreicher den Weg über Bologna gewählt hätten, die schönste Aussicht war. In Forli, wo mein Meraner kein deutsch mehr sprechen hörte und überall dreifarbige Kokarden ausgeboten wurden, hatte ich meine liebe Noth mit ihm. Er hatte vergessen, was er sich in Cesena vorgenommen und in Forli, wo uns die Guardia civica sogar etwas vortrommeln ließ, flüchtete er sich, es war gerade Sonntag, in eine Kirche, um seine Seele dem lieben Gott zu empfehlen. Die Thränen flossen ihm stromweise; und sein ganzes Benehmen war nur zu sehr geeignet, Verdacht zu erregen, und unsere Lage zu gefährden.

Ein Piemontese, den wir in Pesaro zuerst gesehen, und der von dort die Reise mit uns gemacht, sich aber überall recht geheimnißvoll benommen, und vor Allen in Cesena nicht zu bewegen gewesen war, im Saale mit uns zu speisen, weil, wie es schien, er das Blitzen der Schweizersäbel nicht recht vertragen konnte, entpuppte sich hier in Forli als Emissär der Revolution, nahm uns jedoch in seinen Schutz und besorgte uns sogar einen Wagen nach Immola.

In dieser Stadt hatte ich einen wahren Freund, welcher uns einlud, mit ihm zu speisen und Sorge für einen Lohnkutscher trug, auf den wir uns verlassen konnten. Wir erreichten noch am selben Abende Bologna. Gott segne den wahren Biedermann!

Auf dem Wege dorthin hörten wir Dinge, die nicht geeignet waren, uns froh zu stimmen, und ich kam daher dem Rathe eines älteren Herrn, welcher mit uns fuhr, nach, indem ich am Thore, wo man unsere Pässe forderte, nur den Meinigen abgab und den Tiroler für meinen Sohn gelten ließ.

Durch ein Stück Geld erwirkte ich mir sogar die Rückgabe des Passes, und ein zweites genügte, auch unsere Koffer vor Untersuchungen zu sichern, was, wenn dieselben auch nichts enthielten, doch Zeitverlust herbeigeführt hätte.

Ich glaubte uns nun schon aus aller Gefahr!

Im Gasthofe aber forderte man unsere Pässe auf's Neue, und obgleich ich behauptete, daß dieselben schon in Ordnung seien, meinte der Kellner, der ein Italienissimo war, und mehr Pflichtgefühl hatte, als die mit dem dreifarbigen Bande gezierten Thor- und Finanzwächter zu haben scheinen, daß er uns auf der Polizei anzeigen müsse, und wenn wir unsere Papiere nicht abzugeben geneigt seien, wir das der Behörde gegenüber zu verantworten haben würden.

Da ich schon behauptet, daß der junge Mann mein Sohn sei, so mußte ich die Vaterrolle fortspielen und gab daher nur meinen Paß ab. Auch dieses Mal kam ich mit heiler Haut davon. Nachdem ich meinen Herrn Sohn, der seine Angst nicht verbergen konnte, auf eine etwas rauhe Weise in's Zimmer gesperrt hatte, begab ich mich auf die Polizei, um den mit den Pässen beauftragten Commissar zu sprechen, und für mich geneigt zn machen, was mir durch einen Bekannten, der ebenfalls bei der Polizei angestellt war, auch gelang. Zwei Scudi schlossen den Mund des dienstthuenden Mannes, und ein Paß lautete dadurch für zwei Personen, wenn auch nur eine darin erwähnt war.

Die Nacht war für uns jedoch keineswegs angenehm, der Lärm auf der Straße war furchtbar, und mein Reisegefährte, der, während ich auf die Polizei gegangen, schon furchtbar gelitten hatte, that kein Auge zu. Er hatte selbst eine schreckliche Angst vor den großen dreifarbigen Fahnen, welche sich in unserem Zimmer befanden, und meinte wohl gar, sie könnten lebendig werden! —

Seine Angst wurde noch vermehrt, als ich mich auf Augenblicke entfernte, um einen Freund zu besuchen.

Um keinen Preis hätte er mich begleitet. Ich muß übrigens gestehen, daß auch ich nicht ganz ohne Furcht war, allein ich wußte mich zu bemeistern. Am andern Morgen brachte bei den Wachen am Thore nach Ferrara ein Scudi dieselbe Wirkung hervor, wie am vorhergehenden Abende bei denen bei Porta maggiore.

Man muß es den italienischen, vorzüglich aber den päpstlichen Beamten nachsagen, daß, wenn man ihnen etwas Hartes in die Hand drückt, sie es nie ausschlagen, einem eine Gefälligkeit zu erweisen. Die Größe oder die Zahl der Geldstücke aber muß gemessen und den Verhältnissen angepaßt sein. Die Liebe zum Gelde ist bei dem Bewohner der schönen Halbinsel weit stärker als die zum Vaterlande. Unser Kutscher, welcher noch immer derselbe war, den wir am Tage vorher in Immola bekamen, entsprach ganz den Empfehlungen meines Freundes von dort. Er hatte uns, ohne zu füttern, nach Ferrara gebracht, obgleich die Strecke sieben deutsche Meilen beträgt.

Es regnete aber immerfort, und die Straße war so schlecht, daß er in Mal-Albergo anhalten mußte, um den Pferden die nöthige Ruhe zu gönnen.

Was wir hier sahen, war nicht geeignet, unsere Begriffe, die wir bishin von der italienischen Unabhängigkeit gehabt, für bessere fahren zu lassen. Nachdem wir uns in ein Zimmer des Wirthshauses, das dem Namen des Ortes Mal-Albergo (schlechtes Wirthshaus) in jeder Beziehung entspricht, zurückgezogen hatten, kamen dort fünfundvierzig Deserteure der päpstlichen Linie und zwölf der Finanzwache an, deren erste Beschäftigung es war, ihre Kleidungsstücke und ihr Lederzeug sammt Tornister und Bajonnet meistbietend zu veräußern; welche Sachen denn auch, da sie um einen sehr niederen Preis ausgeboten wurden, bald Käufer fanden.

Nachdem die Versteigerung zu Ende war, tranken sie auf das Wohl Italiens, Victor Emanuel's und Garibaldi's, indem sie sich so recht nach ihrer Art freuten und den Papst in die Hölle wünschten. Viele dieser Elenden, das erkannte man an ihren jugendlichen, wenngleich abgelebten Gesichtern, noch mehr aber an ihrem Benehmen, hatten sich wohl erst unlängst anwerben lassen. Das bekommene Handgeld war also noch nicht verzehrt und der Schall des Eides der Treue, den sie dem Papste geschworen, noch nicht verhallt, aber dieses Alles schien sie wenig zu kümmern, denn sie geberdeten sich, als ob sie etwas Großes vollbracht hätten, und verpufften das gestohlene Pulver, wobei sie furchtbar schrieen. Als jedoch der Ortspfarrer erschien, der ein schöner stattlicher Mann war und sie mit verächtlichen Blicken maß, gaben sie keinen Laut mehr von sich. Nachdem er sich wieder entfernt, fing das Toben von Neuem an, was dadurch gewürzt wurde, daß sie den Gang und die Bewegungen des Geistlichen nachzuahmen suchten. Endlich brachen sie auf, luden ihre Gewehre aufs Neue, formirten ein Kettenfeuer und entfernten sich.

Obgleich im Dorfe die dreifarbige Fahne flatterte, konnte ich nur wenig Sympathie für die neue Regierung bemerken, denn die Einwohner verhielten sich still und ruhig, dem Treiben der Eidbrüchigen sahen sie mit Gleichgültigkeit zu. Die Leute sind an dergleichen Dinge gewöhnt. Mein Tiroler hatte unterdessen furchtbar gelitten, und das um so mehr, als ich von Neugierde getrieben, mich zuweilen auf einige Augenblicke entfernt hatte, um die Helden in der Nähe beobachten zu können.

Er hatte weder gegessen noch getrunken, und erst als wir etwa eine Stunde von dem Dorfe entfernt waren und österreichischen Trommelschlag aus der Ferne wahrnahmen, vermochte er sich zu fassen.

Indessen war das Wetter fürchterlich, weshalb der Kutscher irgendwo anhalten wollte. Mein Reisegefährte aber, der sich

nur unter dem Schutze der Bajonnette seines Vaterlandes sicher glaubte, drang so lange in ihn, bis er sich von diesem Entschlusse abbringen ließ und weiterfuhr. Der Trommelschlag war von der Brigade Molinari herüber getönt; wir trafen vor Ferrara mit derselben zusammen. Die Truppen sahen trotz der forcirten Märsche bei widrigem Wetter und schlechten Wegen sehr gut aus und die Ferraresen mußten sich auch dies Mal überzeugen, daß die so sehr besungenen telegraphischen Berichte über die Einschiffung der Truppen unter französischer Flagge eitle Erfindung sei.

Die Leute mochten ihren Augen kaum trauen, als sie sahen, wie frisch die Soldaten noch immer aufmarschirten, da sie doch gelesen, daß der Commandant sich gezwungen gesehen, die Großmuth der französischen Flotte anzuflehen, seine Leute einschiffen zu wollen, um sie vor der Wuth der Bewohner von Ravenna zu schützen. Noch mehr aber mußten sie staunen, als sie hörten, daß ihnen in Ravenna nicht nur Niemand entgegen getreten, sondern die Stadt gezwungen worden sei, die nöthigen Lebensmittel für die Brigade herbeizuschaffen, und die Behörden sich sogar veranlaßt gesehen hatten, alle dreifarbigen Abzeichen zu entfernen, und das morte ai Tedeschi mit Kalk überstreichen zu lassen.

Ebenso fabelhaft als die Berichte über die Einschiffung waren die Berichte über die Todten; allein auch diese wurden für Evangelium gehalten.

In Pesaro hatte ich die Ablesung eines dieser bombastischen Berichte mit angehört, und daher Gelegenheit gehabt, den Eindruck wahrzunehmen, den sie auf jeden Einzelnen machten, der durch die Art, wie sie vorgelesen, noch erhöht wurde. Man hätte fast meinen sollen, daß die unzähligen Menschenleben, von denen darin gesprochen wurde, dem Vorleser wirlich zu Herzen gingen.

Aber so sind die Italiener, was sie wünschen, das glauben sie.

Im Jahre 1848 wünschten sie nichts sehnlicher, als daß der Papst die Oesterreicher verfluchen möge, weil sie hofften, diese werden dadurch zu Grunde gehen.

Jetzt behaupteten sie, Papstes Fluch sei Segen!

Die meisten der Officiere kannten mich persönlich; des Fragens war kein Ende und trotz meiner wenig erquicklichen Lage erlebte ich einen ganz leidlichen Nachmittag. Der Tyroler aber lebte ganz auf und wurde nun eben so lustig, ja muthwillig als er früher traurig und niedergeschlagen gewesen war.

Für den andern Tag war es nicht möglich, einen Wagen zu finden, und unser Kutscher um keinen Preis zu bewegen, uns noch weiter zu fahren, weil er fürchtete, man möge ihm die Rückkehr unmöglich machen. Wir waren daher nicht wenig erfreut, als ein Herr von der Armee uns einlud, unser Gepäck mit auf seinen Wagen zu laden; denn — in Ferrara bei der damaligen Aufregung zurückzubleiben, hielt ich nicht für rathsam, und das um so weniger, als ich dort nur einen Geschäftsfreund hatte, auf den ich mich aber, weil er mir schuldig war und noch ist, nicht gerne verlassen mochte.

Nachdem sich unsere Nerven nun schon seit langer Zeit in einem gereizten Zustande befunden, schliefen wir die letzte Nacht auf päpstlichem Boden, wo schon am andern Morgen keine gelbweiße Fahne mit dem Schlüssel mehr wehen sollte, obwohl wir nur ein schlechtes Lager hatten, recht gut. Wir waren ja in Sicherheit!

Wir traten unsern Marsch mit den Truppen zugleich an. Es regnete, als ob sich alle Schleusen des Himmels geöffnet hätten, und wir waren daher gezwungen (die Straße von Ferrara nach Ponte di Lago-oscuro ist sehr schlecht), eine nicht unbeträchtliche Portion päpstlichen Schlamm mit nach Magdalena zu nehmen. Es kostete uns viele Mühe, unsere Kleider und Schuhe von demselben zu reinigen und doch könnten wir mehr als froh sein, wenn Oesterreich ebenso schnell von den Folgen

der Intervention frei würde. Sie endigte für dieses so schöne und große Reich nur zu schmachvoll, nachdem sie ihm so viele Millionen gekostet, und zu nichts Anderem geführt hatte, als dem Hasse der Italiener neue Nahrung zu geben; das Kaiserreich zu zwingen, das Blut von Tausenden seiner besten Söhne, seine reichste Provinz zu opfern und seinem Erbfeinde neue Siege zu verschaffen; wenn man bedenkt, was Oesterreich ohne jene Intervention jetzt sein könnte, so kann man sich fast nicht erwehren, sie als fluchwürdig zu bezeichnen.

Mir kamen meine früheren Fußreisen wohl zu Statten, denn ich ertrug die jetzige Plage ohne große Mühe, während mein Reisegefährte, der sich in Rom auch an römische Weichlichkeit gewöhnt hatte, nicht recht fortkonnte.

Nach einem zweistündigen Marsche langten wir endlich am Po an, wo „Halt!“ gemacht werden mußte, weil von dort aus die Ueberfahrt stattzufinden hatte.

Es schien mir, als ob selbst der liebe Gott uns sein Wohlgefallen zu erkennen geben wolle, daß die Intervention zu Gunsten der elenden Regierung im Kirchenstaate von Seite der Oesterreicher ein Ende habe; denn schon während der Ueberfahrt klärte sich der Himmel auf, und als die letzten Soldaten auf österreichischem Boden angelangt waren, hatten wir vollkommen schönes Wetter. Jetzt hörten wir auch von uns nachgeeilten päpstlichen Beamten, daß die Schlüsselwirthschaft da drüben schon zu Ende sei. Die wenigen treuen Milizen und Anhänger der päpstlichen Regierung hatten sich auf österreichisches Gebiet geflüchtet, um sich in Triest nach Rom einschiffen zu können.

Von den Bauern des Venetianischen, die aus Neugierde und Theilnahme herbeigeeilt waren, wurden die kaiserlichen Truppen als Landsleute empfangen.

Ueberall trug man ihnen Wasser entgegen. Einige brachten

sogar Wein, welchen General Molinari, der überall zu finden war, durch die Officiere an die Müderen vertheilen ließ.

Mein Gefährte und ich waren erst mit den Letzten so glücklich gewesen, das österreichische Ufer zu erreichen, fanden aber in Magdalena einen Wagen und hatten daher selbst die Vordersten bald eingeholt.

Obgleich ich nun eine Fahrgelegenheit hatte, zog ich es dennoch vor, die größere Strecke zu Fuß zurückzulegen, weil ich so Gelegenheit fand, mich sowohl mit dem Volke als mit den Soldaten zu unterhalten. Von diesen, welche mich in Ancona oft gesehen, wurde ich wie ein alter Bekannter begrüßt.

Wir standen uns dadurch, daß wir längere Zeit dieselbe Luft eingeathmet hatten, weit näher, und dies um so mehr, als wir dieselbe nun auch mitsammen entbehrten. Leider konnte ich mich nur mit den Wenigsten von der Mannschaft unterhalten, weil die Meisten Polen, und der deutschen oder italienischen Sprache nicht kundig waren; doch fanden sie immer Jemanden, der ihnen als Dolmetscher diente. Aus ihren Gesichtszügen und der Lebhaftigkeit der Unterhaltung konnte ich auf den herzlichen Antheil schließen, den sie an meinem Schicksale nahmen. Der Soldat der österreichischen Armee ist eben so gemüthlich als tapfer!

Wir legten an diesem Tage zwei starke Tagmärsche zurück, aber dessenungeachtet zeigte die bei weitem größere Zahl der Truppen nicht die mindeste Müdigkeit. Der Empfang, der ihnen in jedem Dorfe wurde, durch welches sie kamen, hatte Alle heiter gestimmt, und nicht Wenige tanzten und sprangen 2c. Viele sangen polnische, Andere deutsche Kriegslieder.

Alle aber, selbst die Maroden nicht ausgenommen, waren so lustig und heiter gestimmt, als ob es zum Hochzeitsschmause ginge. —

Ich hätte den Tag zu den schöneren meines Lebens zählen können, wenn sich mir der Gedanke an das Schlachtfeld mit

allen seinen Schrecken erregenden Farben nicht aufgedrungen hätte, das sich diese guten Kinder so idillisch malten.

Wie Viele, dachte ich, werden in wenigen Tagen schon beweint werden, die heute noch lustig und guter Dinge sind!? Doch! ich sollte mich täuschen. Meine Reisegefährten sollten von dem Kriege wohl die Folgen sehen, aber verschont bleiben. Soll ich sagen? Gott Lob! hätten sie vielleicht nicht, wenn sie das Centrum verstärkt, den Sieg für uns errungen?

Das waren Gedanken, die sich mir am Abende nach der Schlacht von Solferino aufdrängten. Am Tage unseres Marsches aber dachte ich, mit 200,000 Mann solcher Truppen würde ich die Welt erobern.

Vieles mochte zu dem allgemeinen Frohsinn dieses Tages auch der starke Geist des Brigade-Commandanten Molinari beitragen, der mit seinem freundlich festen Blicke Alle electrisirte. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß er einer der hoffnungsvollsten Generale der österreichischen Armee ist.

Die Landbevölkerung der Provinz Venedig fand ich durchaus nicht für die Revolution oder den Re galantuomo eingenommen.

Viele, die ehemals in der kaiserlichen Armee gedient, oder jetzt ihre Söhne in derselben hatten, gaben ihre Neigung deutlich für dieselbe zu erkennen. Sie meinten: Unsere Armee wird schon noch siegen, und unsere Rechte gegen die Nobili schützen! —

Der Belagerungszustand war hier lange nicht so scharf und mit weit mehr Umsicht gehandhabt worden, als im Kirchenstaate. Rovigo, wo wir die erste Nacht auf österreichischem Boden zubrachten, ist eine kleine aber nette Stadt, hat meistens schöne breite Straßen und zweistöckige Häuser.

Es sticht durch seine Reinlichkeit von den Städten des päpstlichen Staates sehr ab, und ich konnte mir daher nicht versagen, dort am andern Tage bis Mittag zu bleiben, da ich

hier auch meine Reisegefährten zurücklassen mußte, von denen ich mich nur schwer zu trennen vermochte.

Die Bürger fand ich sehr zuvorkommend und auch das Leben nicht theuer. Auf unserer Reise nach Padua führte uns das Schicksal mit einem Dominikaner aus Bologna und einem Advokaten aus Rovigo zusammen, die uns recht weidlich unterhielten, weil Jeder von ihnen seine eigenen Ansichten über die Neugestaltung Italiens hatte, und mit aller Gewalt zu vertheidigen suchte. Der Dominikaner vertrat natürlich den Papst und das alte Regiment, überhaupt die Oberhoheit der Kleriker.

Der Advokat hingegen fand nur dann für Italien eine wahre Wohlfahrt möglich, wenn man an die Stelle der Kleriker weltliche Beamte setze, und die Macht der Geistlichen auf die Kirche beschränke. Er vertheidigte nicht nur eine vernünftige Ansicht, sondern that dies auch mit so viel Logik, daß er mit Glanz den Sieg davontrug und den guten Pater förmlich in den Sack steckte. Weder in Padua noch in Vicenza vermochten wir eine starke feindliche Stimmung gegen Oesterreich zu entdecken, und waren daher in Verona angekommen, mehr als verblüfft, als uns da von allen Seiten das Manifest Urbans anstierte.

Dieses Machwerk, in der italienischen Uebersetzung noch schlechter als im deutschen Original, war nur geeignet, aus jedem Italiener einen Feind Oesterreichs zu machen. Es übertraf in seinen Wirkungen bei weitem jenes von Gyulai; denn dieser Weichling hatte doch nur gedroht, jeden Ort, der sich erheben würde, mit Feuer und Schwert zu vernichten, Urban dagegen nannte jeden Italiener „Schurk."

Ein Glück, daß der oberste Kriegsherr diesen Akt mißbilligte, und den Verfasser jener Schrift, die in wenigen Tagen Verona entvölkert hätte, aus seinem Amte entließ, denn so ließ die Erbitterung wieder etwas nach, aber unbegreiflich wird es mir bleiben, wie man für die wichtigsten Stellen Männer

ernennen konnte, welchen die nöthigsten Eigenschaften dazu gänzlich mangelten.

Urban hatte, das war jedem Kinde bekannt, nie gezeigt, daß er Verwaltungstalent besitze. Selbst die Eigenschaften eines Parteigängers oder Guerillaführers, die ihn vom Jahre 1848—1849 ausgezeichnet, schienen ihm jetzt abhanden gekommen zu sein. Oder war die Truppenzahl, welche er jetzt befehligt hatte, für seine geistigen Kräfte zu groß?

Jedenfalls hat er Garibaldi gegenüber immer den Kürzern gezogen. Um zu zeigen, wie wenig dieser Mensch zum Festungs-Commandanten von Verona, wo damals allein 80,000 Mann lagen, geeignet war, brauche ich wohl nur anzuführen, daß er Jedem, der einen Passierschein brauchte, um die Stadtthore zu passiren, selbst sehen und sprechen wollte. Während andere Officiere da saßen und nichts zu thun hatten, arbeitete der Herr Commandant, daß seine Uniform vom Schweiße ganz naß war. Bei alledem aber blieben die wichtigsten Geschäfte unerledigt, obgleich Urban trotz seiner Krampfadern, die er sehr gerne sehen ließ, zweiundzwanzig Stunden täglich arbeitete. Als Hauptmann einer Compagnie, vielleicht auch als Bataillons-Commandant wäre dieser Mann recht tüchtig gewesen; zu einem General hatte er das Zeug nicht.

Ich hatte einen Freund, der Major im Hauptquartier war. Seine Frau, die mit der Truppe von Ancona nach Rovigo gekommen, bat mich in letzter Stadt, ihn wo möglich zu benachrichtigen, daß sie nach Verona kommen werde, und sich sehr freuen würde, wenn sie ihn sehen könne. Da ich ihr versprochen, nichts zu unterlassen, um ihren Wünschen nachzukommen, so überwand ich alle Hindernisse, um mir einen Passierschein ins Lager zu verschaffen, und kam am 23. Juni Abends in Villafranca an, konnte jedoch nicht bis zu meinem Freunde gelangen.

Die Nacht mußte ich, weil ich keinen andern Platz fand, auf einem Karren zubringen. Das Kriegsgewühl war allgemein. Am andern Morgen als ich erwachte, hatte die Schlacht schon angefangen.

War meine Theilnahme für die österreichische Armee schon dadurch, daß ich in ihr sehr viele Freunde zählte, groß, so konnte dieselbe nur noch gesteigert werden, als ich von ihr vorzüglich in den päpstlichen Staaten mit Verachtung hatte reden hören. Die früheren Niederlagen waren nicht geeignet gewesen, diese zu vermindern.

Bis um dreiviertel neun Morgens war ich Zuschauer gewesen. Ein kleines Gefecht, das ganz in meiner Nähe vorfiel, veranlaßte mich, thätig mitzuwirken, indem ich Verwundeten zu Hilfe eilte. Was ich an diesem Tage und den darauf folgenden gesehen, gehört und gefühlt, würde ich unnütz versuchen, zu beschreiben. Es übersteigt das bei weitem meine Kräfte. Die österreichische Armee vollbrachte auch an diesem Tage trotz mangelhafter Führung und noch schlechterer Verpflegung Wunder der Tapferkeit. Daß sie wohl geschlagen, aber nicht entmuthigt wurde, beweist am besten der Edel- und Helden-Muth, wodurch sie bis zur letzten Stunde glänzte, aber auch nicht weniger die Sorgfalt und Pflege, welche den Gefangenen sowohl Franzosen als Piemontesen zu Theil wurde. Eine entmuthigte Armee behandelt ihre Gefangenen nicht mit so viel Schonung, wie dies die österreichische that.

Ich kann nicht unterlassen, das wahrhaft ritterliche Benehmen eines jungen Officiers von Erzherzog Karl hervorzuheben, das ich ganz aus der Nähe mit ansah.

Mit etwa siebenzig Mann will er einen Hügel besetzen, von welchem einhundert Mann Franzosen von einer andern Seite kommend, ebenfalls Besitz ergreifen wollen. Um seine Mannschaft, welche durch die Mehrzahl der Franzosen erschreckt, nicht recht folgen will, zu ermuthigen, geht er ihnen auf sechszig

Schritte voraus, und da er sieht, daß auch die Franzosen ihrem Officiere nicht folgen, grüßt er diesen mit dem Säbel, indem er ihn zum Zweikampfe fordert, weil er von der Ueberzeugung ausgehen mochte, daß ihn seine Leute nicht im Stiche lassen würden. Der Franzose, dem ritterliches Vorgehen ein bizarrer Begriff sein mochte, legt seinen Revolver an, und schießt dreimal auf unsern Helden. Nach dem dritten Schusse hat dieser seinen Säbel in beide Hände genommen, nimmt einen Anlauf, durchsticht den Franzosen, der ganz bestürzt mit offenen Armen dasteht, und beide fallen zu gleicher Zeit nieder. Die Rothhosen waren die ersten auf dem Platze und machten unseren wahrhaften Ritter, der einen scharfen Streifschuß mitten über den Kopf bekommen hatte, zum Gefangenen. Auf meinen Ruf, Oesterreicher! eurem Helden nach! stürmen diese den Hügel hinan, und noch ehe sie wissen, woher der Ruf kommt (ich saß auf einer dichtbelaubten Eiche) haben sie die Franzosen vertrieben und ihren Lieutenant befreit. Unser Held, der bis dahin bewußtlos gewesen, kümmert sich, nachdem er seiner Sinne wieder mächtig, weniger um seine Wunde, die nicht ungefährlich war, als um seine Kopfbedeckung, von der die Rothhosen die Goldborten getrennt hatten. Ei was! sagte er, den Kübel habe ich erst vor einigen Tagen gekauft und kostet 28 Fl. Die Landleute und selbst viele Damen, den höhern Ständen angehörig, thaten alles Mögliche um den Verwundeten Hülfe zu leisten.

Ich überzeugte mich immer mehr, daß das Urban'sche Machwerk nicht nur unklug, sondern auch ungerecht gewesen sei.

Ein Sturm!, wie ich ihn vorher noch nie erlebt, machte dem furchtbaren Kampfe ein Ende, indem die Oesterreicher, weil sie den Wind gegen sich hatten, jetzt ihren Rückzug beschleunigten. Die Franzosen aber blieben in ihrer Stellung. Wäre nach diesem Orkane die Reserve, die 50,000 Mann stark bei Volta und Goito stand, am Platze gewesen, so wären die

Franzosen und Piemontesen zu gleicher Zeit aufgerieben und das Schlachtfeld von Oesterreich behauptet worden.

Die feindliche Armee hatte alle ihre Reserven aufmarschiren lassen, die der österreichischen Armee erwartete den Feind in fester Stellung. Des Feindes Schwäche war für ihn von so großem Nutzen, als es eine gewonnene Schlacht immerhin sein kann.

Erst am anderen Tage war ich im Stande, mir einen Begriff von den Schrecken des Kampfes zu machen, dessen Augenzeuge ich gewesen.

Erst jetzt, da das Schlachten vorüber, fühlte ich den Eindruck, den der Anblick der Verwundeten und Todten auf mich gemacht hatte. Er war fürchterlich und doch so großartig, daß ich meinen auf dem Schlachtfelde gefaßten Entschluß, für die Kriegsdauer Soldat zu werden, auszuführen gedachte.

In Verona aber schickte man mich so lange von Pontius zu Pilatus, bis der Waffenstillstand erfolgt, und ich es in Folge dessen vorzog, im Bürgerstande zu verbleiben.

Der Weg nach Verona war voll von Verwundeten, die nur oberflächlich verbunden sich nach Hülfe sehnten, und doch war fast nicht ein Einziger zu finden, der laut gejammert hätte. Alle schienen noch mehr an dem Verluste der Schlacht, als an dem ihrer Glieder zu leiden.

Ich hatte unter Andern einen Soldaten hinter einer Hecke liegend gefunden, dem zwei Finger an der linken Hand fehlten, während ihm eine Kugel unter demselben Arme eingedrungen war. Er hatte sich, obgleich auch er nur oberflächlich und ohne ärztliche Hülfe verbunden war, dennoch dritthalb Stunden über das Schlachtfeld hinausgeschleppt, der Mann, ein Veronese, blutete für die Ehre der Gesammtmonarchie, während Urban seine Vaterstadt mit Schmach überschüttet hatte.

Wie gerne hätte ich den Festungs-Commandanten gefragt, ob er auch diesem nicht traue.

In Verona hatte man die großartigsten Anstalten für die Verwundeten getroffen; allein auf eine so ungeheure Anzahl hatte man wohl nicht gerechnet.

Ich hatte mich während meines Aufenthaltes daselbst auf alle nur mögliche Weise mit der Pflege der Verwundeten zu beschäftigen gesucht. Bei der Eisenbahnstation fand mein Streben Anerkennung, hier fühle ich mich auch verpflichtet die liebevolle Aufopferung zu rühmen, mit welcher sich vorzüglich die beiden dort dienstthuenden Majore und Aerzte der Sorge für die Verwundeten widmeten.

Wenn es schon im Allgemeinen tröstlich ist, die Werke der Liebe pflegen zu sehen, so ist es dies doppelt, wenn dieselben von Kriegsmännern geübt werden. Da man noch immer auf neue Schlachten bedacht sein mußte und folglich auch noch mehr Plätze für Verwundete als nöthig erachtete, so ließ man diejenigen, welche die Kraft dazu fühlten, in das Innere der Monarchie befördern.

Der Drang, die Eltern, Verwandten, Bekannten oder in Ermanglung aller dieser, die lieben Orte der Kindheit noch einmal zu sehen, und vielleicht dort begraben zu werden, war so groß, daß selbst Solche, die drei ja vier Wunden hatten, baten, abreisen zu dürfen. Ach, die liebe Heimat hat vorzüglich für Jene, die familienlos sind, eine Anziehungskraft, von der sich Jene, welche sich nie von derselben getrennt, keinen Begriff machen können.

Der Kaiser war überall, wo es Verwundete gab, und nie sah ich ihn in jenen Tagen des Jammers mit Gefolge; aber auch nie hat die Majestät des Thrones einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als da der Träger derselben so einfach einherschritt. Die Anecdoten, die man sich von dem wahrhaft ritterlichen Monarchen erzählte, konnte diesen Glanz nur erhöhen.

Die Thränen, die er, ob des furchtbaren Jammers schon

auf dem Schlachtfelde vergossen, und die sich auch jetzt an den Krankenbetten noch häufig hervordrängten, bekundeten, daß Franz Joseph ein gutes Herz habe, seinen Unterthanen lieber Vater als Herr sei.

Die Mißgriffe der Regierung waren meines Erachtens nur in der Umgebung der Majestät des Kaisers zu suchen, denn wenn diese einerseits stets bemüht gewesen, den Monarchen als einen eigensinnigen Menschen darzustellen, so hatte sie auch andererseits getrachtet, daß derselbe die wahren Bedürfnisse des Volkes ja nicht kennen lerne.

Ich versprach mir sehr viel von seinen Besuchen an den Krankenbetten; denn da er nicht nur zu trösten suchte, sondern oft die verschiedensten Fragen an die Verwundeten richtete, so hatte er damals ganz gewiß Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß Männer aller Nationalitäten und Confessionen bereit gewesen waren, ihr letztes Herzblut für den Bestand der Monarchie, die Erhaltung des Thrones und die seiner Dynastie zu opfern. Und da wird er auch erkannt haben, daß alle diese gleiche Rechte beanspruchen können. O, gewiß hat er auch damals den festen Willen gehabt, Allen gerecht zu werden.

Oesterreicher! erinnert ihn daran, und gehet ihm mit Vertrauen entgegen, unterlasset keine Gelegenheit ihm zu zeigen, daß Ihr noch immer die Alten seid, saget ihm, daß nur die Art und Weise, wie bisher eure gerechten Wünsche, die doch das Wohl Eures Vaterlandes bezwecken, aufgenommen wurden, Euch mißtrauisch gemacht haben. Ich bin gewiß, daß, wenn der Kaiser Eures schönen Reiches Eure Bedürfnisse kennen, er dieselben auch befriedigen würde.

Auf meiner Reise von Verona nach Wien hatte ich noch oft Gelegenheit, mit armen Verwundeten zusammen zu treffen, und dieselben zu unterstützen. Noch mehr aber mußte ich die Seelenstärke dieser Tapferen bewundern.

Männer, die noch aus mehreren Wunden bluteten und für

deren Leben man noch allen Grund zu fürchten hatte, nährten sich schon wieder mit der Hoffnung, die Scharten von Montebello, Pallestro, Magenta und Solferino wieder auswetzen zu können. Der Soldat der österreichischen Armee ist unverwüstlich. Mögen ihm in Zukunft bessere Führer werden, als dies in diesem unseligen Kriege der Fall war! In Casarsa zeigte der dortige Platz-Commandant eben so wenig Gefühl für die Verwundeten, als ich dies an den beiden Majors in Verona hatte bewundern müssen. Er kargte derart mit den Fuhren, obgleich dieselben in Hülle und Fülle vorhanden, daß die Weiterbeförderung äußerst schmerzhaft werden mußte. Ich habe nie so sehr gewünscht reich zu sein, als damals, ich hätte gerne Allen helfen mögen. Der dortige Commandant erinnerte mich an einen Verpflegungsbeamten, der den Leuten beim Abmarsche von Ancona, bei einer Temperatur von vierundzwanzig Grad Wärme im Schatten, außer ihren Effekten noch fünf Brodportionen aufpacken wollte.

Ein Glück, daß damals ein Molinari zugegen war, der gegen einen solchen Unsinn protestirte. Hier war keiner, der die Armen hätte schützen können. Solche Beamte, mögen sie nun dem Militär- oder Bürgerstande angehören, die den größten Theil ihres Lebens in der Theorie zugebracht, haben gewöhnlich so verknöcherte Ansichten, daß sie ohne alle Noth lieber das Leben von Tausenden opfern, als von den Buchstaben des Gesetzes abweichen. Ich könnte noch viele dergleichen Beispiele anführen, von denen ich Augenzeuge gewesen, glaube jedoch besser zu thun, wenn ich diese wunde Stelle nicht weiter berühre, und gebe mich der Hoffnung hin, daß man alles Mögliche thun werde, sie zu heilen. Ueberall wohin ich nun im Innern der Monarchie kam, fand ich die regste Theilnahme für die Armee, die größtmöglichste Anhänglichkeit an die Dynastie, aber ich fand kein Vertrauen in die Regierung, und eben so wenig schien mir diese Vertrauen zum Volke zu haben. Es

herrschte ein allgemeines Mißtrauen, eine allgemeine Mißstimmung. Wien selbst, das doch in Opferwilligkeit jeder Art dem ganzen Reiche mit einem so rühmlichen Beispiele vorangegangen, glich einer Stadt, die sich im Belagerungszustande befindet, und in der man den Ausbruch der Revolution jeden Augenblick befürchtet. Ueberall und zu jeder Stunde des Tages begegnete man den Polizei- oder Gensdarmerie-Patrouillen mit aufgepflanzten Bajonnetten, und doch vermochte ich nirgend das Mindeste von revolutionären Ideen zu entdecken. Im Gegentheil fand ich, wohin ich meine Blicke richten mochte, noch immer denselben Opfermuth, wenn man auch mit den Maßregeln der Regierung keineswegs einverstanden war. Die Völker aller Provinzen Oesterreichs fürchteten ob der schlechten Administration den Ruin ihres Vaterlandes. Sie zitterten für den Bestand dieses so schön als bunt zusammen gewürfelten Landes, aber ich fand nirgend, wenigstens nicht allgemein den leisesten Wunsch, das Band, welches sie zusammenhält, aber durch die Mißregierung so vieler Jahre mehr als dünn und schwach, ja an einzelnen Stellen fast morsch geworden, zu zerreißen.

Alle waren und sind sich bewußt, daß sie, wenn Oesterreich eine so weise Regierung erhält, wie diese seine Völker so sehr verdienen, es das glücklichste aller Reiche werden wird, und selbst die italienischen Provinzen wird man recht gut befriedigen können, denn ihre Unzufriedenheit hat ihren Ursprung nicht darin, daß man sie umarmt hält, sondern weil man ihnen den Druck an den zartesten Theilen so stark fühlen läßt. Möchte doch dies bald anders und zwar besser werden!

Ein allgemeiner Grund der Mißstimmung war das Concordat und selbst in Steiermark erinnerten sich die Leute mit Freuden an den Kaiser Joseph und segneten ihn.

Ich fand, daß ich mich in Bezug dieses Landes einer argen Täuschung hingegeben hatte, konnte jedoch durch meine Ent-

täuschung nur freudig berührt werden, indem ich von allen selbst vom niederen Klerus den Wunsch aussprechen hörte, der Kaiser möge Reformen und vor Allen Religionsfreiheit und Gleichheit bewilligen.

Glauben Sie, sagte mir dort ein Mann mit silberweißen Haaren: Wir lieben unser Vaterland und würden unserm Kaiserhause noch weit fester anhängen, als dies wirklich der Fall ist, wenn der Kaiser uns eine Verfassung gäbe, die uns unsern Brüdern in Deutschland nahe brächte. Es war dies in einer zahlreichen Versammlung. Alle Anwesenden sagten „Amen."

Viele der Klostergeistlichen und hohen Würdenträger der Kirche jedoch sind mit diesen Wünschen nicht einverstanden, sie lassen sich keine Gelegenheit entschlüpfen, dem Fortschritte einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, wenn es ihnen auch nicht mehr möglich, denselben gänzlich zu hemmen, weil ihr Apparat schon zu sehr abgenutzt ist.

Ewig werden mir folgende Auftritte gegenwärtig bleiben, denn während sie mir einerseits die Lieblosigkeit der Eiferer Roms zeigten, bewiesen sie zu gleicher Zeit, daß auch die Bewohner jener so sehr verschrieenen Gegenden längst angefangen hatten, dem Dunkel den Rücken zu kehren und sich dem Lichte zuzuwenden. Ich wurde von einem jungen Manne, den ich in Italien kennen gelernt hatte, und dem ich zufällig begegnet, gebeten, mit ihm zu seinen Eltern zu fahren, was ich, da es meine Verhältnisse gestatteten, um so bereitwilliger that, als ich schon längst gewünscht, seinen Vater, von dem er mir so viel erzählt hatte, kennen zu lernen.

Ich fand in demselben einen biederen Deutschen, und seine Gemahlin, eine recht liebe Hausfrau, erinnerte mich an eine Bauersfrau meiner Heimat, die mich in meinen ersten Kinderjahren oft mit einem Butterbrode beschenkt hatte, wenn ich ihr wieder einen neuen Gesang religiösen Inhaltes, oder Verse unserer Klassiker hersagen konnte. Auch diese Frau der Berge,

der wahre Bildung so sehr eigen war, hatte ihre Freude daran, wenn sie Arme belehren und unterstützen konnte.

Die hochwürdigen Väter des nahen Franziskanerklosters thaten deswegen alles Mögliche, diesen wahren Diamant der Berge für sich zu gewinnen, denn wenn es ihnen schon in die Augen stach, daß sie bei dem Almosengeben umgangen wurden, weil die reiche Frau es vorzog, dieselben direkt zu vertheilen, so mißfiel es ihnen doch noch weit mehr, daß den Kindern Ansichten von Gott und der menschlichen Gesellschaft beigebracht wurden, die von denen, welche ihnen durch das verknöcherte System des Klosters beigebracht worden waren, nur zu sehr abstachen.

Gerade an einem der Tage, als ich bei diesen Leuten weilte, wurde der Guardian jenes Klosters gebeten, einen Pater zu schicken, damit dieser einer Kranken, die sich im Hause befand, die heilige Beichte abnehme, in der Hauskapelle eine heilige Messe lese, und ihr das Mahl der Liebe reiche.

Solche Gelegenheiten lassen sich dann die frommen Väter selten entschlüpfen, ihre Netze auszuwerfen.

Nachdem ich dem geistlichen Herrn, wie sie sich so gerne nennen hören, vorgestellt worden, und er hörte, daß ich in Rom und Palästina gewesen, wußte er, da er diese Orte aus den Büchern sehr gut kannte, das Gespräch auf die Bauwerke der ewigen Stadt und die Heiligkeit der Orte in Jerusalem und dessen Umgebung zu lenken, wobei er dann nicht selten ausrief: Nicht wahr? solche Bauten konnte nur die alleinseligmachende Kirche aufführen, und bei Ketzern wird man sie vergebens suchen.

Der gute Mann konnte gar nicht begreifen, wie ich, der ich doch an all diesen Orten gewesen, ihm nicht vollkommen beistimmen konnte, und als ich mich gar erdreistete, mich über die frommen Väter seines Ordens in Jerusalem zu beklagen, deren Hartherzigkeit gegen arme Pilger tadelte, den Schmutz der

Behälter schilderte, in denen diese untergebracht werden, da witterte der Mann in der Kutte auch in mir einen Irrgläubigen, und zog nun um so furchtbarer über alle Nichtkatholiken los, als ich die ungerechten Anschuldigungen gegen dieselben, so viel mir dies bei meinen geringen Kenntnissen möglich war, mit Anstand widerlegt, oder doch auf ihr wahres Maß zurückführte.

Der Hausherr, dem die Ausfälle gegen Andersgläubige zu denen sich nicht selten persönliche Beleidigungen gegen mich gesellten, mißfielen, hob die Sitzung auf, indem er uns zu einem Spaziergange in den Garten einlud. Dort auf einem schönen offenen geräumigen runden Platz angekommen, fing er folgender Maßen an: Sehen Euer Hochwürden, hier befinden wir uns in dem großen Hause des allgütigen Gottes, den wir Alle Vater nennen, und der Alles, also auch alle Menschen erschaffen hat. Daß er allmächtig ist und uns folglich in einer und derselben Kirche hätte erschaffen können, unterliegt gewiß keinem Zweifel. Müssen wir daher nicht zu dem Schlusse gelangen, es sei sein Wille, daß es verschiedene Religionsformen gebe, und hat nicht selbst Christus unser Herr und Meister geboten, daß wir unsern Nächsten lieben, ihn also nicht fortwährend kränken und schmähen sollen?

Ist es aber etwas Anderes als Kränkung und Schmähung, wenn wir Solche die unserer Religionsform nicht angehören, als Feinde Gottes betrachten und beschimpfen? Wenn wir uns nie eine Gelegenheit, in ihrer Gesellschaft zu sein, entschlüpfen lassen, ohne daß wir ihnen unsern Haß zu erkennen geben, und sie fühlen lassen, daß wir von der Meinung ausgehen, Gottes bevorzugte Kinder zu sein?

Der gute Pater war ganz verblüfft, von einem einfachen Bauersmann eine solche Sprache zu hören. Da er wohl denken mochte, daß er die obigen Fragen nicht wohl beantworten könne, ohne Andere hervorzurufen, so meinte er, er müsse noch einen

Kranken besuchen und entfernte sich. Seine Mission war hier vollständig mißlungen.

Ich sollte jedoch schon am andern Morgen wieder mit ihm zusammenkommen, und auch zusammen frühstücken. Es war das bei einem Freunde obiger Familie, wohin ich mit dem Sohne desselben geladen worden, weil mich dort eine alte siebenzigjährige Mutter, deren Sohn Soldat war, zu sehen und zu sprechen wünschte; der Pater aber war hingekommen, um ihre kleine Bibliothek, die fast einzig aus Andachtsbüchern bestand, zu besichtigen. Der guten Mutter früherer Beichtvater war gestorben, und sie hatte daher unsern Eiferer gebeten, die Angelegenheiten ihrer Seele leiten zu wollen.

Die arme Frau war in üble Hände gerathen, und ohne das feste Auftreten ihres Schwiegersohnes, der ein sehr gebildeter Mann war, hätte sie von nun an ihre Tage in Schluchzen und Jammer zugebracht. Unter ihren Büchern war ihr besonders Eines wegen seines trefflichen Inhaltes und der herzlichen Sprache sehr lieb geworden.

Sie mußte daher nur zu sehr erschrecken, als der Franziskaner ihr dasselbe als verboten bezeichnete und sagte, daß er es mitnehmen und verbrennen müsse, weil es ein Ketzer (es war Ekartshausen) geschrieben habe, zu sehr auf das Gemüth wirke, und die guten Werke verdächtige.

Die letzte Anschuldigung gründete der fromme Mann auf die Stelle des Buches, wo es in den Meßgebeten heißt: „Umsonst schmückt Ihr die Altäre! Umsonst wird Euer Rauchwerk sein! Wenn Euere Hand von Blut noch röthet! Womit Ihr Arme unterdrückt!“ Die alte Frau, der gerade diese und die darauf folgenden Verse so sehr gefallen hatten, zitterte, daß sie ob dieser doch gewiß unschuldigen Stellen, die, wie sie meinte das Gute nur befördern können, das Buch verlieren sollte. Ihr Schwiegersohn, ein Mann in den reiferen Jahren, der wohl wußte, wie schwer der guten Alten das Opfer werden würde,

brach den Prozeß kurz weg ab, indem er sagte: Ei was, Hochwürden, dieses Buch kann Niemanden schaden oder schlecht machen; denn es ist nun schon seit langen Jahren in der Familie und ich glaube, daß wir trotz alledem sowohl vor Gott, der mit unseren Schwächen Nachsicht haben wird, als vor den Menschen bestehen können.

Wenn Sie aber bemerken, daß es zu sehr auf das Gemüth wirke, so will ich Ihnen nur sagen, daß die Glorien Mariens vom heiligen Alfons weder auf den Verstand noch auf die Moral gut wirken können, und doch werden diese von vielen Geistlichen nur zu sehr empfohlen.

Der über und über roth gewordene Pater zog es auch hier vor, den Rückmarsch anzutreten, meinte aber, die alte Frau werde sich schon noch bedenken, ihm die Bücher ein anderes Mal nachsehen lassen, und ihm die Verbotenen freiwillig übergeben, denn der Himmel sei doch mehr werth als diese.

Ueberall und immer habe ich gefunden, daß diese Dunkelmänner nie auf einen vernünftigen Streit eingehen, und nichts so sehr als das Licht scheuen. In Wien haben die Männer Roms, vorzüglich die Lojolaner und Ligurianer ihren Einfluß nur zu sehr geltend gemacht, und wenn man ihnen nicht recht bald steuert, wird es ihnen auch da in nicht ferner Zeit gelingen, vorzüglich die niedern Klassen zu verderben. Sie haben schon jetzt ganz Artiges geleistet, was ihnen um so leichter sein mußte, als ihre Anhänger und Vorläufer ihnen die Wege schon ziemlich geebnet hatten. Ich kann mich nicht erwehren hier ein Beispiel anzuführen, welches einestheils zeigt, wie sehr das Volk seinem Kaiser noch immer anhängt, und zugleich den Beweis liefert, wie das Pfaffenthum Alles aufbietet, um den armen Leuten das zu nehmen, was sie von den Thieren unterscheidet, nämlich die Vernunft. Ich stand eines Tages in einem öffentlichen Laden und plauderte vom schönen Wetter und ich weiß nicht mehr von was sonst noch. Da kam eine alte Frau

auf mich zu, bat mich, ihr noch zu sagen, ob und wann ich ihr einmal eine Stunde opfern wolle, da sie mir sehr Wichtiges mitzutheilen habe, und meines Rathes bedürfe. Der Besitzer des Lokals bat ebenfalls für sie und meinte, daß ihr mein Rath gewiß nützen werde. Ohne lange zu fragen, um was es sich handle, erbot ich mich, sie am andern Tage zu besuchen.

Bei meinem Eintritte in ihr Zimmer weinte sie vor Freude, und konnte fast nicht zu Worte kommen. Endlich sagte sie mir, daß sie mich deshalb sprechen wolle, damit ich sie von sechshundert Fl. befreien möge, von denen sie zu Boden gedrückt werde. Auf meine Frage, um was es sich denn eigentlich handle, erzählte sie mir, während ihre Stimme von Thränen oft erstickt wurde, ungefähr Folgendes: „Sehen Sie, die Nachricht, daß man unsern Kaiser habe ermorden wollen, und er an der Schulter schwer verwundet sei, wirkte so stark auf mich ein, daß ich unsern Herrn und Gott bat, er möge ihm doch gnädig sein, indem ich zugleich gelobte, eine heilige Messe zu Ehren der heiligen Schulterwunden Jesu Christi lesen zu lassen. Ich theilte dieses Gelübde auch einigen Freundinnen mit, welche mir so viel beisteuerten, um nicht eine, sondern drei heilige Messen lesen zu lassen.

Der geistliche Herr an der Michaeliskirche, den ich bat, das Geld in Empfang nehmen zu wollen, lobte meine edle Absicht, und ermunterte mich, in meinen Sammlungen fortzufahren. Nach einigen Monaten, in welcher Zeit ich fortwährend Messen lesen ließ, hatte ich schon so viel zusammen gebracht, daß ich auf den Wunsch einiger von jenen, welche beigesteuert hatten, ein Gemälde, Christus mit der Schulterwunde darstellend, anfertigen ließ. Es kostete einhundertundzwanzig Fl. und wurde mit Einwilligung der hochwürdigen Patres des Kapuzinerordens in deren Kirche aufgehangen, wo von nun an allmonatlich Messen gelesen wurden, wobei sich die Mitglieder des

Vereins, der sich nach und nach gebildet hatte, einfanden. Ich erschrak jedoch nicht wenig, als ich, nachdem mein lieber Herr Gott einige Jahre in jener Kirche gehangen und keinem Menschen etwas zu Leide gethan hatte, bemerkte, daß er verschwunden sei. Noch mehr aber mußte ich staunen, als ich ihn endlich in einem Winkel der Rumpelkammer des Klosters versteckt fand, und mir der Pater Guardian eröffnete, daß dieses Bild dem Kloster schon genug geschadet habe, und ich einen andern Platz für dasselbe suchen möge. Denken Sie sich, mein lieber Herr, Gott sollte dem Kloster geschadet haben — Nein! das war doch zu arg! — Nach langem Suchen fand ich endlich den Director der Salvator-Kapelle geneigt, mir zu erlauben, ihn dort aufhängen zu lassen. —

Das zusammengebettelte Geld war nun auf 1254 Gulden angewachsen, wovon jedoch für Gesuche um Bewilligung unseres Vereins, Bild und Messen 654 Gulden ausgegeben worden waren; mit den noch vorhandenen 600 Gulden vermeinten wir eine Brüderschaft zu Ehren der heiligen Schulterwunde zu gründen und das zwar für ewige Zeiten.

Nun aber versagt uns unser Kardinal die Sanction der Statuten, nach denen wir schon so lange unter der Leitung eines Geistlichen gebetet haben, und darum komme ich zu Ihnen, damit Sie mir beistehen und helfen.

Auf meine Frage, womit ich ihr helfen sollte, meinte die Arme: Sie sind doch in Rom gewesen, können italienisch und kennen auch gewiß den heiligen Vater! ich möchte Sie daher ersuchen, mir einen Brief an ihn mitzugeben, in welchem Sie vorzüglich sagen, daß der Director der Gemeindekapelle jetzt, da er das Bild hat, sich weigert, unter fünf Gulden eine Messe zu lesen, und daß der Hauptgrund, warum unsere Statuten nicht genehmigt werden, darin besteht, daß das zusammengebettelte Kapital nicht groß genug ist, um zwölf Messen jährlich, nämlich jeden Monat eine zu lesen. Ja sehen Sie, fuhr

die Aermste dann weiter fort, jetzt sagt mir sogar der Secretär des Erzbischofs, daß Christus gar keine Schulterwunde gehabt hat. Hätte man mir das nicht früher sagen sollen, und nicht erst jetzt, nachdem ich so manchem Armen den letzten Kreuzer entlockt habe? Auf meinen Rath, das Kapital, oder doch die laufenden Zinsen desselben einem oder mehreren armen Kranken zuzuwenden, meinte sie, indem sie noch heftiger zu schluchzen anfing: „Ja sehen Sie! das Schlimmste habe ich Ihnen gar noch nicht mitgetheilt. Ich bin in Folge meiner Aufregung gegen Geistliche heftig geworden, habe ihnen den Text gelesen und bin deshalb excommunicirt. Ach! ich bin recht unglücklich!"

Das arme Weib war wirklich zu bedauern, denn in ihrer Einfalt glaubte sie in der That, daß ein Mensch das Recht habe, ihr nicht nur den Eingang in die Kirche, sondern auch den in den Himmel zu verwehren. Sie hielt demnach den Kirchenbann für das größte Uebel! —

Und doch konnte sie sich von demselben nur dann befreien, wenn sie das gesammelte Geld den Geistlichen zu willkürlicher Verwendung überlassen wollte, sie wollte aber dies nur dann übergeben, wenn es nach Meinung derjenigen verwendet würde, welche beigesteuert hatten.

Mir war es denn auch bei meinem besten Willen nicht möglich, sie zu beruhigen. Ja sie meinte am Ende gar, als ich ihr abrieth, nach Rom zu gehen, ich sei mit den Geistlichen Wiens einverstanden. Die Ligurianer hatten ihr die fixe Idee beigebracht, daß der Papst unfehlbar und die Geistlichen Roms Heilige — seien! Daß aber dieses Vorgehen von Seite der Geistlichkeit auch bei den übrigen Mitgliedern des Vereins die Sittlichkeit eben so wenig befördern konnte, wird Jeder leicht einsehen.

Ich fühle mich gedrungen, hier zu erklären, daß ich unter den Priestern Oesterreichs recht gebildete Männer gefunden habe, allein die Bildung der Meisten ist eine einseitige und

für das tägliche Leben nicht geeignet; denn auch hier werden sie fast ausschließlich in Instituten erzogen und kennen daher die Welt viel zu wenig, wenn sie in derselben als öffentliche Lehrer erscheinen.

Das größte Hinderniß tritt ihnen jedoch im Cölibate entgegen, denn dadurch werden sie gleichsam von der gebildeten Gesellschaft ausgeschlossen, und beim Volke verliert die größte Zahl ihr Ansehen dadurch, daß sie sich von ihren Mägden, mit denen sie im Concubinate leben, hofmeistern lassen; doch stechen sie von ihren wälschen Brüdern noch immer vortheilhaft ab, wozu natürlich beitragen mag, daß ihre Zahl eine weit beschränktere ist, und man hier auch jetzt noch immer weit mehr auf Bildung sieht, als dort.

Daß diese Leute, wenn sie, statt im Concubinate mit gemeinen ungebildeten Geschöpfen leben zu müssen, wodurch ihre Gefühle nur abgestumpft werden, weit mehr für die Gesellschaft leisten würden, wenn sie die Erlaubniß hätten, sich zu verehelichen, liegt auf der Hand; denn da sie in diesem Falle ebenso wie die Geistlichen der anderen Confessionen ihre Lebensgefährtinnen unter den Töchtern der gebildetsten Klassen suchen und finden würden, könnte das Zusammenleben mit solchen ihre Gefühle nur veredeln und ihr Gemüth heben. Sie hätten aber auch zugleich die Gelegenheit, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, und dadurch aus ihnen gute Staatsbürger zu machen. Jetzt sind sie gezwungen, dieselben zu verheimlichen, und es ist ihnen gewöhnlich verwehrt, sie ans Vaterherz zu drücken. Den armen Kindern aber wird selten oder nie das Glück zu Theil, an Vaters- oder Mutterbrust gedrückt zu werden.

Viele gehen in Folge einer mangelhaften Erziehung physisch und noch öfter moralisch zu Grunde. Ich könnte ganze Bände mit haarsträubenden Beispielen anfüllen, welche nur zu sehr darthun, wie schädlich das Cölibat auf die Moral der Gesell-

schaft einwirkt; ich hoffe jedoch, daß es auch ohnedies bald anders — und zwar besser werden möge.

Der Haß gegen Ligurianer und Jesuiten ist hier eben so groß als in Italien, wenn auch die Kirchen vorzüglich der Letzteren mehr als besucht sind.

Nicht Wenige gehen nur deshalb in ihre Predigten, um das Rednertalent, wodurch sich einige Mitglieder auszeichnen, zu bewundern, und ich gestehe selbst, daß ich oft lebhaft wünsche, diese Männer möchten einen bessern Gebrauch von den ihnen verliehenen Gaben machen, als dieselben zur Verdummung des Volkes zu verwenden.

Wer die beiden Klinkowström gehört und mit gesunder Vernunft urtheilt, wird mir gewiß beistimmen. Die Söhne Ignatius werden sich aber bei alledem vielleicht länger halten, als die Ligurianer, weil sie klüger als diese zu Werke gehen, darum aber werden sie auch mehr Böses stiften, und das um so leichter, als ihnen ein großer Theil der Jugend anvertraut ist. — Dann haben sie auch noch über bedeutendere Mittel zu verfügen, und mehr Bekanntschaften, vorzüglich in den höchsten Regionen! — Die Ligurianer können bei ihrer Beschränktheit nur kleine Geister beirren, haben einen kleineren Wirkungskreis; denn dieser beschränkt sich bei ihnen auf die Kanzel, den Beichtstuhl und die Bekanntschaft mit Dienstboten. Zudem tappen sie oft vorzüglich bei Erbschleichereien ebenso wie die barmherzigen Brüder recht linkisch zu, während die Jesuiten vor Allen hier einen Takt beweisen, der ihre Geschicklichkeit und Umsicht am besten darthut.

Auch im Beichtstuhle geben sich die Söhne Alphons oft starke Blößen. So ist es vor nicht langer Zeit zwischen einem Pater dieses Ordens und seiner geistlichen Tochter in öffentlicher Kirche zu einem förmlichen Streite gekommen, weil der fromme Mann über gewisse Schönheiten auf eine auffallende Weise gar zu genau Nachrichten einzuziehen suchte!

Ich lebe übrigens der Zuversicht, daß bei dem moralischen Zustande des Volkes der österreichischen Monarchie das Gift nicht so schädlich wirken werde, als dies in Italien, vorzüglich in den römischen Staaten, Neapel und einem großen Theile von Piemont der Fall gewesen ist.

In den Mittelständen Oesterreichs und selbst bei den untern Klassen habe ich eine religiöse Toleranz gefunden, wie sonst nirgends; Katholiken, die an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben, sind eine Seltenheit; und das Pfaffenthum wird es auch selbst, wenn es alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, nicht mehr dahin bringen, eine allgemeine Abneigung gegen Nichtkatholiken hervorzurufen.

Wohl giebt es einzelne Anhänger der Jesuiten und Genossen, aber sie wagen es nie oder doch nur selten, dieselben zu vertheidigen.

Das Höchste, wozu sie sich entschließen, ist, fortzugehen, wenn sie hören, daß man sich gegen Jene ausläßt. Ich bin oft in der Lage gewesen, diese Taktik wahrzunehmen.

Von diesen Leuten hat denn natürlich auch die Regierung weder etwas zu fürchten, noch etwas zu hoffen.

Sie sind ohne alle Thatkraft. Sie haben weder den Muth noch den Willen gehabt, den Staat in Geldverlegenheiten zu unterstützen, und doch befinden sich die größten Reichthümer in den Händen dieser Partei. Der Mammon ist ihr Gott!

Das haben sie auch bei der letzten Anleihe wieder bewiesen. Die Regierung, die ihre eigentlichen Stützen im Volke hat, würde gewiß sichtlich erstarken, wenn sie Religionsfreiheit und Gleichheit einführen und ihren Völkern eine Verfassung auf breitester Grundlage bewilligen wollte.

Ferne sei es von mir, denen beizutreten, die da wünschen, der Monarch möge die Einziehung der Kirchen- und Klostergüter anbefehlen, oder die Minister möchten im Reichsrathe den Anstoß dazu geben. Ich würde dies Alles als ein unkluges

Beginnen erachten, wenn ich auch mehr als überzeugt bin, daß das Pfaffenthum den größten Theil seines Reichthums auf Schleichwegen erworben hat.

Die kaiserliche Regierung würde die Pfaffen durch solche Akte zu sehr erbittern, ihnen vielleicht sogar ermöglichen, ihre Anhänger zur Thatkraft anzuspornen!

Solche Akte müssen vom Volke selbst ausgehen, denn diesem, das heißt, dem Staate gehören jene Güter rechtmäßig zu und seinen Vertretern allein gebührt es, darüber zu verfügen; sie sollen im Landtage und Reichstage den Anstoß dazu geben.

Möge jedoch Keiner von ihnen zurückschrecken, indem er durch eine derartige Anregung fürchtet, eine Ungerechtigkeit zu begehen, weil dadurch vielleicht einige Messen weniger gelesen, und viele Faulenzer weniger gemästet werden. — Wenn der Papst das Recht hat, fromme Legate und Stiftungen für andere als die ursprünglichen Zwecke zu verwenden und es ihm freisteht, statt hundert Messen, wie es bedungen ward, nur eine lesen zu lassen, so steht es dem Volke eines ganzen Reiches doch gewiß eben so gut zu, über seinen Reichthum zum Besten des Staates und dem *wahren* Wohle der Menschheit zu verfügen?! —

Es wird Gott eine größere Ehre erwiesen, wenn das Volk seiner Unwissenheit entrissen wird, seine Menschenwürde fühlt und seinen Schöpfer in der Wahrheit und im Geiste erkennt und anbetet, als wenn ihm von Tausenden Gebete hergesagt werden, ohne daß das Herz etwas davon weiß; von Menschen, die ihre Tage nur im Wohlleben zubringen und dazu beitragen, das Volk zu verdummen und seinem Verderben zuzuführen.

Diejenigen, welche fürchten, dem Willen der Erblasser zuwider zu handeln, indem sie ihren Nachlaß für andere Zwecke, als die von Jenen bezeichneten, verwenden, mögen darum ganz ruhig sein, denn Niemand wird in der Stunde des Todes einen

andern Zweck haben als den, wahrhaft Gutes zu stiften, und wir handeln ganz gewiß ihren Wünschen gemäß, wenn wir ihren Nachlaß zum Wohle der Menschheit verwenden.

Sollte aber Jemand fürchten, daß es auch solche gegeben habe und noch geben könne, welche die Absicht hatten und haben, daß ihr Nachlaß, auch wenn dadurch der menschlichen Gesellschaft Schaden erwachse, so wie sie angeordnet, verwendet werde, so möge auch er sich trösten und bedenken, daß es Niemanden gestattet sein kann, zum Verderben seiner Mitmenschen zu arbeiten! — Wir sind nicht für uns allein, sondern auch für unsere Mitmenschen da! Unsere Hauptaufgabe bei Einziehung der Kirchen- und Klostergüter sei, einen Krebsschaden zu heilen, der unserer Moral den Todesstoß geben könnte. Unsere Finanzen zu heben, soll Nebenzweck sein.

Das Concordat hat sowohl der römischen Curie als der österreichischen Dynastie sehr geschadet; und ich finde es daher unerklärlich, wie Leo Thun, der doch wissenschaftlich recht gebildet ist und dem Kaiserhause sehr ergeben scheint, sich auch jetzt noch zu sagen erdreistet, daß er stolz darauf ist, an demselben gearbeitet zu haben.

Man findet es seit jener Zeit selbst katholischerseits ganz erklärlich, wenn Katholiken oder Juden zur evangelischen Religion übertreten, während man es nicht begreifen kann, wenn Uebertritte zum Katholicismus stattfinden.

Ich bin seit Solferino in Oesterreich, das, wenn es gut regiert, das glücklichste Land der Welt sein könnte, und habe ich mich zur Genüge überzeugt, daß die Völker aller Provinzen dieses so schönen Gesammtstaates, sowohl religiöse als politische Reformen mit Jubel begrüßen und kein Opfer scheuen würden, den Bestand der Monarchie zu sichern, damit er neugestärkt die Stelle einnehmen könne, die ihm gebührt, was für die Wohlfahrt Europa's so nöthig wäre.

Nicht ein Mal, sondern mehr als oft habe ich von Männern, die mit ganzer Seele an ihrem Kaiserhause hängen, folgende Fragen aufwerfen hören:

Wird unser Kaiser endlich einmal einsehen, daß er seinen Thron nicht als Herr, sondern nur als Vater seiner Unterthanen stützen könne? Wird er erkennen, daß die Zeit vorüber ist, in der man den Staatsbürger als unmündig behandelt? Wird er sich endlich einmal entschließen, den Jesuiten und allen Dunkelmännern eine Macht zu versagen, welche diesen Leuten nur dazu gedient hat, die Völker zu demoralisiren und ganze Länder zu entvölkern? Weiß vielleicht er allein es nicht, durch wessen Schuld in Spanien, Portugal und vielen andern Ländern der Bürgerkrieg entbrannt, und wer an der Demoralisation Italiens den größten Theil der Schuld trägt? Ist es ihm unbekannt, daß es gerade in allen jenen Ländern, wo diese Leute seit Jahrhunderten geherrscht und die Erziehung geleitet haben, um die Moral am schlechtesten steht und dort das größte Elend herrscht? —

Haben es diese Menschen verstanden, sich in all der Zeit einen thätigen Anhang im Volke zu verschaffen, der sie selbst und die Fürsten, die ihnen alle Macht gegeben, sicher gestellt hätte? Und doch scheint dies fast unglaublich, denn wenn wir die gesunden Länder Europa's durchwandern, so werden wir nur selten einen Menschen finden, der nicht bereit wäre, für Sicherheit und Leben seines ehemaligen oder jetzigen Lehrers einzustehen.

Die Meisten schätzen Jene, die ihre Jugend geleitet, ihren Eltern beinahe gleich. Bei den Jesuiten ist das wenigstens im Allgemeinen nicht der Fall. Ihre Anhänger zeichnen sich höchstens durch Unthätigkeit aus.

Erst auf dem Todtenbette geben sie sich den frommen Vätern willenlos in die Hände. Erst wenn sie sich von Allem, was irdisch Gut heißt, trennen müssen, überlassen sie dieses

den todten Händen der Klöster, deren Mitglieder ihnen den Himmel dafür — versprechen! —

Nur Wenige zeigen Muth, im Leben schon für die den geistlichen Orden angehörenden Erzieher das Wort offen und thatkräftig zu ergreifen, und noch geringer ist die Zahl derer, die sich herbeilassen (wenn von diesen Leuten erzogen), ihr Blut für den Monarchen, für das Vaterland zu opfern. —

Ich könnte noch viele Gründe für die Verderblichkeit der Lehrart und des Einflusses dieser Leute anführen, glaube aber, daß die Obigen genügen, um zu beweisen, daß dieselben nur geeignet sind, einen krankhaften Zustand zu erzeugen, vor welchem Gott Oesterreich und Deutschland bewahren möge.

Mögen daher alle Regierungen Deutschlands, mögen alle deutschgermanen, mögen aber auch alle Völker Oesterreichs dahin wirken, daß die Regierung dieses Landes eine Bahn verlasse, auf der sie sich selbst und die ihrer Obhut anvertrauten Völker zu Grunde richten muß!

Rufen wir ihr zu, daß wir ein Oesterreich brauchen und wir gesonnen sind, ihm gegen alle seine äußern Feinde beizustehen, daß wir dies aber nur dann können, wenn es uns vergönnt ist, mit Grund hoffen zu dürfen, daß es von Innen stark, einig und kräftig im Stande sei, auch uns zu helfen! Daß aber seine Interventionsgelüste nicht geeignet sind, uns Vertrauen einzuflößen, und daß wir nicht zu ihm stehen können, bevor wir nicht auf seiner Fahne lesen: Freiheit und Gleichberechtigung aller Confessionen und aller Stände, Betheiligung des Volkes an der Regierung des Landes, vernünftige Freiheit der Presse und der Rede.

Wenn aber diese großen inhaltsschweren Worte gesprochen und zur That geworden sind, dann stehen wir Alle für Einen und Einer für Alle! —

Schon jetzt aber werfen wir unsere Gefühlspolitik, die uns schon so oft geschadet, über Bord, und das zwar für so

lange, als Theile unseres eigenen Körpers, ob freiwillig oder gezwungen, fremden Sceptern unterworfen und in Gefahr sind, nicht allein ihr Gefühl für wahre Freiheit und ihre Sprache, sondern selbst ihren germanischen Geist zu verlieren.

Druck auf andere Nationalitäten üben, das rufen wir auch unsern deutschen Brüdern in Oesterreich zu, sei ferne von uns; denn dies würde nur zu sehr darthun, daß uns der Geist der wahren Freiheit, der den Germanen so sehr kennzeichnet, abhanden gekommen. Rufen wir allen Nationalitäten des großen Kaiserstaates zu, daß sie sich in Liebe umfassen! — daß Keiner dem Andern zu nahe treten, sondern daß Alle trachten mögen, der Welt zu zeigen, daß es auch den verschiedensten Nationalitäten und Confessionen möglich ist, in Frieden und Eintracht neben einander zu wohnen.

Achten wir die Angehörigen anderer Nationalitäten; suchen wir uns ihre Vorzüge anzueignen, streben wir danach, uns vor ihren Fehlern zu bewahren und unsere eigenen abzulegen. Zeigen wir, daß in unseren Adern noch dasselbe Blut rollt, das unsere Väter schon zu Tacitus Zeiten kennzeichnete. Suchen wir, daß die Achtung, welche jeder Einzelne der deutschen Nation im Auslande genießt, auf das Ganze übertragen werde.

Lieben wir Jeden, möge er was immer für einer Nationalität angehören, aber lieben wir Andere nicht mehr, als uns selbst, denn dadurch würden wir uns ein Armuthszeugniß ausstellen; wir würden damit gleichsam sagen, daß wir uns selbst für weniger werth halten, als Andere! —

Ich bin den Ereignissen in Italien, wo ich noch ein kleines Besitzthum habe, gefolgt und ich darf sagen, mit Interesse gefolgt, nicht blos meiner geringen Habe wegen, sondern weil ich fest glaube, daß ein einiges aber zugleich starkes Italien unsern Interessen weit mehr entspricht, als ein zerstücktes und schwaches. Bis jetzt habe ich mich aber leider überzeugen müssen, daß meine Vermuthung, bei einer Revolution werden

größtentheils unmoralische Kräfte an's Ruder kommen, sich nur zu sehr bewahrheitet habe.

Der Sturz Neapels ist nicht durch offenen Krieg, sondern durch Verrath der schwärzesten Art bewerkstelligt worden. Geheimer Länderschacher, falsche Eide, Eidbrüche, Verrätherei, List, Trug, Tyrannei und Heuchelei sind die Mittel, deren man sich bedient hat, um den neuen Staat zu gründen. Kann aber ein Staat, so lange er von Männern geleitet wird, denen kein Mittel zu schlecht ist, um es anzuwenden, wahrhaft erstarken und dürfen wir einem schwachen Staate Glauben schenken?

Nein! so lange in Italien die Regierung in den jetzigen Händen bleibt, dürfen wir ihr nicht trauen, und selbst, wenn sich ihrer reinere Hände bemächtigen sollten, werden wir uns noch immer vorsehen müssen.

So lange dort französischer Einfluß maßgebend ist, wird Napoleon immer seines Gleichen zu finden wissen. In Bezug aber auf den Mann vom 2. December gebe man sich keinen frohen Hoffnungen hin! —

Er wird uns eben so wenig Gutes bringen, als man einen Mohren weiß waschen kann.

Ich glaube auch jetzt noch, daß es Piemont unmöglich werde, ganz Italien zusammen zu halten, vorzüglich wird es ihm schwer werden, die Neapolitaner zu befriedigen; denn — für die materiellen Bedürfnisse der niedern Klassen jenes Reiches hat die Dynastie der Bourbonen wirklich väterlich gesorgt. Geistige Bedürfnisse aber werden nicht in kurzer Zeit geweckt, und nach Allem, was die Bewegungspartei bis jetzt gethan hat, scheint sie auch gar nicht darauf bedacht zu sein, die Moral jener Völker zu heben; denn nicht allein Victor Emanuel, sondern sogar Garibaldi haben dem Aberglauben noch in letzter Zeit Weihrauch gestreut.

Beide warfen sich in Neapel vor dem sogenannten Blute des heiligen Januarius nieder, und Victor entblödete sich nicht,

der Madonna von Loretto, die doch wahrhaftig keinen Mangel leidet, 20,000 Franken zu schenken.

Vielleicht bekommt Franz II., der noch ein ganz junger Mann ist und jedenfalls recht herrliche Eigenschaften besitzt, wenn er bald kommt und lange unter uns leben wird, andere Ansichten von Gott und den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft. Vielleicht ist es ihm noch vorbehalten, in sein Vaterland zurückzukehren, und zum Wohle desselben zu arbeiten.

Ich halte das selbst beim Großherzog von Toscana für möglich, und Beide werden sich gewiß halten, wenn Oesterreich seinen Einfluß darauf beschränkt, jenen Fürsten zu rathen, eine wahrhaft weise Regierung zu führen. Möge es nie mehr Miene machen, mittelst Waffengewalt zu interveniren. Ein Bajonnet ist ein spitzig Ding, es beschädigt und durchlöchert den Thron, den es stützen soll.

Die Jetzige hat den alten Regierungen gewiß schon große Dienste geleistet, vorzüglich dadurch, daß sie die besitzenden Klöster aufgehoben, Jesuiten und Ligurianer des Landes verwiesen hat. Mögen die früheren Monarchen, sollten sie von den Völkern zurückgerufen werden, sich nie einfallen lassen, diesen Leuten die Rückkehr zu gestatten. Sie sollen dann vielmehr Alles aufbieten, daß auch die Bettelorden aufhören zu existiren, und es den Nonnen verwehrt werde, Gelübde für das ganze Leben abzulegen; noch besser wäre es, wenn auch ihre Klöster ganz aufgehoben würden. Die Bettelorden tragen nur zu sehr zum Aberglauben und zur Demoralisation des Volkes bei, dies wird Jeder, der ihr Treiben mit prüfenden Blicken beobachtet hat, zugestehen müssen.

Gewöhnlich sind ihre Klöster in der Nähe solcher Stadtquartiere gelegen, die nur von den niederen Klassen bewohnt werden, und bringen die einzelnen Mitglieder ihre Nachmittage fast immer in den Wohnungen dieser Leute zu, während das Familienhaupt nicht zu Hause ist. Die Nonnenklöster aber

werden bei aller Vorsicht nicht aufhören, für die Meisten eine Stätte der Qual zu sein. Es hausen dort die lebendig Begrabenen. Ich könnte viele Beispiele für meine Behauptung anführen, allein mein Raum ist für jetzt zu beschränkt. Vielleicht wird mir später noch Gelegenheit dazu, wenn du lieber Leser, mehr von mir hören willst.

Der Herzog von Modena würde jedenfalls besser thun, auch wenn die Einigung Italiens nicht zu Stande kommen sollte, nicht zurück zu kehren, denn Männer in seinem Alter verlassen ihre vorgefaßten Meinungen nur selten. Wenn er aber dieselben geltend machen wollte, so würde er die Unzufriedenen nur noch mehr erbittern und der Veredlung der Sitten entgegen arbeiten, — das ist und kann sein Zweck nicht sein; denn wo ihm seine Vorurtheile den Weg nicht vertreten, ist er ein wirklich guter Mensch; da er keine directen Thronerben hat, wird es ihm gewiß nicht schwer werden, zu Gunsten Toscana's abzudanken. Die Stadt Modena aber wird den Abgang des Hofes um so leichter verschmerzen, als der ganze Hofstaat in den letzten Jahren fast ausschließlich aus Jesuiten und Ligurianern bestand.

Die allerschlechteste Regierung war, ist und wird, so lange sie besteht, immer die päpstliche sein. Sie in den Besitz ihrer Provinzen wieder zurückversetzen, hieße der Unzufriedenheit Thür und Thore öffnen, und Italien moralisch und physisch vollständig zu Grunde richten wollen.

Der päpstliche Hof wird keine Verbindlichkeiten eingehen, denen zu Folge er von seiner Regierungsweise abgehen müßte und angenommen, daß er das von Noth getrieben auch thäte, so wird er sich doch nie verpflichtet fühlen, dieselben zu halten. Der Papst hat die Macht, zu binden und zu lösen, — Besserung ist da nicht möglich! — Man lasse ihm Rom mit allernächster Umgebung, umgebe das Gebiet mit einer chinesischen Mauer oder einem tiefen Graben, hüte sich aber wohl, weder zu seinen, noch zu des Volkes Gunsten zu interveniren, denn

ein Fürst, der sich nicht auf seine Unterthanen stützen kann, soll aufhören zu regieren, und wenn es auch der Papst oder der Kurfürst von Hessen wäre. Ein Volk aber verdient eine schlechte Regierung, so lange es dieselbe erträgt.

Zudem könnten auf die oben bezeichnete Weise Jene, die sich unter der dreifachen Krone nicht glücklich fühlen sollten, die ewige Stadt verlassen, ohne ihr Vaterland zu verlieren. Ich glaube übrigens, daß diese Zahl eine sehr geringe sei, denn die Bevölkerung Roms fühlt sich, wie ich weiter oben gezeigt habe, zu behaglich in ihrem Schlamme, als sie sich angetrieben fühlen könnte, denselbeu zu verlassen. Sollte ich mich jedoch täuschen, und sollten die Unzufriedenen die Mehrzahl bilden, so mög:n sie die Regierung zu Reformen zwingen, und dafür sorgen, daß dieselben durchgeführt werden, oder aber ihre Zustände auf andere Weise ordnen und bessern. Nur behüte man sowohl Volk als Regierung vor fremden Interventionen oder Waffen. —

Der Handel ist in Süd- und Mittel-Italien, ja in Italien überhaupt vielfach in deutschen Händen. Es würde dies noch mehr der Fall sein, wenn unsere Regierungen denselben kräftig schützen wollten. Unsere Consularvertretungen lassen aber noch Manches zu wünschen übrig. Jetzt, da sich dort so vielfache Interessen kreuzen, sollten Deutschland und Oesterreich ganz besonders darauf bedacht sein, thatkräftige Männer als Consule zu bestellen — Kaufleute, die ihres Geschäftes wegen die mannigfachsten Rücksichten haben müssen, sind nur selten in der Lage, ihre Landsleute kräftig zu unterstützen.

Unser Schutz jedoch wird um so maßgebender sein, als wir uns mehr enthalten, jenen Völkern unsere Meinung in politischen Dingen mit Gewalt aufdrängen zu wollen, und wir vor Allen darauf bedacht sind, sie auch von der gewaltsamen Intervention der Franzosen zu befreien.

Ich glaube, daß die Feindschaft Italiens gegen Oesterreich an dem Tage begraben wird, an welchem dieses erklärt, daß

es bereit ist, allen Interventionen mit Waffengewalt für immer zu entsagen, und seinen Unterthanen italienischer Zunge eine für dieselben passende Verfassung zu geben.

Sollte, was ich sehr bezweifle, aus dem jetzigen Gährungsprozesse ein einiges Italien hervorgehen und edle Männer sich der Regierung bemächtigen, so mögen sie Florenz zur Hauptstadt machen, welche von den mittelitalienischen Städten die sittlichste ist. Wir aber reichen dann dem neuen Staate offen und fest die Hand, ohne uns von unsern Gefühlen zu unklugen Handlungen hinreißen zu lassen. Erinnern wir uns stets, daß in der Politik die Dankbarkeit nur so lange dauern kann, als es die Verhältnisse und Interessen gestatten.

Die Klugheit sei unsere Führerin nnd diese gebietet sowohl Deutschland und Oesterreich als England, daß sie den Einfluß Napoleons in Italien vernichten, denn derselbe ist nur geeignet den Schlamm der Unsittlichkeit, der besonders im Kirchenstaate, in Neapel, Genua, Ligurien und Turin schon bodenlos genug ist, noch zu vermehren. Wenn wir für unser Recht einstehen, und den Pflichten, welche die Verhältnisse auferlegen, nachkommen, so werden wir unsern Feinden nicht nur trotzen können, sondern auch die Edlen und wahrhaft Freien aller Nationen für uns haben. Auch Frankreich hat deren; hoffen wir, daß sie die Oberhand gewinnen.

Fast alle Engländer, die ich auf meinen Reisen in Italien angetroffen, erklärten mir ganz offen, daß ihnen der österreichische Einfluß daselbst lieber als der französische sei, wenn der Kaiserstaat denselben dazu benützen wollte, die Regierungen der Halbinsel zu zeitgemäßen Reformen zu bewegen, und jenen, die ihren Fall verschuldet hätten, nicht zu Hülfe eilte; denn so könnte er wahrhaft beliebt werden.

Auch England sagten sie, braucht ein Oesterreich, aber nur, wenn dieses stark ist, kann es uns nützen, und stark kann es nur dann werden, wenn es volksthümlich wird.

Der päpstliche Staat kam ihnen vor, wie ein Mensch, der von Einem beim Kopfe und von einem Anderen bei den Füßen gehalten wird, während ihm von einem Dritten, der sich für den Vater des Unglücklichen ausgiebt, das Fell über die Ohren gezogen wird.

Dies waren die Ansichten der Engländer. Ich bin überzeugt, daß wir auch die Sympathien des englischen Volkes wieder gewinnen werden, sobald wir ihnen zeigen, daß wir wahrhaft stark sind, und der Wille der Regierung auch der Wille des Volkes ist.

Ueberhaupt glaube ich, daß wir nur einen Feind haben, dem unser Dasein lästig und vor dem wir immer und ewig auf der Hut sein müssen, und dies ist Frankreich, vorzüglich unter einer despotischen Regierung; denn dem Franzosen geht der Ruhm über Freiheit, und ich möchte sagen über Ehre und Gerechtigkeit. Durch den Ruhm gesättigt, wird er daher leicht vergessen, daß er auch noch edlere Bedürfnisse zu befriedigen hat.

Mit Rußland werden wir, wenn wir fest auftreten, aber aufrichtig zu Werk gehen, noch lange in Frieden leben können.

Ich stelle mir die Auflösung der Türkei durchaus nicht so nahe vor, als dies von vielen Seiten in Aussicht gestellt wird, denn eine Macht, deren Armee noch jüngst so rühmlich gekämpft hat, wird den Geist nicht auf ein Mal aufgeben. Wenn wir dies aber auch annehmen wollten, so wird sich das Slavenreich doch wohl bedenken, einen Schritt zu wagen, durch den wir uns gezwungen fühlen könnten, ihm als Feinde gegenüber treten zu müssen.

Allein uns, die wir zu hinterlistigen Ränken nur wenig geeignet sind, gebührt eine freie und offene Politik, und nur eine solche kann uns Achtung und Vortheil bringen.

Rußland hätte es Oesterreich gewiß weit weniger übel genommen, wenn sich dies gleich vor dem Ausbruche des Krieges

in der Krimm als seinen offenen Gegner erklärt hätte. Das haben mir hochgestellte Russen mehr als einmal betheuert, weil sich der Kaiser Nikolaus alsdann gehütet haben würde, jenen Krieg zu erklären. Ich bin während meines Aufenthaltes in Oesterreich mit vielen Kaufleuten der Fürstenthümer zusammen gekommen, welche mir Alle versicherten, daß, wenn Oesterreich auch noch jetzt die rechten Mittel anwenden, und vorzüglich in der Bukowina und Rumelien der griechischen Kirche gerecht werden, und die Sprache jener Länder in den dortigen Gymnasien einführen wollte, ihm auch die Sympathien der Bevölkerungen in den Donaufürstenthümern nicht fehlen würden. Der Reichthum aber jener Länder würde den Kaiserstaat für den Verlust der Lombardei reichlich entschädigen. Dies möge man in Wien bedenken und dem zu Folge handeln. Erst, wenn wir Fuß am schwarzen Meere gefaßt haben, und zugleich unsere Stellung an der Adria festhalten, werden wir den uns gebührenden Rang im Welthandel einnehmen und behaupten können. Dies sollten auch die Preußen und übrigen Deutschen erwägen, und alle Empfindeleien, vorzüglich in der Politik für andere Nationen fahren lassen, sobald dieselbe unseren Interessen und der wahren Freiheit entgegen ist. Preußen, Deutschland und Oesterreich haben gewiß eine schwierige Aufgabe zu lösen, allein wo der Erfolg groß, muß auch ein großer Einsatz gemacht werden. Große Schwierigkeiten aber waren von jeher geeignet, die Thatkraft der Germanen zu wecken und zu stählen.

Wenn Oesterreich frei, mit Deutschland und Preußen vereint, so müssen und werden diesem Bunde die Schweiz, Belgien, Holland und Schweden, auch England beitreten. Und wenn die Völker dieser Staaten sich gegenseitig verstehen und kennen lernen, so können sie die Welt vor Despotie und Anarchie zugleich bewahren. Bei diesem Gedanken muß sich doch ohne Zweifel die Brust eines jeden Biedermannes heben. Germanen und Oesterreicher aller Zungen sind zu diesem großen Werke

auserkoren, beben wir nicht zurück, sondern zeigen wir uns unserer Aufgabe würdig!

Und nun lieber Leser, erlaube mir noch ein Mal auf Italien und seine Bewohner zurück zu kommen. Das Land ist von der Natur so reich gesegnet, wie nicht leicht ein anderes der Welt; in seinen Bewohnern schlummern gewiß recht viele und gute Eigenschaften, welche man nur zu wecken hätte, um aus ihnen ein Mustervolk zu machen. Es ist wirklich fast unbegreiflich, wie jene Völker in einen so verwahrlosten Zustand haben gerathen können. Viele, welche die Halbinsel nur auf Reisen, also nicht gründlich kennen gelernt hatten, äußerten mir gegenüber, daß sie der Meinung seien, die Moral könne dort durch eine einfachere Religion, als es die römische jetzt ist, leicht gehoben werden; wenn sie das Wort „leicht" weglassen wollten, so möchte ich ihnen beistimmen, denn ich sehe wirklich in der Art und Weise, wie in jenen Ländern das Heiligste was der Mensch hat, die Religion, gehandhabt wird, die größte Quelle der Unsittlichkeit, und wenn man das siebenzehn Jahre mit angesehen hat, und bedenkt, daß das nun schon durch Jahrhunderte dauert, so muß man billig staunen, daß es bei alledem noch edle unverdorbene Seelen giebt.

Wenn man aber bedenkt, daß den Italienern in Folge dieser Mißwirthschaft klare Begriffe von Gott und seinen rein geistigen Eigenschaften gänzlich abhanden gekommen sind, daß sie sich ihn nur unter äußeren Formen vorstellen können, daß sie die Heiligen, Engel ꝛc. besser als Gott selbst kennen, daß sie sich von ihnen auch mehr als von dem höchsten Sein versprechen, so wird man mit mir zu der Ueberzeugung gelangen, daß dort eine Vereinfachung der Religion auf die größten Schwierigkeiten stoßen wird und muß.

Die Völker jener Länder aber sind viel zu bequem geworden, um an ihre eigene Besserung ernstlich zu denken.

Sie finden es viel bequemer, ihre Seelenangelegenheit

durch ihre Geistlichen ordnen zu lassen, als sich direct an Gott selbst zu wenden.

Ich habe Menschen auf der Halbinsel gekannt, die das Dasein Gottes und das Leben nach dem Tode leugneten, weil ihnen ihrer Meinung nach keine Beweise dafür vorlagen; aber dessenungeachtet verehrten sie irgend einen Engel oder Heiligen, die in jenen Ländern die Hausgötter der alten Römer vertreten.

Viele Häuser haben jene Familiengötter verdoppelt und außer diesen hat jedes Familienmitglied noch einen oder auch mehr besondere Heilige. So kannte ich eine Dame, die, ohne an Gott und an ein Leben nach dem Tode zu glauben, mich dennoch für die Andacht zu dem heiligen Raphael gewinnen wollte, von dessen Dasein und Macht sie sich fest überzeugt glaubte, weil sie sich, wie sie mir versicherte, noch nie erfolglos an denselben gewendet habe. Bei all' ihrem Unglauben aber ging sie fleißig in die Messe und zur Beichte. Es war ihr das gleichsam zur zweiten Natur geworden, und so geht es den meisten Bewohnern der Städte jener Länder.

Ich spreche hier nicht so sehr von der Lombardei, der Lommelina, dem Venezianischen und Toskana; denn in diesen Ländern steht es um die Moral lange nicht so schlecht, als vorzüglich in Turin, Genua, Ligurien, dem Kirchenstaate und Neapel. Dort gehen die Leute zur Messe, zur Beichte und Communion, schwimmen, weil es Mode ist, wohl gar in Thränen; allein, kaum haben sie die Kirche verlassen, so begeben sie sich wieder zu dem ihnen so eben verbotenen Buche, zu ihren Maitressen oder Buhlerinnen, und nicht selten zu dem Schauplatze größerer Verbrechen.

Es ist vorgekommen, daß Straßenräuber ihre Opfer mit dem Crucifixe in der Hand anfielen, und den Angefallenen die Wahl ließen sich ihrer Habe aus Liebe zu dem Gekreuzigten, oder aus Furcht vor den geschwungenen Waffen zu entledigen.

Oft werden die Frauen von ihren Anbetern selbst zum Beichtstuhle geleitet, und auch wieder von dort abgeholt. In Ancona lebte ein Wittwe, die verbotenen Umgang mit mehreren Herren pflegte, und wenn der Buhle sich entfernt hatte, auf den Knieen liegend, Kreuze mit der Zunge auf den Fußboden machte; so glaubte sie nicht nur die geschlechtliche Sünde zu sühnen, sondern auch die, welche sie beging, als sie die Folge derselben dem Findelhause übergab.

Die Töchter jenes Landes werden bei Verheirathungen auch jetzt noch selten um ihren Willen gefragt, sie sind Waare und werden als solche verhandelt. Der Wenigstfordernde erhält sie. Dagegen ist es aber auch gar nicht selten, wenn sie sich nach der Hochzeit schadlos halten.

Der Mann ist zufrieden, wenn er den Myrthenkranz unverletzt vorfindet, und kehrt gewöhnlich, selbst wenn die Ehe aus Neigung geschlossen wurde, schon vierzehn Tage nach der Hochzeit zu seinen früheren Verbindungen zurück. An die Liebkosungen der Buhldirnen gewöhnt, findet er das züchtige Benehmen des Weibes dumm und läppisch. Die Männer der bessern Klassen heirathen gewöhnlich erst, wenn sie das vierzigste Jahr bereits überschritten und alle Phasen eines verdorbenen Lebens kennen gelernt haben. Häufig kommen Fälle vor, daß er das Weib schon in den Flitterwochen sowohl physisch als moralisch verpestet. Hat ihm das Glück eine Frau beschieden, die ihm trotz seiner Liderlichkeit mit aller Liebe anhängt, und er sich dadurch belästigt fühlt, so ist er wohl gar im Stande, einen Freund bei ihr einzuführen, und diesem ist es dann zu jeder Stunde erlaubt, sie zu besuchen. Früher war es vorzüglich bei Adeligen noch schlimmer, und die Buhlerei in der Ehe förmlich patentirt.

Es wurde nämlich contractlich festgestellt, daß der sogenannte dienende Ritter (cavaliere servente), den sich die Frau dann selbst wählte, das Recht habe, die Wohnung seiner Ge-

bieterin zu jeder Stunde des Tages und unangemeldet zu betreten, während der Mann sich anmelden lassen mußte. Da in Italien fast noch mehr als in England das Erbe der erstgeborene Sohn bekommt, und die übrigen Kinder fast leer ausgehen, also gewöhnlich nicht in der Lage sind, einen eigenen Heerd zu gründen, und noch obendrein ihre Erziehung derartig geleitet wird, daß das Selbstständigkeitsgefühl in ihnen fast gänzlich verloren geht, so wurden jene Cavalieri serventi fast ausschließlich aus den jüngeren Söhnen der adeligen Familien gewählt. Jetzt werden sie Hausfreunde genannt. In jeder Damenwohnung befand sich eine geheime Thür und Treppe, durch die Jeder, wenn der Mann erschien, entschlüpfen konnte. In vielen Häusern ist es auch heute noch der Fall.

Ein Oheim meiner Frau war noch dienender Ritter bei einer Gräfin, und deren Sohn, ein Mann in mittleren Jahren meinte mir gegenüber, wir wären deshalb Verwandte. An die Schande, die er seiner Mutter dadurch zufügte, dachte er gar nicht.

Jetzt ist das in Betreff des Weibes etwas besser geworden, weil sie weniger Freiheit hat, der Mann aber glaubt sich auch jetzt noch nicht gebunden, und es verdient wohl bemerkt zu werden, daß bei der Trauung nur das Weib einen Ehering bekommt und trägt; da dem Manne keiner gereicht wird, so glaubt er sich dadurch freier. Es giebt jedoch recht rühmliche Ausnahmen auch bei den Männern, vorzüglich im Volke, aber es bleiben doch immer nur Ausnahmen.

Auch unter den Geistlichen findet man Solche, die darnach streben, die Moral zu heben, aber sie stoßen gewöhnlich auf die größten Hindernisse und Schwierigkeiten, nicht nur bei den geistlichen Behörden, sondern beim Volke selbst.

Es ist dort Sitte, daß die Wohnungen zu Ostern eingesegnet und mit Weihwasser besprengt werden, und bei dieser Gelegenheit haben die Priester außer dem Küster, der den Weihwasserkessel trägt, in welchen man das Almosen an Geld nach

Belieben werfen kann, noch einen Mann mit einem Tragkorb bei sich, der Almosen an Naturalien, als Eier u. dgl. sammelt. In Ancona nun hatten sich zwei Geistliche, die diese Bettelei anstößig fanden, verabredet, diesen Mann nicht mehr mitzunehmen, mußten aber dafür auch von der Bevölkerung nicht wenig leiden, und das um so mehr, als einer von ihnen im Verdachte stand mit einer ledigen Dame ein zärtliches Verhältniß zu pflegen. Ein anderer, der schon ein älterer Herr war und beim Volke in größter Achtung stand, hatte in seinem Leben (fast alle Geistlichen beichteten bei ihm) die Ueberzeugung gewonnen, daß es um die Sittlichkeit der Priester und folglich auch um die des Volkes besser stehen würde, wenn man das Cölibat aufhöbe. Er freute sich daher nicht wenig, in der Kirchengeschichte zu finden, daß der Papst wirklich die Macht habe, dasselbe aufzuheben; er ging demnach ohne weiteres zum Kardinal Erzbischof, der ihn zu seinen Nachforschungen ermuthigt hatte, aber leider einem, den Jesuiten verwandten Orden angehörte. Nachdem der Kirchenfürst des Priesters Bitten, die Sache dem heiligen Vater empfehlen zu wollen, damit sie vor ein allgemeines Concilium gebracht und berathen werde, entgegengenommen hatte, entließ er Don Veturini, so hieß der Priester, mit dem Lächeln auf den Lippen. Doch bald darauf wurde diesem das Narrenhaus in Perugia als Wohnung angewiesen. Das Volk aber, obgleich es den Priester bis dahin verehrt hatte, klatschte dem barbarischen Beginnen der Curie Beifall. Es sieht lieber, daß seine Geistlichen unnatürlich sündigen, als daß sie nach den Anordnungen Gottes und der Natur leben. Ein Geistlicher der zu gleicher Zeit Mensch ist, und sich als solcher fühlt, hat in Italien einen bösen Stand. Wie weit sich der menschliche Verstand verirren kann, und sich in Italien wirklich verirrt hat, werden folgende Beispiele am besten darthun.

Ein Bürger in Ancona Namens Papis hatte einen Hund,

der bei der bischöflichen Curie angeklagt wurde, mit einem Knaben geschlechtlich gesündigt zu haben. Die Curie, die in jenem Lande Alles ist, läßt Knaben und Hund arretiren und verurtheilt letzteren (Hund) zu lebenslänglicher einsamer Haft. Da aber sein Herr wohlhabend ist, wird er ihm unter der Bedingung zurückgegeben, daß er ihn nicht frei herumlaufen lasse. Eine Dame hatte ebendaselbst ein öffentliches Verhältniß mit ihrem Sohne. Später stellte sich heraus, daß sie vier Kinder mit ihm gezeugt, diese gemordet und im Garten begraben hatte. Sie wurde zum Tode verurtheilt, aber vom Papste begnadigt und in Freiheit gesetzt, weil sie zu gleicher Zeit die Vertraute vom Obern der barmherzigen Brüder war.

Ein anderes Ungeheuer, das ein Kind gemordet, ein Anderes vom vierten Stocke hatte herabfallen lassen und auch ein Drittes mittelst Fußtritten dem Tode nahe gebracht hatte, wurde ebenso begnadigt und in Freiheit gesetzt, weil es sich des Schutzes der P. P. Dominikaner erfreute. Die böse Welt wollte wissen, daß sie mit einigen derselben in intimen Verhältnissen lebe. Ihr Mann war der Einzige, der das nicht glaubte, obgleich er wußte, daß einer der hochwürdigen Väter bei ihr während der Kindbettzeit sogar die Stelle der Hebeamme vertrat.

Im Jahre 1856 hatte eine Gesellschaft, den gebildeten Ständen angehörig, ein Mahl auf einer Insel im Meere, unweit der Stadt veranstaltet; da auch Juden und Protestanten Theil daran genommen, und man an Fastentagen Fleischspeisen gegessen hatte, so wurden Alle zu fünf Scudi Strafe verurtheilt, oder im Weigerungsfalle zu fünf Tage Gefängnißstrafe, und da man die Strafe über die Ausländer nicht verhängen konnte, so wurde dieselbe auf die Inländer vertheilt; doch auch diese weigerten sich, das Geld zu erlegen, um welches es dem Generalvicar wohl vorzüglich zu thun war. Gerne hätte man nun die Sache auf sich beruhen lassen, und die Leute nicht

eingekerkert, was ohne Aufsehen zu erregen nicht geschehen konnte; allein der Richterspruch mußte vollzogen werden. Man bat daher den dortigen General die Leute jene Zeit hindurch unter seine Obhut zu nehmen, und dieser ließ ihnen mehrere Zimmer im Lazareth anweisen, die dann so comfortabel eingerichtet wurden, daß sie nichts zu wünschen übrig ließen. Jenes Gebäude war vielleicht noch nie so stark besucht worden, als in jenen Tagen.

Jeder wollte die Gefangenen sehen und an ihren Gelagen und Festlichkeiten, die ihnen der General gestattete, theilnehmen. Soldaten und Geistliche thun nur selten zusammen gut. Das Strafurtheil der Curie wurde ins Lächerliche gezogen. Auch die öffentlichen Kirchenstrafen für öffentliche Sünden sind dort noch gebräuchlich. So wird zum Beispiele einem Gotteslästerer ein Stück Holz in den Mund gethan, damit er denselben weder auf noch zu thun könne, und dergestalt muß er Sonntags vor der Kirchenthür knieen, während auf seinem Rücken und seiner Brust Zettel angebracht sind, welche seine Sünde darthun. Dennoch habe ich nirgends fürchterlicher fluchen hören, als in jenen Ländern. Solche Strafen scheinen demnach nur geeignet, das Uebel noch zu vermehren. Das Landvolk hat seine Sitten weit reiner bewahrt, allein, man thut alles Mögliche, auch dieses der Demoralisation zuzuführen.

Nach den Lehren der katholischen Kirche ist es verboten, daß Vettern und Basen sich einander heirathen, doch kann das Kirchenoberhaupt von diesem Verbote dispensiren, für welche Dispens dann eine entsprechende Taxe zu zahlen ist.

Im Bisthum Ancona war ein junger aber armer Bauerssohn in seine Base zum Sterben verliebt und ging daher zur dortigen bischöflichen Behörde, um den Dispens zu erwirken, der Generalvicar aber, der diese Sachen verwaltet, fand es nicht der Mühe werth auf seine Bitten zu hören; bei dem armen Teufel war ja nur wenig zu holen, warum sollte sich der hoch-

würdige Mann da abmühen? Allein der junge Mensch war nicht so leicht wegzubringen, er wurde vielmehr bitter und berief sich auf einen Fall in seiner Gemeinde, wo sich die Curie ebenfalls bewogen gefunden hatte, den Dispens für eine sehr geringe Taxe zu ertheilen. Der Vicar, neu in seinem Amte, fragte den Kanzler, der gerade bei ihm war, ob sich die Sache so verhalte, und er erhielt eine bejahende Antwort, mit dem Bemerken jedoch, daß in jenem Falle die Braut schwanger gewesen sei, worauf der Vicar den armen Bauer zum Teufel schickte. Obgleich dieser nun kein Latein konnte und des Kanzlers Antwort in dieser Sprache war gegeben worden, so hatte er doch zwei Worte aufgefischt, die ihm ein Kamerad, der latein studirt hatte, erklärte. Der junge Mann aber, der sich bis zu diesem Tage der Sittenreinheit beflissen hatte, überredete seine Base ihren Myrthenkranz zu zerreißen, um so die Erlaubniß der Kirche für die Ehe zu erhalten, die ihm der Vicar dann auch mit lachender Miene ertheilte. — Oh! unfehlbare Kirche! — Der Bauer jener Länder arbeitet mit einer Ausdauer, daß selbst unsere deutschen Landleute darob staunen würden, und doch kann er sich nur spärlich nähren und kleiden, denn der Städter frißt ihn so zu sagen auf. Während der letztere fast alle Phasen der Verderbtheit durchgemacht hat, lebt der Bauer noch in der ersten Kindheit, und aus ihm wäre daher noch etwas zu machen, wenn man ihn etwas unabhängiger machen, ihn von seinem Aberglauben heilen, seine Existenz wo möglich etwas bequemer gestalten, und der Jugend die Gelegenheit geben wollte, die Schule besuchen zu können. Unabhängiger würde man ihn wohl dadurch am leichtesten machen, wenn man seinen Grundherrn zwingen wollte, eine Erbpacht mit ihm einzugehen, denn dadurch würde man vor Allem erstreben, daß er nicht fortwährend zittern müßte, von seiner Scholle verjagt zu werden, wozu jetzt der Herr jedes Jahr das Recht hat. Es würde ihm diese Maßregel aber auch Liebe zu seinem Besitz-

thum und zur Arbeit einflößen, weil er sicher wüßte, daß das, was die Erde durch seine größere Thätigkeit mehr hervorbringen würde, ihm allein zu Gute käme und er nicht gezwungen wäre, die Früchte seines Schweißes mit seinem Herrn zu theilen. Einzelne mir bekannte Bauern, die von ihrem Herrn diese Gnade erlangt haben, sind in kurzer Zeit verhältnißmäßig wohlhabend geworden.

Diese Maßregel könnte aber auch nur fördernd auf das Wohl der Städter einwirken, denn sie würden dadurch der Mühe enthoben, ihre Bauern zu überwachen, könnten sich also leichter anderen Geschäften widmen, und so nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Jetzt, da sie nichts vornehmen, bringen sie einen großen Theil ihres Lebens in Kaffeehäusern zu und dort werden meines Erachtens die größten Kabalen gegen Volk und Thron geschmiedet.

Bei den Besichtigungen ihrer Besitzungen, die oft so klein sind, daß sie bei den größten Anstrengungen von Seite des Bauern nicht mehr als 5—600 Gulden tragen, lassen sie dem armen Teufel ihre Herrschersporen nur zu sehr fühlen, zählen das Obst schon auf den Bäumen, die Aehren und Körner auf dem Halme, die Trauben und deren Beeren am Weinstocke u. s. w., beanspruchen oft die größte und schönste Hälfte der Früchte für sich und benehmen so den Bauern jede Lust zur Arbeit. Wenn sie nur den Pachtzins zu beziehen hätten, würde dies Alles vermieden, und auch der Landmann könnte seiner Tage froh werden. Schulen aber würden seine Kenntnisse erweitern, seinen Aberglauben verbannen, ihn von seinen alten schwerfälligen Formen in der Bodenbearbeitung abziehen, und für neue, weit bessere, geneigt machen.

Er würde zugleich, sich unabhängig fühlend, ein nützlicher Bürger des Staates werden, während er jetzt nur als Maschine zu verwenden ist.

Eine Regierung, die den Muth hätte, auf der Halbinsel solchen Reformen die Wege zu bahnen, und sie durchzuführen, würde wohl mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, sich aber auch das Lob der Mitwelt, noch mehr aber das der Nachwelt erwerben und zur Veredlung der Menschen wirklich beitragen.

Man wird mir hier einwenden, daß ein Jeder das Recht hat, mit seinem Gute ganz nach Gutdünken zu schalten. Ich kann diesen Satz nur so lange gelten lassen, als das Allgemeine nicht darunter leidet, und bin der festen Ueberzeugung, daß die obigen Reformen nöthig sind, um in Italien gesunde Zustände zu schaffen; wird man die Sache noch lange anstehen lassen, so wird sich ihrer ein Mal, wenn die Demoralisation auch bei den Bauern noch weitere Fortschritte gemacht hat, irgend Jemand bedienen, um alles Bestehende zu zerstören und zu Grunde zu richten.

Man fürchte den Sklaven, der die Ketten bricht! —

Seit ich Obiges niedergeschrieben, hat die österreichische Regierung ihren Völkern Wege geöffnet, auf denen diese sich dem Throne nähern und ihre Bedürfnisse geltend machen können. Diese Wege sind, obwohl noch wild, rauh und steinig, doch muthig von dem größten Theile der Bevölkerung betreten worden, so daß dies wirklich die Bewunderung jedes denkenden Mannes erregen muß.

Ich lebe der Ueberzeugung, daß, wenn sie so fortschreiten, wenn sie sich Alle einigen, so muß und wird die Regierung ihnen gerecht werden.

Möchten daher die Völker aller Nationalitäten und aller Confessionen des Kaiserstaates auch ferner nur vor und nicht rückwärts schauen! Möchten sie keinen Neid und keine Eifersucht aufkommen lassen! Möchten Alle nur gleiche Rechte beanspruchen, aber auch gleiche Pflichten üben wollen, so kann noch Alles und zwar bald gut werden. — Wenn alle vereint der Regierung mit Vertrauen entgegen kommen, wird die Zuversicht, welche diese zur Bevölkerung gezeigt, indem sie die

Erlässe gab, wachsen können. Oesterreicher! Ihr habt eine schwere aber auch eine schöne und große Aufgabe zu lösen; wenn Ihr euch derselben gewachsen zeiget, so werdet Ihr größer und mächtiger dastehen, als Ihr dies je waret. Seid aber vor allen Dingen wachsam, damit sich nicht auf's Neue Organe zwischen Volk und Regierung, zwischen Nationalitäten und Confessionen stellen, die nach nichts Anderem streben, als das alte Mißtrauen wieder wachzurufen, um es für sich auszubeuten. Bedenke man zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit, daß die wahrhaft großen Männer aller Nationalitäten und aller Confessionen des Kaiserstaates stets gleiche Rechte und gleiche Pflichten für Alle gewollt haben, und fortwährend von der Ueberzeugung ausgegangen sind, daß wenn es kein Oesterreich gebe, man ein solches schaffen müsse.

Und du wahrhaft ritterlicher, noch immer jugendlicher, aber an harten Prüfungen schon so reicher Kaiser, erinnere dich stets an die Zeiten des letzten Krieges, an die Tage der Drangsale und bedenke zu aller Zeit, vergiß es nie, vorzüglich dann nicht, wenn du neue Gesetze prüfest, wer diejenigen waren, die dir in allen Nöthen treu zur Seite standen.

Es waren die Völker des großen Reiches, dessen Geschicke du leitest, die dir überall mit ihren Wünschen nachzogen. Es waren die Völker dieses Reiches, die den letzten Groschen opferten, um den Bestand des Staates und den deiner Dynastie zu retten. Es waren die Söhne der Völker, allen Nationalitäten und Confessionen dieses Reiches angehörend, die sich dem Feinde muthig entgegenstellten, und die, wenngleich geschlagen, ob ihres Heldenmuthes, mit dem sie kämpften, ihren Gegnern Achtung einflößten! —

Du schlossest damals Frieden, und opfertest eine der schönsten Provinzen des Reiches, um ihr Blut zu schonen, werde nun auch Allen gerecht, laß Allen für gleiche Pflichten auch gleiche Rechte werden.

Bedenke, daß, wenn so Großes geschehen konnte, während man zu den Männern, denen die Leitung des Staates und der Armee übertragen war, kein Vertrauen hatte, — und durch die Mißregierung, welche herrschte, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze nicht durchgeführt werden konnte, so daß man dem Ausländer gegenüber schamroth werden mußte, wenn er uns von confessioneller und nationaler Freiheit und Gleichberechtigung oder auch von einer gesund geordneten Preß- und Redefreiheit, von Vereinsrechten u. dgl. sprach. Wenn, sage ich, bei so bewandten Verhältnissen schon so Großes geschehen konnte, was würde dann geschehen, wenn wir unser Haupt stolz erheben und unsern Söhnen bei ihrem Abmarsche zur Armee aus vollem Herzen zurufen könnten: Gehet, und wenn man Euch auf den Kampfplatz führen sollte, so schont auch Eures letzten Tropfen Blutes nicht, denn Ihr kämpfet für ein großes, für ein mächtiges Vaterland, für die Freiheit und den Schutz Eurer Angehörigen, die um Euren Verlust wohl ewig klagen, wenn Ihr den Tod der Helden sterbet, Euch aber auch immerdar segnen werden, denn Ihr kämpfet für Freiheit und Recht! —

Glaube es Majestät! Deine Unterthanen sind wahrhaft gut, Dir und Deiner Dynastie noch immer ergeben! Darum verdienen sie aber auch, daß sie so zufrieden und so glücklich werden, wie dies hienieden nur immer möglich ist, — was ich mit Millionen aus vollem, aus ganzem Herzen wünsche, nicht allein wegen Deiner Unterthanen, sondern auch zu **Deinem** Wohle und weil ein thatkräftiges nur das Gute wollendes Oesterreich zu gleicher Zeit das wahre Wohl Deutschlands und der Welt fördert; denn wenn dem Fortschritte der Wohlfahrt und Gesittung in Oesterreich die Wege immer mehr geebnet werden, wird er auch in den übrigen Ländern weit weniger zu kämpfen haben.

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Arckwort, H. G.

Einiges aus meinem Leben, oder Pius IX., Napoleon III., die Jesuiten, Italien und Oesterreich

Berlin 1861

Ital. 19 cm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10077034-6